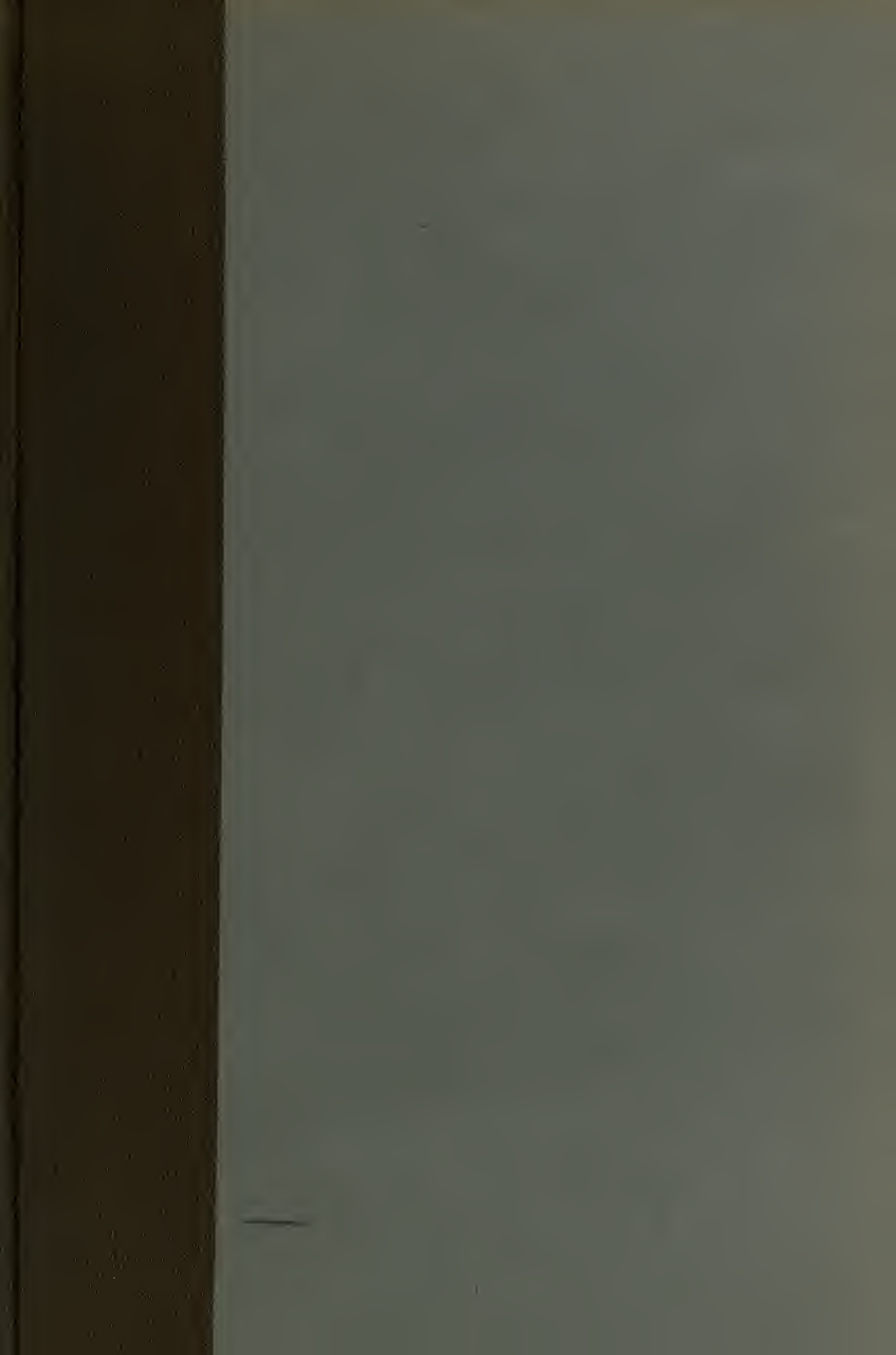


Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.
I. Serie: Verhandlungen der Deutschen Soziologentage.
II. Band.

Verhandlungen
des
Zweiten Deutschen Soziologentages

vom 20.—22. Oktober 1912 in Berlin

Reden und Vorträge

von

Alfred Weber, Paul Barth, Ferdinand Schmid,
Ludo Moritz Hartmann, Franz Oppenheimer,
Robert Michels

und Debatten



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1913.

Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

I. Serie: Verhandlungen der Deutschen Soziologentage.

II. Band.

Verhandlungen

des

Zweiten Deutschen Soziologentages

vom 20.—22. Oktober 1912 in Berlin.

Reden und Vorträge

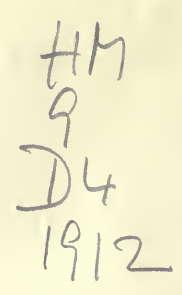
von

Alfred Weber, Paul Barth, Ferdinand Schmid,
Ludo Moritz Hartmann, Franz Oppenheimer,
Robert Michels

und Debatten.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1913.



Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Vorbemerkung.

Gemäß einem Beschluß des Vorstands werden die Referate dieser Tagung hier vollständig, die Diskussionen hingegen nur in kurzem Auszug veröffentlicht. Unvermeidlich wird vielerlei in solchen Diskussionen geäußert, was grade nur durch den aktuellen Moment bedingt ist (z. B. Mißverständnisse und deren Richtigstellung) und woran der Gesamtheit der soziologisch Interessierten keine Teilnahme zuzumuten ist. Selbstverständlich soll an den Aeußerungen, die nicht aufgenommen worden sind, dadurch keine Kritik geübt werden; die Redaktion war nur bemüht, in den zur Verfügung stehenden Raum diejenigen Teile der Diskussion aufzunehmen, für die ihr das Interesse jenes weiteren Kreises am gesichertsten schien.

Inhaltsverzeichnis.

I. Begrüßungsabend
am Sonntag den 20. Oktober 1912.

Vortrag von Professor **Dr. Alfred Weber** (Heidelberg)

über:

Den soziologischen Kulturbegriff.

Es gibt eine sehr einfache Art, sich die Einheit alles geschichtlichen Geschehens und auch den Zusammenhang kulturellen Geschehens mit den übrigen Lebenstatsachen deutlich zu machen und so das Problem der soziologisch geschichtlichen Anschauung der Kultur lösen zu wollen: nämlich die ganze Weltgeschichte in all ihren Teilen zu umfassen als evolutive Entfaltung irgend eines Prinzips, als seine stufenweise Verwirklichung im Weltgeschehen. Es ist im Grunde gleichgültig, ob man dabei von einer teleologischen und dann notwendig mehr oder weniger religiösen, oder kausalen und demnach im ganzen mechanistischen Betrachtungsweise an die Geschichte herantritt, gleichgültig, ob man sie wie Augustin als die Verwirklichung der göttlichen Idee, der civitas dei in der natürlichen Welt, wie Hegel als den gottgewollten Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, wie Saint-Simon und die Positivisten als die allmähliche Herauslösung menschlichen Denkens aus traditionellen religiösen und metaphysischen Formen, oder wie Lamprecht als den Prozeß der stufenweisen Freisetzung des Individuums, oder wie die Geschichtsmaterialisten als den der etappenweisen Entfaltung der menschlichen Produktivkräfte ansieht. Immer geschieht dabei ein und dasselbe, immer werden alle Einzeltatsachen der Geschichte, indem man sie entweder auf eine einzige causa oder einen einzigen Zweck bezieht, hintereinander an ein einziges Gedankenband aufgehängt und in einen sehr

simplen inneren Zusammenhang gestellt. Immer wird die Geschichte dabei und demnach der ganze Werdeprozeß des menschlichen Lebens in ungeheuer einfacher Weise als eine Einheit begriffen. Immer aber bäumt sich, glaube ich, gegen diese Verarbeitung des geschichtlichen Lebens in ein so einfaches Fabrikat, gegen diese gedankliche Kondensierung desselben in unserm Gefühl etwas auf. Es wehrt sich in uns etwas dagegen, die Einzeltatsachen des Lebens dadurch ihrer Eigenbedeutung entkleidet zu sehen, sie als Unterglieder, als Teilmechanismen einer in ihrem Inhalt über ihnen stehenden und noch dazu einer gedanklich erkennbaren Gesamtentität aufgefaßt zu finden; während wir ganz deutlich ihren Eigenwert und ihre Einzigkeit spüren und sie nur als tausendfältig geformte Mannigfaltigkeiten eines unbewußt endlosen Stromes empfinden können, dessen Zweck und Ziel wir nie erkennen und dessen Sinn und Wesen wir höchstens ahnend zu ergreifen vermögen, aber dessen schönste Gabe wir gerade in seiner unendlichen unerschöpfbaren Vielheit der Gestalten erkennen. Und damit zusammenhängend fühlen wir dann zweitens, daß alle diese Betrachtungsweisen, indem sie die Einzelerscheinungen des Lebens, auch des Kulturlebens, auf ein erkennbares Prinzip beziehen, sie gleichzeitig von innen her entleeren und ihrer Rundheit und Ganzheit, ihres vollen Sachinhalts berauben, indem sie sie in die Entfaltungsstufen der Individualität oder der Bewußtseinsentfaltung, oder der intellektuellen Herrschaft oder von sonst etwas verwandeln. Wobei auch nichts hilft, wenn, um der Simplizität zu entgehen, etwa statt eines Prinzips mehrere Ströme als gleichzeitig in der Geschichte sich entfaltend angesehen werden. Denn wir haben ganz deutlich die Empfindung, daß wir auch der kleinsten Einzelerscheinung des Lebens etwas nehmen, wenn wir sie nicht als bloße Individualität, sondern als Formation irgendwelcher noch so komplizierter Allgemeinheiten auffassen und das natürlich noch viel mehr bei den ganz großen Phänomenen, bei der großen kulturellen Tat und dem großen Charakter. Wenn Hegel das große individuelle Handeln und die große Einzelerscheinung dadurch zu retten sucht, daß er den Weltgeist, der sich in der Geschichte entfaltet, sich der Leidenschaften dieser Menschen bedienen läßt, als Kräfte um die Geschichte vorwärts zu treiben, und wenn er von da das großartige Bild entrollt, wie durch die in diesen großen Menschen verkörperten Leidenschaften, ja

ihre ganz egoistischen, in gewöhnlichem Sinne schlechten, das Neue geschaffen wird und wie sie dabei doch als Gedanken und Formen der eigenen Evolution des Weltgeistes, als Werkzeug Gottes, seiner eigenen Entfaltung notwendig sind, so werden wir von diesem Bild einen Augenblick fasziniert, aber doch wieder zurückfallen auf die Erkenntnis, daß jedes derartige Vorgehen, mag es die große Erscheinung nun zum Entfaltungsmodus des Weltbewußtseins, oder mag es sie zur Verkörperung irgendwelcher anderen noch so komplizierten Prinzipien machen, sie damit doch immer degradiert und ihrer schönsten Bedeutung beraubt. Was uns eine dynamische Betrachtung des Lebens, die unserem Fühlen die Kulturemanationen darin begreiflich machen soll, leisten muß, ist, daß wir Dinge wie die platonische Ideenwelt in ihrer einzigartigen Schönheit und Reinheit, ihrer berghohen Abgesondertheit von aller anderen Philosophie der Zeit begreifen und sie doch aus dem Leben herauswachsen fühlen, in dem sie standen; sie muß uns den David des Michel Angelo in seiner unvergleichlichen Zartheit, Tiefe und Stärke über alles Verwandte seiner Zeit erheben, so hoch wie er jetzt auf der Piazza Michel Angelo im Abbild über seiner Stadt steht — und doch ganz deutlich die Lebenswurzeln spüren lassen, die auch ihn, sein Wachstum ernährten, kurz, sie muß das Große in seiner Einzigkeit fassen und es doch in die Zusammenhänge des Lebens hineinzustellen vermögen. Das ist das, was wir von einer Kulturtheorie, die uns ganz Befriedigendes bieten soll, verlangen.

Die Frage, die ich aufwerfen will, ist: Kann es eine derartige soziologisch kulturtheoretische Betrachtung geben? Welches ist ihr Kulturbegriff und was bedeuten ihm gegenüber die bisherigen soziologischen Vereinheitlichungsversuche geschichtlichen und angeblich auch Kulturgeschehens?

Wir stehen mit unserer Psyche in zwei total verschiedenen Welten: Auf der einen Seite in einem Kosmos allgemeiner sachlicher Gegebenheiten, die wir uns wohl persönlich aneignen, die wir auch in ihrem Inhalt wohl zu erweitern vermögen, in die wir aber nichts von unserer Person als solcher hineintun können, da sie aus lauter rein Objektivem und Unpersönlichem aufgebaut ist, aus lauter Inhalten, zu denen wir ja und nein, richtig und unrichtig sagen können, die wir aber verzerren würden, wenn wir etwas Individuelles dazu setzen wollten. Und auf der andern Seite sind wir geistig in einer Welt, in der alles nur vorhanden ist

dadurch, daß es aus etwas ganz Individuellem in uns herauswächst, daß es durch etwas Persönliches, das Allerpersönlichste in uns hindurchgegangen ist, in der alles persönlich abgetönt und nuanciert ist und in der es um so wirkungsvoller und realer wird, je stärker es in das Persönliche hineingetaucht war. Wie in der einen Welt alles nur eine Bedeutung hat, weil es objektiv und allgemein, weit weg von allem Lebensschicksal irgend eines Menschen gestaltet ist, so in der andern alles nur, sofern es gerade umgekehrt dies Lebensschicksal wiederspiegelt, sofern es dadurch etwas ganz Konkretes und Besonderes ist, während es etwas Allgemeines, nur in einem ganz anderen Sinn, in dem symbolischen Sinne einer Allgemein b e d e u t u n g sein kann.

Beide Welten enthalten Verarbeitungen unseres ursprünglichen rohen Erlebnismaterials, beide ruhen in ihrem Ausbau auf dem Triebwerk unserer Psyche, den Aktions- und Reaktionsbeziehungen, in denen wir mit der Umwelt stehen. Aber während in der einen die erregte Aktivität das Erlebnismaterial in seinen intellektuell ergreifbaren Allgemeinbeziehungen betrachtet hat, in seine allgemeinen objektiven Elemente aufgelöst und aus i h n e n in psychische Objekte verdichtet hat, während sie hier, anders ausgedrückt, alles in intellektuelle Anschauungen, Begriffe und Denkformen gebracht hat und dadurch jenen Bau von gänzlich schicksalsfremden Allgemeinheiten, die Kategorienlehre Kants, den Satz des Newton usw. errichtet, in dessen Wölbungen jeder subjektive Laut verhallt, bleibt bei der andern alles in den Händen des Gefühls, wächst nicht nur aus dem Boden des Gefühls heraus, sondern wird von ihm zu psychischen Gegenständen verdichtet, in seinem Inhalt, seinem Wesen, seiner Form von ihm gestaltet. Wir stehen in einer allgemeinen und vom Intellekt geschaffenen Welt von Unentrinnbarkeiten und Notwendigkeiten, die über uns gesetzt ist, soweit die technisch abstrakte Form des Denkens uns beherrscht; und wir stehen in einer von Besonderheiten angefüllten, vom Gefühl geschaffenen Welt, in der es niemals etwas gänzlich Allgemeines, sondern nur etwas von größerer oder geringerer Bedeutung geben kann, weil jedes Einzelne in ihr nur so weit gilt, als die Bedeutung des Gefühls, das es geschaffen hat.

Und wie wir auf der einen Seite alles in unserem Dasein, was von uns und unserer Psyche geformt, B e s o n d e r h e i t und V i e l f ä l t i g k e i t besitzt, in irgend einer Weise aus der emo-

tionalen Sphäre erwachsen meinen werden, so werden wir vermuten, daß auch alles, was durch unsere geistige Leistung an Allgemeinem und Notwendigem als ein Kosmos objektiver Unentrinnbarkeiten über uns gesetzt ist, aus der Tätigkeit des Intellekts entsprungen sei.

Wir wenden dies auf die Geschichte an und die Betrachtung der successiven Verarbeitung des Lebensstoffs in ihr, die ja die bisherigen Geschichtstheorien behandeln. Will die Geschichtstheorie behaupten, daß wir in der Verarbeitung des Lebensstoffs und unserm daraus hervorgehenden geschichtlichen Schicksal in objektive unentrinnbare Reihen gesperrt sind, und will sie ein bestimmtes voraus erkennbares Ziel uns lehren, dem wir notwendig entgegengehen, will sie Evolutionslehre im heute geläufigen oben angeführten Sinne des Wortes sein, so werden wir vermuten, daß sie nur die intellektuellen Entfaltungen des Menschen bisher ins Auge gefaßt und nur von ihnen aussagte, d. h. nur von der einen Hälfte unseres geistigen Daseins.

Und in der Tat, sieht man hin: alle großen Evolutionslehren sind bisher um die eine Tatsache der Intellektualisierung herumgruppiert, sie sind alle Paraphrasen der einen Tatsache, daß der Mensch, sowie er in der intellektuellen Sphäre allgemeine und notwendige geistige Gegenstände aus sich setzt, durch die Entfaltung dieser Sphäre in notwendige und unentrinnbare Gesetze eingestellt ist, wobei sie je nachdem die Unterlage unserer Intellektualisierung, die Bewußtseinsentfaltung oder deren Formen und Inhalte mehr ins Auge fassen und je nach ihrem Standpunkt nach verschiedenen Richtungen verfolgen. So hebt die Lehre Fichtes und Hegels, die geniale und großartige Lehre von dem notwendigen Fortschritt der Menschheit im Bewußtsein der Freiheit, in ihren Entwicklungsstufen vom Zustand der instinktmäßigen Unbewußtheit bis zu vollständig vernunftmäßiger Beherrschung des Daseins, wenn man sie von ihrem metaphysischen Hintergrund abhebt, nichts anderes hervor als eben die Bewußtseinsentwicklung in ihren Konsequenzen für den allerinnersten, allerpersönlichsten Zustand des Ichs, den großen Durchreflektierungsprozeß, der uns zur bewußten inneren Erhebung über das naturgeborene gebundene Dasein führen muß. So heißt, um ein anderes Beispiel zu wählen, die anscheinend in ganz entgegengesetzter philosophischer Weltbetrachtung stehende

Lehre St. Simons und Contes, nach der die Weltgeschichte die Umformung des religiös und metaphysisch angeschauten und geformten Lebensstoffs in einen durch positive Wissenschaft beherrschten und gestalteten darstellt, nichts anderes als die Betrachtung desselben Durchreflektierungsprozesses in seiner Anwendung auf das mehr äußerliche Eingegliedertsein des Ichs in die Welt. Und wenn Marx, anlehnend daran, dann den ganzen Weltprozeß in die sukzessive rationale Evolution der Produktionskräfte auflöst, so heißt das einfach ausschließlich die Anwendung der Intellektualisierung auf die Beherrschung der Naturkräfte ins Auge fassen, das zum alleinigen Triebwerk setzen, und in einer ungeheuer einseitigen Ausdeutung aus diesem einen Teil des intellektuellen Prozesses die ganze Weltgeschichte ableiten. Das ist wohl alles klar. Aber ganz ebenso auch Spencer. Er sieht bekanntlich das Gesetzmäßige und Notwendige im geschichtlichen Prozeß in einer zunehmenden Altruisierung, einem Uebergang der menschlichen Gesellschaft aus einem kriegerischen in einen merkantilen Typus und einer Wandlung des Menschen selber aus einem Gewalt- in einen Mitleidsmenschen. Wir werden, wenn wir auch darin die Konstatierung einer notwendigen und unentrinnbaren Entwicklungsreihe spüren — und etwas darin werden wir in der Tat so empfinden — ich sage sofern wir etwas derartiges darin fühlen, es auch wieder als die Konstatierung einer Wirkung unseres Intellektualisierungsprozesses auf uns entdecken: Alles, was an Altruisierung der menschlichen Gesellschaft und des einzelnen Menschen aus Ideen, aus Weltanschauung, Religion und ethischen Gesetzen hervorgeht, all das empfinden wir, so sicher es da ist und so gewaltige Teile unseres Inneren es durch die christliche Mitleidsmoral ausmacht, doch als etwas, dem wir nicht willenlos unterworfen sind, das wir abschütteln können, das in unserer Periode neue Weltanschauungsbildner ja auch haben wegtun wollen. Aber kein Nietzsche oder sonst irgend ein Prophet kann uns von einem bestimmten Teil dieses Prozesses frei machen, demjenigen, der auf zunehmende Reflektiertheit in unserem äußeren und inneren Verhalten zurückgeht, darauf, daß uns die Grausamkeit aus Gedankenlosigkeit, die spezifische Grausamkeit des Kindes sowie aller primitiven Perioden unmöglich wird, weil die Reflexion zunehmende Teile unseres und des Lebens der andern erhellt und uns dadurch die Leiden, die wir

vorher nicht fühlten, weil wir sie nicht kannten, nun mitfühlen, als eine Tatsache in uns behandeln und in unsere Lebensgestaltung mit einstellen läßt. Ergriffenwerden neuer Sphären unseres Daseins durch das Denken, Heraufgehobenwerden angeborner Instinkte nicht egoistischer Natur in das Bewußtsein, Aktivwerden dieser altruistischen Instinkte in uns und die daraus hervorgehende Zartheit und Rücksicht im Handeln das ist auch hier der Prozeß, dessen Konsequenzen wir uns, mögen wir unsere Weltanschauung bilden wo und wie wir wollen, auf keine Weise zu entziehen vermögen. Und so weiter; wenn uns andere sagen, daß das immanente Prinzip der Geschichte, die allmähliche Freisetzung des Individuums von den objektiven außer ihm stehenden geistigen Gewalten sei, denen es anfangs unterworfen war, so werden wir auch darin das als notwendig und unentrinnbar empfinden, was sich auf die Zerstörung traditionaler. nicht nachgeprüfter, nicht durch Reflektierung objektivierter Gegebenheiten bezieht. Wir werden aber a priori gar nichts darüber aussagen können, ob nicht die Entwicklung der Geschichte dahin gehe, diese alten nicht nachgeprüften durch vielleicht noch viel stärkere, bewußt auf sich genommene Bindungen des Individuums, die traditionalen durch selbst geschmiedete Ketten zu ersetzen. Wir werden auch hier die Transformierung eines unbewußten Zustandes in einen bewußten, die Umformung unserer Existenz durch innere Intellektualisierungsvorgänge als das notwendige Wirken der menschlichen Entwicklung empfinden.

So überall. Hat unser Intellekt einmal irgend eine Sphäre unseres Daseins durchleuchtet, hat er einmal, um das abgegriffene, aber verständliche Bild zu gebrauchen, den Schleier von seinen dunklen Hintergründen fortgezogen, so können wir nicht tun, als ob das Dunkel nie erhellt sei und als hätten wir nichts gesehn. Was wir gesehen haben, das ist d a, das ist in unser Leben getreten und das wird ein Teil unserer Existenz. Und ist einmal irgend etwas in die Beleuchtung unseres Bewußtseins hinaufgehoben, so bringt unsere Psyche es in die Gestaltungen des intellektuellen Denkens, sie erweitert und verfeinert mit ihm den Kosmos der Gegebenheiten unseres innern und äußeren intellektuellen Apparats, sie baut damit eine Welt von Objektivitäten in uns und um uns auf, die unser Leben wird — m i t wird. Und da auf keine Weise der Fortschritt unseres Denkens, der die Bewußtseinsentwicklung

auf immer neue Gebiete hintreibt, aufzuhalten ist, so wenig wie die Bewußtseinsentwicklung des Kindes zum Erwachsenen da dies und die Verfeinerung und Verbesserung der intellektuellen Beherrschung des Ergriffenen sich als ein automatischer Prozeß vollzieht, den wir nicht aufhalten können, so sind wir diesen Reihenvorgängen der Altruisierung und Individualisierung, der innern Rationalisierung unseres Daseins ebenso unterworfen wie denen der äußern Mechanisierung und intellektualistischen Apparatumkleidung. — Das ist der positive Inhalt, den wir aus den älteren Theorien entnehmen können, das was sie uns für unsere Geschichtsbetrachtung bieten.

Es ist aber auch ihre Grenze. Wir haben ein gutes Wort, das wir tatsächlich, wenn auch halb unbewußt, von allen diesen Intellektualisierungsprozessen gebrauchen: wir sprechen von äußerer Zivilisationsentwicklung, wenn wir den Vorgang fortschreitender Naturbeherrschung vor Augen haben, der nichts anderes ist als der äußere Intellektualisierungs- und Rationalisierungsvorgang unseres Lebens; und wir sprechen von innerer Zivilisation, von Zivilisiertheit im Gegensatz zur Barbarei, wenn wir an unsere innere Intellektualisierung, daran denken, daß wir gewisse Dinge, die der primitive Mensch in seiner Unbewußtheit tut, nicht mehr tun können, gewisse Grausamkeiten, die er hat nicht mehr an uns haben können, gewissen Vorstellungen, die ihn beherrschen, nicht mehr unterworfen sein können. Das, was die bisherigen Theorien in Wahrheit analysiert, für das sie ihre allgemeinen Reihen und Regeln aufgestellt haben, ist demnach tatsächlich nur der Zivilisationsprozeß, von dem wir ja auch, wenn wir ihn an irgend einer konkreten Stelle der Geschichte greifen und uns zum Bewußtsein bringen, ohne weiteres das Gefühl der Unentrinnbarkeit besitzen. Wir fühlen deutlich z. B.: die Durchreflektiertheit und Altruisiertheit der Spätantike konnte durch das Einströmen neuer Menschen auf Jahrhunderte zurückgeworfen werden, sie konnte im Leben der Antike selbst von gewissen Bevölkerungsteilen gewissermaßen abgestaut bleiben: immer ward sie, weltgeschichtlich gesehen, in unserem Zivilisationskreis durch all das doch nur aufgehalten, immer war etwas wie ein Druck aus großer Höhe da, der sie die neuen Menschenmassen oder die vorher noch nicht ergriffen gewesenen Bevölkerungsteile irgendwann erfassen lassen, in Form des Christentums in

diesem Fall erfassen lassen mußte, und immer mußte sie in dem neuen Menschenmaterial und in den verwandelten Verhältnissen doch wieder auf dieselbe oder eine andere höhere Stufe wie früher und dabei im ganzen stets auf eine breitere Basis kommen. — Wir fühlen: unser Werkzeugapparat, die äußere Rationasierung, konnte in der Geschichte zum Entfaltungsstillstand kommen, es konnten Teile in Vergessenheit geraten, er konnte durch die gesellschaftlichen Zustände sogar Vereinfachung erfahren, immer mußte der Ausbau wieder in Bewegung kommen, immer mußte die spätere Entwicklung logisch wieder an die vorhandenen Teile anknüpfen, immer mußte sie das Verlorene wieder in derselben oder einer adäquaten Form ersetzen, immer mußte sie den Kosmos, der gewissermaßen präformiert, ehe er äußerlich entstand, in uns vorhanden war, wieder in der Welt aufbauen und stets auf einer breiteren Basis und in besserer Weise. Das alles ist gewissermaßen in uns vorhandenes Leben, das wir zwar langsam aber notwendig zur Entfaltung bringen.

Seiner Wurzel und dem Wesen nach aber ist nun dieses durch den Zivilisationsprozeß entfaltete Leben nichts weiter als eine Fortsetzung der biologischen Entwicklungsreihe der Menschheit. Es ist das seinen Wurzeln nach. Denn es ruht ja einfach auf den biologischen Fortschritten des Denkprozesses, dem Umsichgreifen der denkmäßigen Verarbeitung des psychischen Materials, auf einem Vorgang, von dem sich zeigen läßt, wie er durch die von der Natur gegebenen Beziehungen des Menschen zur Außenwelt geschaffen und gefördert wird — und von dem der Biologe ohne weiteres bemerken wird, daß er durch ganz dieselben Anpassungsprinzipien geregelt wird, wie die Entwicklung der physisch-psychischen Substanz in aller Form. — Es ist eine Fortsetzung der biologischen Entwicklung und — in einem erweiterten Sinn dieses Wort genommen — selbst ein biologischer Prozeß, auch seinem Inhalt und Effekt nach: denn so wie der Denkapparat und die Entfaltung der Verarbeitungen, die er vornimmt, aus Anpassungsnotwendigkeiten erwachsen und von ihnen gefördert sind, so müssen auch die Inhalte bei derartiger denkmäßiger Verarbeitung des Lebensstoffs, das Produkt, das sie dem Menschen bieten, zunächst nichts weiter sein als eine bessere Ausrüstung des Menschen im Kampf ums Dasein, ein besseres Eingestelltsein in die Umwelt, eine Ausweitung der Lebensmöglichkeiten.

Durchreflektiertheit, innere Intellektualisierung und äußere Rationalisierung unseres Daseins — sie alle sind zunächst einfach technische Umformungen des Lebensmaterials, derart, daß man es innerlich und äußerlich in leichterer Form beherrscht, ein Sichauswirken unseres Seins, durch das wir über unsere rein tierisch biologischen Gegebenheiten zu spezifisch menschlich biologischen Gegebenheiten aufsteigen, durch das wir — mögen wir an irgend einem Punkte dabei auch zur Gefährdung unseres Daseins kommen — eine ungeheure Ausweitung unseres inneren und äußeren Beherrschungsrayons im Leben schaffen, durch das wir aber doch nur unsere naturale Existenz erhalten und erweitern. Und alles, was bisher an evolutiver Zusammenfassung der Geschichte geschaffen ist, hat sich in Wahrheit lediglich auf diese unsere biologische Entfaltung, auf unsere Evolution als eine naturwissenschaftliche Art, auf unseren naturalen Lebensstrom bezogen.

Wir fühlen heute aber, daß Kultur über diesem allem steht, daß wir unter Kulturentwicklung etwas anderes verstehen als diesen oder irgend einen solchen biologischen Prozeß, etwas anderes eben als die Ausweitung unserer Lebensmöglichkeiten und die Formung und Gestaltung ihrer Notwendigkeiten und Nützlichkeiten unter seinen Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten. Wir fühlen, sie ist in den Entfaltungen dieses naturalen Stromes nicht enthalten, wir können sie aus ihnen niemals verstehen, nicht darin finden. Ja, sie beginnt erst in gewissem Sinne, wo dessen unmittelbare Einwirkungen aufhören, wo die Gestaltung unseres Daseins durch Zielsetzungen anfängt, die in biologischem Sinne über- oder unzweckmäßig sind, die sich aus den Gesichtspunkten der Fortexistenz und des besseren Versorgtseins unseres naturalen Lebens nicht ableiten lassen und aus dem biologischen Eingestelltsein der Menschen in die Umwelt nicht ergeben. Wir fühlen, es war eine der großen Flachheiten der letzten Zeit, daß man diese Tatsachen nicht gespürt, Kultur und naturales Leben verwechselt hat und von Kulturentwicklung sprach, wenn nur das naturale Leben verbessert ward, wenn man an einer Dampfmaschine den Kessel ersparen, oder einen Menschen statt acht einen Webstuhl bedienen lassen lernte, wenn man mit Explosivmaschinen durch die Luft zu fliegen anfing, durch Röntgenstrahlen die vom Körper gesetzten Augenschranken aufhob und im Krieg den lebenbedrohenden Bazillen immer neue Siege er-

focht, alles Tatsachen von ungeheurer Wichtigkeit, Dinge und Erfolge, die uns mit Recht berauschen konnten, da sie für uns eine neue Welt erobern und uns in eine alte mit früher nie geahnten Kräften setzen, da sie uns aus einer kleinen und beschränkten, kurzlebigen und bedrohten zu einer sieghaften, in weitem Maße über Krankheit und Gefährdung stehenden Art erhoben; Tatsachen, die aber, sofern sie uns damit ein neues Leben schenkten, alle noch nichts weiter als ein nur naturalistisches neues Dasein, ein von innen her noch gänzlich ungeformtes, innerlich noch nicht an irgendwelche letzten Prinzipien angehängtes und noch nicht in irgend einer Weise von Innen her über sich selbst herausgehobenes gaben. Dann aber erst, wenn das erfolgt, wenn das Leben von seinen Notwendigkeiten und Nützlichkeiten zu einem über diesen stehenden Gebilde geworden ist, erst dann gibt es Kultur.

Ich denke, wir fühlen das heute wieder und begreifen, so wenig wir die Zielsetzungen, die dieses Angehängtwerden des Daseins an über ihm selbst stehende Prinzipien und die von Innen her zu schaffende Formung in den Zielsetzungen des biologisch-naturalen Lebens finden, so wenig werden wir auch die Kräfte, die sie tragen, in dem psychologischen und biologischen Triebwerk auffinden, das das naturale Leben aufbaut und deren intellektuelles Umgestaltetwerden die intellektualistischen Geschichtstheorien bisher betrachtet haben. Ja, wir werden begreifen, daß wir diese Kräfte in dieser sichtbaren Welt, sofern wir sie mit intellektualistischen Formeln greifen und in allgemein von ihnen her zu schaffende Gesetzmäßigkeiten aufzulösen trachten, überhaupt nicht werden finden können. Denn diese Formeln und Gesetze sind ja nur der Niederschlag der rational gestalteten Begriffswelt, der einen geistigen Welt, in der wir stehen, wie diese eingeschränkt auf die Beherrschung der Notwendigkeiten und Nützlichkeiten unseres Daseins, auf die geistige Ergreifung unserer rein biologischen Existenz, für deren tieferes Erfassen sie dabei, wie sich gleich ergeben wird, noch nicht einmal reichen. Wir müssen hinter diese so geschaute Welt mit ihren Sichtbarkeiten greifen zu irgend etwas im rein intellektuellen Sinn Transzendentalem, einem metaphysischen Hintergrund, wenn wir finden wollen, was Kultur ist und wenn wir sie in das allgemeine Lebensgeschehen eingliedern wollen.

Es ist dabei ziemlich gleichgültig, welche der verschiedenen metaphysischen Gedankenkonstruktionen wir wählen, um in jenem Hintergrund den Punkt zu finden, aus dem unser kulturelles Handeln fließt. Alle metaphysischen Konstruktionen dienen ja nur der gedankenmäßigen Verdeutlichung von etwas, was man eigentlich in seinem Wesen mit Gedanken und Begriffen nicht ergreifen kann, weil es außerhalb der anschaulichen Welt liegt, aus der wir diese aufbauen. Es ist nur ein Weg der Analogie und Verdeutlichung, ein uneigentliches Sprechen von etwas Eigentlichem, wobei Weg und Form nicht wichtig ist. Aber es ist klar: dasjenige, was uns, wenn wir Kultur und kulturelles Handeln verstehen wollen, begreiflich gemacht oder doch angedeutet werden soll, ist der Punkt, von dem her wir dazu kommen, in einem bestimmten Sinne überbiologisch, im naturalen Sinn überzweckmäßig, ja gegenzweckmäßig zu handeln; überzweckmäßig nicht nur vom Standpunkt der Person und der Erhaltung ihrer Eigenexistenz, denn dieses überzweckmäßige Handeln, durch das wir imstande sind, uns für den Staat, die Klasse, hinzugeben, ist, so wunderbar es ist, schon in das naturale Leben selbst eingebettet; es ist überall vorhanden, schon im biologischen Geschehen, ja dasjenige Verhalten, wodurch das biologische Leben letztlich dauernd sich erhält, sein eigener metaphysischer Hintergrund; unzweckmäßig und die Person aufopfernd, vielmehr für etwas, wie schon gesagt, für die Fortexistenz des Lebens Ueberflüssiges, was wir doch gerade als den letzten höchsten Sinn desselben, dasjenige, wofür es da ist, fühlen, — für einen Gedanken, der in seiner Durchführung vielleicht das Leben selbst aufhebt und dessentwegen wir doch die Empfindung haben, daß es sich lohnt, sowohl zu leben wie zu sterben; — für ein Kunstwerk, das vielleicht ganze Lebensformen und Lebensgrundsätze in Verwirrung bringt, das zersetzend und zerbrechend wirken kann, und dessen Existenz wir doch als höher fühlen als alles Gesunde und Lebendige, was dadurch zerstört wird.

Ich sage, es ist ziemlich gleichgültig, welcher metaphysischen Hilfskonstruktion des Hintergrundes wir uns bedienen, um den Punkt zu finden, das verständlich zu machen. Ich rede hier nicht, weil ich Schopenhauerianer bin, sondern rein aus Bequemlichkeitsgründen mit Schopenhauer. Ich rede demnach von einer Wurzel unseres Handelns, von der tiefsten Wurzel unseres

Seins, die hinter der Trennung der Welt in Subjekt und Objekt liegt, einer Wurzel unseres Seins, die — mag man sie Wille oder anders nennen — deswegen, weil sie hinter dieser Trennung der Welt liegt, hinter jener Furche, die das Bewußtsein mit Trennung von Subjekt und Objekt durch das Seiende zieht, als tiefsten letzten Antrieb unseres Handelns ein Wollen in uns legt, jene Trennung der Welt zu überwinden, das principium individuationis, in das wir eingeschlossen sind, zu brechen, die räumlich zeitlichen Schranken unserer Person zu sprengen und eine Synthese unserer selbst und des Objektiven zu schaffen, in der dies in uns und wir in ihm untergehen. Das ist der Punkt, von dem her schon jenes personell überzweckmäßige biologische Handeln, die Hingabe des einzelnen für irgend etwas Ganzes, das Handeln also, das das Leben selbst trägt, im letzten Grunde allein verständlich wird, und den der Naturwissenschaftler doch auch seinerseits andeutet, wenn er sagt: der unmittelbare innere Zweck des Lebens sei die Erhaltung der A r t. Das heißt ja doch nur, daß die Kräfte, die das biologische Handeln tragen, hinter seinen Individuationen liegen, daß sie ein Wille sind, der diese Individuationen zur Auflösung im Leben zwingt. Das ist denn auch der Punkt, von dem her wir unser kulturelles Handeln und das Wesenhafte der Kultur begreifen, — dann nämlich, wenn wir diesen Zwang und Willen zur Synthese nicht mehr nur auf den Höhenlagen unseres bloß v i t a l e n Daseins, nicht mehr nur zwischen Gattung und biologischem Subjekt und nicht mehr nur für den Umkreis der Gefühle und Wollungen, die s i e umschließen, wirksam denken, sondern auf jenen Höhen unseres Daseins, wo sich Welt und geistige Person begegnen, d. h. der ganze objektive Daseinsinhalt einer Zeit und unser inneres Sein, und wenn wir den Einheitswillen dann bezogen denken auf alle jene Inhalte, die, wenn sich diese beiden treffen, in ihnen als Gesamtheit eingeschlossen sind. Das, was alsdann entsteht, was der Einheitswille unserer metaphysischen Existenz, wenn er auf die Ganzheit unseres eigenen inneren Seins mit der Ganzheit alles Aeußeren, was ihm gegenübersteht, gerichtet ist, schafft und, was also die Synthese von Persönlichkeit und Welt darstellt, das ist Kultur und kulturelles Tun.

Es kann, das sieht man, vor sich gehen, nur durch das Hineinziehen der Dinge in das Zentrum unseres Seins und durch die gleichzeitige Hingabe dieses Zentrums an die Welt, durch ein

Handeln und Gestalten, bei dem die objektive Welt in uns und in der so geschaffenen persönlichen Tat und im gleichen Vorgang die Person in der geformten Welt untergeht, ohne daß bei dieser Tat noch irgendwelche Zweckmäßigkeiten mitbestimmen könnten; sie verschwinden, weil im Umkreis jener Dinge, die sich dabei in eins ergießen, die Erhaltung irgend einer Art zurücktritt und kein eigener Zweck mehr ist. Und der Prozeß, um den es sich dabei handelt, kann sich, das sieht man ohne weiteres, nur nach zwei Seiten hin und in zwei Formen objektiv entladen: entweder die Persönlichkeit saugt die Welt, der sie sich hingeben will, in sich hinein und setzt sie in Form freigestalteter Produkte, in denen sie sich mit ihr verschmolzen hat, aus sich heraus in Gestalt von Objektivationen, in denen die Einheit, die sie sucht, bereits gestaltet ist — und es entsteht das Kunstwerk. Oder sie formt, indem sie das Objektive in sich hineinzieht, in sich ein Bild der Welt, eine Einheit, die äußerlich noch nicht vorhanden ist, die sie erst in der Welt selbst durchsetzen, nach der sie erst das Leben gestalten muß. Was dann entsteht und wofür sie sich dann opfern muß, ist die Idee. Es gibt keine andern Formen sachlich objektiv entladener Kultur als das Kunstwerk und die Idee, und keine andern produktiven Träger dieser als den Künstler und den Propheten.

Wobei aber die Persönlichkeit nicht nach außen hin ins Sachliche zu objektivieren braucht. Sie kann es auch in sich tun. Sie kann die Synthese, die Einheit, die sie sucht, in sich, in ihrer bloßen Existenz vollziehen, sie kann sie einfach leben, gleichgültig, ob sie dabei eine Einheit lebt, die sie selbst schafft, oder wie die ungeheure Masse, die ganze Schar der Menschen eine fremde Einheit, die Synthese, die der Künstler und der Prophet geschaffen.

In beiden Formen ist aber das Zentrum, in das wir die Welt des Objektiven ziehen, der Herd, auf dem wir sie zerschmelzen und verwandeln, das Zentrum unseres Fühlens, d. h. unser Lebensgefühl. In beiden Fällen sind die Dinge, die wir schaffen, mögen sie nun ins Aeußern von uns gesetzt werden oder letztlich in uns selbst verbleiben, vom Gefühl geschaffen, nicht nur so, daß dies der letzte Antrieb ist, der sie entstehen läßt, während dann der Intellekt die Formung vornimmt, sondern so, daß auch die Schaffung und Gestaltung, die Verdichtung selbst durch das Gefühl erfolgt. In beiden Fällen sind es Gegenstände jener

andern psychischen Welt, von der wir im Anfang sprachen. Durch beides also füllen wir die Welt an, nicht mit Allgemeinem, sondern mit Konkretheiten, auch dann, wenn wir das Erlebte nicht in einem Kunstwerk, nicht in einem subjektiven Sein, sondern in dem, was man so oft fälschlich einen Gedanken nennt, verwirklichen, in der Formung der Idee. Wir mögen, wenn wir diese ausgestalten, notgedrungen mit den Begriffen, die uns die intellektuale Verarbeitung des Lebensstoffes darbietet, arbeiten, die Idee überhaupt nur in einem Kleid derartiger Begriffe anschaulich hinsetzen können: immer ist das, was sie *ist*, doch etwas anderes, immer ist sie letztlich die Tochter unseres Fühlens, immer wuchs sie aus dem Mutterboden der Gesamtempfindung für das Leben. Ideen sind, so wie alles andere Kulturelle, Gefühlsentladungen und keine abstrakten Allgemeinbegriffe, sondern ganz konkrete Dinge. Es sind, kann man sagen, diejenigen Konkretheiten im Leben, die Allgemein*bedeutung* haben, Allgemeinbedeutung nicht nur als Tatsächlichkeiten, als welche ja auch jede große biologische Tatsache solche hat, sondern weil wir sie als einen Wert empfinden; als dasjenige, dessentwegen wir das Leben und die Geschichte lieben, weil sie das in ihm repräsentieren, was mehr ist als es selbst, und das, wodurch wir selbst mehr werden können, als wir sind.

Die Aufgabe der soziologischen Kulturbetrachtung ist nun das Herauswachsen dieser Konkretheiten, die wir als Kultur bezeichnen, und deren Wesen und begriffliche Stellung zu den übrigen Lebenstatsachen bisher umschrieben ist, ihr *dynamisches* Herauswachsen aus dem Leben zu erklären. Und es muß dabei augenscheinlich ihr wesentlicher Kern sein, die Entstehung und dynamische Bedeutung des *Lebensgefühls*, des ganz konkreten Bodens, aus dem ja alle diese Dinge wachsen, klar zu machen. Damit wird *jede* soziologisch kultur-theoretische Betrachtung sich zu befassen haben. Wir können diese materiale Aufgabe der Kulturtheorie bei diesen begrifflichen Auseinandersetzungen nicht mehr verfolgen. Nur das ist noch zu sagen. Wie auch dieses Fühlen irgend einer Zeit, der produktiven Geister einer Zeit zustande kommen mag, aus wieviel verschiedenen Komponenten es sich aufbauen mag — es baut sich tatsächlich stets aus vielen alten und neuen Komponenten auf — immer muß *eine* Komponente desselben das naturale Leben bilden, auf das es sich unmittelbar bezieht, in dem es entsteht

und durch das es mitgeschaffen wird, und immer muß es demnach stets neu und anders sein, wenn das Leben sich verändert hat. Und so muß ihm auch jedem Leben gegenüber, aus dem es neu erwächst und auf das es sich bezieht, eine neue Aufgabe entstehen, die Aufgabe, es aus dem ungeformten Zustand, in den es wiederum geraten ist, in einen anderen geformten kulturellen zu erheben.

Nun ändert sich das Leben. Dafür sorgt schon dessen biologische Natur, der Expansionsdrang der Kräfte, die in ihm arbeiten, die ein unaufhörliches Ringen der Völker, Staaten, Klassen, der Familien und der einzelnen hervorbringen. Und dafür sorgt auch der besprochene immer fortschreitende Intellektualisierungs- und Zivilisationsprozeß, der diesem expansiven Drang in seinen Rationalisierungsmitteln unaufhörlich neue Formen und Mittel der Betätigung gibt, der unaufhörlich die Bedingungen der einzelnen Lebensteile in ihrem Kampfe verschiebt und die reale Lagerung und das Machtverhältnis unter ihnen ändert, der unaufhörlich die Allgemeinbedingungen des äußeren Daseins verschiebt, die allgemeine äußere Lebensansicht umformt, wie er durch seinen innern Fortschritt unaufhörlich auch die innere Weltansicht, das Dasein, wie es von innen her geschaut wird, transformiert. Wir stehen tatsächlich fortgesetzt, hier schneller und dort langsamer, an manchen Stellen der Geschichte und der Erde scheinbar unaufhörlich, an anderen vielleicht nur in Abständen von Jahrtausenden, aber auch dort doch immer wieder vor einem neuen Dasein, vor einer neuen Substanz, die wir gestalten sollen. Der Drang sie zu gestalten; in seinen Quellen und der Färbung dieser Quellen noch so kompliziert-genährt, abgesehen von dem unmittelbar erlebten und geschauten Dasein selbst, aus den sich wandelnden Anlagen der Menschen, und aus den kulturellen, religiösen, metaphysischen Hintergründen, die vor jeder Zeit stehen und vor der eigenen insbesondere — er hat durch ein neues Dasein auch eine neue Aufgabe in jeder neuen Zeit.

Man sieht, der Kulturprozeß kann von diesem Standpunkt her kein Entwicklungsprozeß im gewöhnlichen Sinne sein, er hat keine in ihm selbst gelegenen, material gegebenen letzten Inhalte, kein inhaltlich gesetztes letztes Ziel in sich; er strebt nicht zu einer ein für allemal gegebenen Form des Daseins und nicht zu einem in Konkretheit anzuschauenden letzten Daseinsinhalt.

Seine Aufgabe wird vielmehr durch die Wandlung und den Fortgang des naturalen Lebens selbst stets neu und stets in anderer Form gestellt. Sein Wesen kann nur sein (— zum mindesten, soweit wir Menschen ihn auf diesem Wege verstehen können —): im ewigen Strom des Daseins versuchen, dies Leben immer neu zu einer von uns gefühlten über ihm stehenden und doch in ihm liegenden Ewigkeit und Absolutheit zu erheben, — einer Absolutheit; denn unser kulturelles Fühlen und Tun hat nichts vom Relativen, weil es das Ewige will. Aber das Erhabene, Schöne, Gute, oder was wir sonst dabei zur Wahrheit machen möchten, ist nichts materiell ein für allemal Gegebenes, es ist ein Diadem, nach dem wir greifen und das sich jede Zeit auf ihre Stirn zu drücken sucht, das aber jedesmal nicht nur auf einem ganz verschiedenen Antlitz leuchtet, sondern selbst ein anderes ist, und das zu ergreifen den verschiedenen Zeiten ganz verschieden gut gelingt. Einen Fortschritt gibt es da wohl nicht.

Man hat sogar gesagt, daß die Bedingungen für dieses Ergreifen, für die Ewigkeitsumformung unseres Lebens immer schlechter würden; die Tragik des Kulturprozesses sei, daß wir, indem wir uns in kultureller Formung auszuwirken suchen, dadurch ins Leben Objektivationen setzen, die uns schließlich selbst zerbrechen, weil sie ein eigengesetzliches Dasein gewinnen, dem wir uns unterwerfen müssen, statt es zu gestalten.

Der größte Teil der dabei ins Auge gefaßten Objektivationen, Staat, Recht, Wirtschaft, alle andern gesellschaftlichen Aufbauformen, mit denen wir derart das Leben erfüllen sollen, sind zunächst Produkte des Zivilisationsprozesses, rein biologische Gebilde. Sie sind nicht Objektivationen der K u l t u r , sie sind geschaffen und erhalten durch den Existenzdrang, seine Ausweitungen und seine Kämpfe, sie erhalten ihre eigentliche erste innerste und notwendigste Gestalt von diesem, von den Mitteln, deren dieser sich für sein Durchsetzen bedient und d. h. durch die Intellektualisierung. — Sie, und so der ganze derart willkürlich in das Dasein hineingesetzte Lebensaufbau der Gesellschaft werden auch, da ja Kultur das Leben formen heißt, Gegenstand, auf dem sich ihre Gestaltung auswirkt, vielleicht der größte wichtigste, zum mindesten ein großer Gegenstand. Zivilisationstendenzen und Kulturabsicht streiten sich in ihrer Forderung und treffen sich in ihr. Es ist dann sicherlich ein ungeheures Glück für die Gestaltungsmöglichkeiten einer Zeit, wenn

dabei diese gesellschaftlichen Formationen, durch den Lebensdrang, der sie geschaffen, nicht so stark fixiert sind, daß ihr Umschmelzen zu Kulturgestaltungen erschwert ist. Es ist dies das Glück von allen früheren Zeiten, die noch schwächere Rationalisierung und daher gewissermaßen ungeformte plastischere Zivilisationsgestaltungen besaßen. Wir stehen heute vor dem Problem, daß die natürlichen Gebilde dieses biologischen Lebens, auf ganz großen Gebieten, auf dem der Wirtschaft, des Staates, Formen annehmen, die, weil gänzlich rationalistisch durchgebildet, weil zu Kirchengebilden ausgewachsen, strukturell so fixiert sind, daß die persönliche Auswirkung darin ausgeschlossen scheint. Allein, sowenig diese naturale Form von Kulturwillen geschaffen ist, sowenig diese Objektivationen ursprünglich aus ihm selbst erflossen sind, sowenig sie mehr sind als einfaches Leben, das er erst gestalten soll, sowenig liegt darin auch eine Tragik der Kulturentwicklung, die sich selbst aufhübe. Es liegt darin nur das gleiche, wie wenn wir für unsere Kulturgestaltung aus einer von der Natur gegebenen fruchtbaren und reichen Umwelt, in eine arme, felsige, dürre, widerspenstige versetzt sein würden, aus einem willigen in ein unwilliges Land verschlagen würden. Es liegt eine Steigerung der Ansprüche an uns, ein Vergrößern der Aufgabe, die wir zu leisten haben, darin, weiter nichts. Die Existenz der Kultur und der kulturellen Aufgaben in unserer Zeit aber hängt davon nicht ab. Es liegt darin vielleicht sogar ein das kulturelle Wollen und ganz sicherlich ein das kulturelle Fühlen steigerndes Moment. Denn dieser in das großorganisierte, steinige, dürre, von Maschinen angefüllte Land des heutigen Daseins gestellte Mensch ist ganz wie irgend ein vorhergegangener nicht nur rechnend wollendes, sondern auch fühlendes Subjekt, wie irgend einer von dem metaphysischen Drang erfüllt, dies Dasein umzuschmelzen, so daß es eine Einheit mit seinem Fühlen wird. Und je weniger dies Fühlen in den naturalen Daseinsformen heut ein bequemes Material der Einbettung vorfindet, je spröder sie ihm gegenüber sind, mit um so stärkerer Wucht wird es sich in das Bedürfnis ihrer kulturellen Umformung ergießen, mit um so schärferer Betonung muß es alles Kulturelle werten, und mit um so größerer Klarheit wird es die spezifische Natur desselben wieder einsehen. Wir spüren das heute überall. Wenn aber unser Inneres endlich wieder weiß, daß es gegenüber der banausischen Zivilisationsvergötterung

des Intellektualismus und seiner Daseinsformen unser Fühlen ist, was die Kultur schafft, wenn es erkennt, daß die Verwischung dieser Tatsache die eigentliche Gefahr der vergangenen und der heutigen Zeit gewesen ist, wenn es begreift, daß man durch die Verwechslung unseres metaphysischen Fühlens mit der ratio oder der Vernunft die rein technischen Mittel des Lebens und deren Begriffsbildung für seinen höchsten Inhalt hielt und daß man uns dadurch die Geschichte auf die Knie gezwungen hat vor Fetischen, die nicht lebendig, sondern tot sind, dann wird auch die Gefahr, daß wir von diesen Fetischen erdrosselt werden, überwunden sein, weil wir ihnen, die wir gerufen haben, alsdann wirksam werden sagen können: Besen, seid's gewesen! Und wie wir dann eine neue innere Begriffsbildung erleben werden, die uns an Stelle jener rationalen, für das äußere Leben nötigen Allgemeinvorstellungen und Begriffen, mit konkreten Allgemeinbedeutungen, Gefühlssymbolen anfüllt, so werden wir von diesen aus dann auch — da ja jede äußere Form des Daseins immer nur nach außen projiziertes Inneres ist und unsere eigentliche Schwäche heut darin besteht, daß wir noch keine überrationale innere Formwelt in uns tragen — ich sage, so werden wir mit dieser neuen Formwelt dann auch die äußere Form, die Welt der heutigen Mechanismen, kulturell bezwingen.

Wenn man durchaus Entwicklungsperioden der Kultur konstruieren will: es hat eine vorcartesianische Zeit gegeben, in der (so sicher Scholastik in ihr existiert hat) doch die kulturell gestaltende Begriffsbildung noch durchaus konkret, rational noch unzersetzt, das innere Leben voll Gestalten war, und, wie die Sprache voller Bilder, so das nach außen hin gesetzte voll innerlich gefühlter Form war, so gefüllt von Blut, wie jedes Wort von Shakespeare oder jeder Leib von Michel Angelo noch ist; — es hat dann eine cartesianische Zeit gegeben, in der durch innere Rationalisierung und Verallgemeinerung alles abgeblaßt ward, jedes innere Bild langsam verflog und jede äußere Gestalt Allgemeinform ward, so lang, bis schließlich innen ein System von toten Formeln, außen eine Welt leerer Mechanismen übrig blieb. — Es wird eine vorcartesianische, auf die rationale eine nachrationalistische Zeit und Kulturperiode folgen, in der man diese Formeln und auch Mechanismen wohl noch weiter kennen und benutzen wird, in der man aber über ihnen eine Welt von blutgefüllten, durch sie sicherlich von außen mitgeschaffenen, innen

aber von ganz andern Prinzipien, aufgebauten Wirklichkeiten setzen wird, so wie man selbst von einer solchen anderen Welt im Innern erfüllt sein wird. Jeder von uns wird, so wie Cartesius seinen Tag erlebt hat, wo er einsah, daß er seine alte innere Welt zerschlagen und durch eine andere ersetzen mußte, jenen Tag erleben, wo er anfängt, diese neue Welt in sich zu bauen.

II. Erster Verhandlungstag am Montag den 21. Oktober 1912.

1. Referat von Professor **Dr. Paul Barth** (Leipzig)

Die Nationalität in ihrer soziologischen Bedeutung.

Es gibt nach K. Rodbertus hundert Definitionen der Statistik, unter diesen also wohl keine, die von allen Statistikern anerkannt wird. Und doch gibt es eine Statistik als anerkannte Wissenschaft, die sichere Wahrheiten an den Tag bringt. Es gibt auch sehr viele Definitionen der Philosophie, darunter wohl keine, die von allen Philosophen anerkannt würde. Dennoch existiert die Philosophie als Wissenschaft.

Es braucht uns also nicht zu schrecken, daß es keine allgemein anerkannte Definition der Soziologie gibt. Ich will auch hier keine neue versuchen, nur ihr eine Aufgabe zuweisen, die ihr zweifellos von allen Soziologen zugewiesen wird. Sie hat unter anderm die Aufgabe, zu untersuchen, welche Bande es sind, die eine Gesellschaft zusammenhalten und welche Vorgänge es sind, die den bindenden Kitt einer Gesellschaft lockern und schließlich ihren Verfall, zuletzt ihre Auflösung oder wenigstens das Ende ihrer Selbstregierung herbeiführen.

Zu diesen Banden gehört jedenfalls auch das den Mitgliedern einer Gesellschaft gemeinsame Bewußtsein, zu einer bestimmten Nation zu gehören oder das Bewußtsein ihrer Nationalität.

Diesen Begriff hier, am Anfange der Untersuchung, zu definieren, wäre nutzlos. Seine Definition wird sich viel besser auf genetischem Wege ergeben, indem wir verfolgen, wie er entstanden ist und welche etwaigen speziellen Begriffe sich aus den allgemeineren gebildet haben.

Was hält eine primitivste Horde zusammen, wie wir sie am Anfange der menschlichen Geschichte annehmen müssen, wie wir sie noch jetzt bei den niedrigsten der Naturvölker beobachten können?

Es sind wesentlich drei von der Natur dem Menschen verliehene Instinkte: der allgemeine Geselligkeitstrieb, der Geschlechtstrieb und die elterliche Liebe zum Nachwuchse. Diese drei Instinkte erzeugen zusammen das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Horde, den ersten Keim der Nationalität.

Wie wird nun dieses Gefühl bewußter? Offenbar wie jedes Gefühl, dadurch, daß die vom Gefühl begleitete Vorstellung oder Handlung bewußter wird. Sowohl eine Vorstellung aber als eine Handlung wird bewußter durch eine ihr entgegengesetzte Vorstellung oder Handlung. Der Gruppe muß entgegentreten eine andere, zu der sich der Mensch anders verhält als zu seiner eigenen; dann wird ihm die Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe bewußter werden, das Gefühl dieser Zugehörigkeit lebhafter.

Man könnte nun meinen, daß vor allem der Krieg die Vorstellung des Gegensatzes der Gruppen bewirkt habe. In der Tat, der Krieg schafft ja den vollen Gegensatz einer freundlichen und einer feindlichen Gruppe. Aber der Krieg ist unter den primitivsten Stämmen, die vom Fischfang und von der Jagd leben, sehr selten. Sie haben keine Vorräte; was sie erbeutet haben, das verzehren sie bald. Sie haben demgemäß keinen Besitz, der ihre Nachbarn zum Angriffe reizte, auch kein Wohngebiet, das sie verteidigen müßten. Im Sommer wandern sie ohnehin beständig, nur im Winter wohnen sie in festen Dörfern.

Viel wichtiger als der kriegerische Gegensatz ist ein anderer, um sich der Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe bewußt zu werden, nämlich die Nichtzugehörigkeit, die Ausschließung aus einer anderen Gruppe desselben Stammes, die zur Folge hat, daß man aus dieser Gruppe einen Mann oder ein Weib zur Paarung nehmen darf. Schon die Australneger oder wenigstens ein Stamm derselben, die Kamilaroi, sind bekanntlich so organisiert, daß immer eine Gruppe Männer mit einer Gruppe von Weibern eines andern Teiles des Stammes gepaart oder zur Paarung berechtigt ist. Die Nachkommen dieses Gruppenpaares dürfen sich untereinander nicht paaren, sondern nur mit Nachkommen eines anderen Gruppenpaares[1]). Später hören die gruppenweisen Paa-

[1]) Vgl. L. H. Morgan, Die Urgesellschaft, deutsch von A. Eichhoff nd K. Kautsky, Stuttgart 1891, S. 43 ff.

rungen auf, die Einzelpaarungen treten an ihre Stelle, aber das Prinzip der Exogamie, der Heirat aus einer fremden Gruppe, bleibt bestehen. Es ist nicht ganz sicher, wie sich bei den Australiern zu diesen Gruppen, die entweder miteinander verheiratet oder voneinander streng geschieden sind, eine andere Einheit verhält, die sich auch bei ihnen findet, zusammengehalten durch den gemeinsamen Kultus eines heiligen Tieres[1], in dem sie die Seele des gemeinsamen Ahnen wohnend glauben, und mit einem jetzt von den Soziologen allgemein angenommenen Namen Gens (= Sippe) genannt. Beides jedenfalls, die Zugehörigkeit zu einer Ehegruppe wie die Zugehörigkeit zu einer Gens, ist geeignet, sehr bewußt zu werden, da es mit Ausschließung aus anderen Gruppen und anderen Genses verbunden ist.

Ihre Vollendung und stärkste innere Festigung erfährt die Gens später, wenn der Uebergang zum Ackerbau oder wenigstens zu festen Wohnsitzen erfolgt und zum gemeinsamen Ahnenkulte auch noch ein gemeinsames Eigentum an Grund und Boden hinzugekommen ist. Dann ist die Sippe die feste Einheit, in die sich der Mensch zuerst eingefügt fühlt. In den Sagen, die aus jener Zeit in die geschichtlichen Zeiten herüberklingen, wird dies vielfach offenbar. Saul ist von Jahwe durch Offenbarung an Samuel zum Könige bestimmt und Samuel sagt demgemäß zu ihm: »Wem aber gehört alles, was Wert hat in Israel? Nicht dir und deines Vaters ganzer Familie?« Darauf antwortet Saul, der von seiner Erwählung noch nichts weiß: »Ich bin doch nur ein Benjaminit, ein Abkömmling aus einem der kleinsten Stämme Israels, dazu ist mein Geschlecht das geringste von allen Geschlechtern des Stammes Benjamin. Warum redest du so zu mir[2]?« Und als Saul dem David seine Tochter zur Ehe anbietet, erwidert David überrascht[3]: »Wer bin ich und wer ist meine Sippe, das Geschlecht meines Vaters in Israel, daß ich des Königs Eidam werden sollte?« Die zweite der angeführten Stellen beweist, wie der damalige Mensch sich zunächst als Mitglied seiner Sippe fühlt. In der ersten Stelle wird der Stamm zuerst genannt, dann das Geschlecht, aber in der zweiten ist der Stamm ganz weggelassen, nur das Geschlecht genannt, ein Beweis, daß der Stamm von geringerer Bedeutung ist. Von geringerer Bedeutung

[1]) Ihre Namen gibt Morgan, a. a. O. S. 43.
[2]) Vgl. 1. Samuelis IX, 20 f., nach der Uebersetzung von E. Kautzsch.
[3]) A. a. O. XVIII, 18.

ist auch die Einzelfamilie. Das »Geschlecht« ist der Hort des damaligen Menschen.

Und es ist das auch kein Wunder. Denn das Geschlecht ist dem einzelnen im Frieden fortwährend in seiner Wirksamkeit anschaulich, besonders durch gemeinsamen Grundbesitz und durch gemeinsame Ahnenverehrung, ferner durch den Schutz, den es gewährt und den es für die andern fordert. Jeder Mord fordert von allen Geschlechtsgenossen, daß sie ihn mit Blutrache verfolgen, daß sie alle an dem Mörder die Strafe zu vollziehen streben[1]). Der Stamm dagegen und das Volk, die aus mehreren Stämmen aufgebaute Einheit, beide werden nur im Kriege wirksam, und da der Krieg doch auch in früheren Zeiten seltener ist als der Friede, so treten sie dem einzelnen Stammes- und Volksgenossen weniger ins Bewußtsein. Dieses ist erfüllt von dem Anschaulichen; demgemäß seine Nationalität eine durchaus konkrete, die Zugehörigkeit zur Sippe.

Aber die Sippenverfassung ist bekanntlich die letzte der Naturformen der Gesellschaft. Ueberall, wo es geschichtliche Entwicklung gibt, wird sie aufgelöst und umgebildet durch die sogenannte Gesetzgebung. Diese bedeutet den Uebergang von der Sippenverfassung zur ständischen Verfassung. Die Sippe löst sich dabei auf, an Stelle des Gemeineigentums tritt das Privateigentum an Grund und Boden. Man pflegt zu sagen, daß erst jetzt, als Träger der gesetzgebenden Gewalt, der Staat entstehe. Das ist sicherlich nicht richtig. Denn der Staat ist nichts weiter als die organisierte Gewalt des Volkes. Eine solche ist aber schon unter der Gentilverfassung vorhanden. Sie tritt in Wirksamkeit, wenn das Volk Krieg führt, sie zeigt sich also vor allem nach außen. Jetzt aber, nach der Gesetzgebung, wirkt die Staatsgewalt auch nach innen. Sie entsteht also nicht neu, sie wird nur mächtiger. Der Mord, wie schon erwähnt, wurde früher von der Sippe des Ermordeten verfolgt. Jetzt wird der Mörder von der Staatsgewalt bestraft. Ebenso geschieht es mit Diebstahl und Ehebruch, die man früher ebenfalls der privaten Rache oder höchstens dem Schiedsgerichte der Geschlechtsältesten überlassen hatte. Darum wird der Staat allmählich ein konkretes Wesen wie früher die Sippe. Er vertritt das Interesse des gesamten

---

[1]) Wiederholt wird bei Homer ein Mörder erwähnt, der der ihm drohenden Blutrache wegen aus seiner Heimat geflohen ist, z. B. Odyssee, XIII, V. 256 ff. und XV, V. 224 ff.

Volkes und kommt darum häufig in Zwiespalt mit dem Einzelwillen. In der Geschlechterverfassung, z. B. in derjenigen der homerischen Zeit, gibt es solchen Zwiespalt niemals. Eine Gestalt wie Antigone, die, ohne Verbrecherin zu sein, doch mit der Staatsgewalt in einen tödlichen Konflikt gerät, ist erst in der Zeit des Sophokles möglich, in der homerischen Zeit ist sie unmöglich. Einzelwille und Gesamtwille sind da noch ungetrennt, da der bewußte Einzelwille noch nicht vorhanden ist, wie auch das Schuldbewußtsein darum fehlt. Der Verbrecher, selbst der Meuchelmörder, hat bei Homer keine Schuld, nur Unglück, er muß vor der Rache des Geschlechts des Ermordeten fliehen, aber er wird in der Fremde gastfreundlich aufgenommen [1]). Von der Orestessage gibt es bei Homer nur die erste Hälfte. Orestes hat seine Mutter getötet um seinen Vater zu rächen, aber er wird nicht von Gewissensbissen gepeinigt, die Erinnyen oder vielmehr die Erinnys, da es bei Homer nur eine gibt, verfolgt ihn nicht [2]). Und auch die römische Sage von Manlius Torquatus, der seinen Sohn hinrichten ließ, weil er gegen den Befehl des Vaters gekämpft und dadurch die Disziplin verletzt hatte, auch diese Sage ist erst in der ständischen Gesellschaft unter einer starken Staatsgewalt möglich. Dieser starke Staat deckt sich seiner Ausdehnung nach meistens mit der Ausdehnung eines Volkes, d. h. der Gesamtheit der Menschen, die die gleiche Sprache sprechen und gleicher Abkunft sind oder zu sein glauben. Damit wird auch das Volk konkreter und das Bewußtsein desselben im einzelnen lebendiger. Das civis Romanus sum und der Stolz, ein Athener oder Spartaner zu sein, sind dafür Beweise. Bei den Hellenen erzeugt der Staat auch eine besondere körperliche Bildung, die gymnastische, die sie vor allen Nicht-Hellenen auszeichnet [3]).

Aber der Staat bleibt nicht der einzige Besitz, den das Volk gemeinsam hat. Es kommen noch andere geistige Güter als fundamentale hinzu, vor allem die gemeinsame Weltanschauung, die Religion. In den Naturformen der Gesellschaft sind die wichtigsten Götter die Sippengötter, d. h. die Ahnen der Sippe, die, von ihren Mitgliedern verehrt, ein festes Band der Sippe

---

[1]) Vgl. die oben zitierten Stellen der Odyssee.

[2]) Vgl. Odyssee, 3. Buch, Vers 306 ff.

[3]) Vgl. P. Barth, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung. Leipzig 1911, S. 95 f.

bilden. Sie sind nicht dem ganzen Stamme, noch weniger dem ganzen Volke gemeinsam. Ueber ihnen gewissermaßen schwebt eine Reihe von Naturgöttern, die vom ganzen Stamme, meist sogar vom ganzen Volke anerkannt werden, aber doch für das Leben viel weniger Bedeutung haben als die Sippengötter. Denn diese Naturgötter sind bloß mächtig wie die Naturgewalten, die durch sie dargestellt werden, ader ebensowenig wie diese, sittlichen Charakters. Hermes lehrt den Menschen Meineid und Betrug, Zeus treibt Ehebruch und täuscht die Menschen durch trügerische Traumbilder, alle Götter sind, wie ausdrücklich gesagt wird, bestechlich durch Opfergaben, eine Göttin, die Ate, ist sogar die Urheberin alles moralischen Unglücks. Sie stehen auch nicht in einem bestimmten Verhältnis zum Volke der Achäer. Poseidon, Hera und Athene stehen auf seiten der Achäer, aber Zeus, Apollon, Aphrodite sind auf seiten der Troer. Ares wechselt zwischen beiden. Nur bei den Israeliten scheint es, als ob Jahwe, der Gott des Gewitters und der Wüstensonne, schon in der Geschlechterzeit immer der Gott Israels sei, wie Kemosch der Gott der Moabiter, Milkom der Gott der Ammoniter, Baal der Gott der Kananäer und Dagon der Gott der Philister ist. Aber wir haben ja die Sagen, Lieder und Chroniken der Israeliten nicht in originaler Fassung, sondern in einer priesterlichen Ueberarbeitung, die vielleicht auch hierin spätere Gedanken in die frühere Zeit hineingewoben hat.

Aber durch die Gesetzgebung tritt ein großer Wandel im Wesen der Naturgötter ein. Der Gesetzgeber kann sich für die Lebensführung der Jungen nicht mehr verlassen auf das Vorbild der Alten, zumal der Aelteste des Geschlechts als solcher nicht mehr existiert, er muß den bewußteren Willen jetzt bändigen durch abstrakte Gebote: »Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen usw.« Diese Gebote bedürfen des Schutzes durch eine überirdische Macht. Die gentilen Götter sind dazu nicht geeignet. Denn sie gelten ja nur innerhalb eines Geschlechts, und auch innerhalb dieses, welches zerfällt, werden sie nicht mehr allgemein anerkannt. So muß der Gesetzgeber die allgemein anerkannten Naturgötter zu Hütern seiner sittlichen Gebote machen.

Diese Naturgötter werden dadurch zu sittlichen Göttern. Jahwe ist, wie oben schon bemerkt, ursprünglich ein Naturgott, eine Kombination der brennenden Wüstensonne und des Ge-

witters, durch die Gesetzgebung von 623 und durch diejenige des Esra wurde er ein sittlicher Gott. Es ist ja heutzutage eine feststehende Wahrheit, daß der mythische Held Moses nicht Urheber der zehn Gebote ist, die im Exodus Kap. 20 und im Deuteronomium Kap. 5 enthalten sind, daß sie vielmehr aus der von Josia durchgeführten Reform des Gottesdienstes stammen. Vorher ist Jahwe, wie die homerischen Götter, eine große Macht, aber keine sittliche Macht. Er betört z. B. Rehabeam und führt dadurch die Spaltung des Reiches herbei [1]. Er sendet einen Lügengeist unter die Propheten Ahabs, damit Ahab getäuscht werde [2]. Er befiehlt den Diebstahl der ägyptischen Gefäße [3], die die Israeliten beim Auszuge mitnehmen sollen, und er befiehlt die furchtbar grausame Vernichtung der Kanaaniter. David weiß sich ganz unschuldig und sagt dennoch zu Saul: »Wenn Jahwe dich gegen mich angestiftet hat, so möge er ein Opfer riechen [4].« Dagegen im Gesetze von 623 sagt Jahwe bekanntlich [5]: »Ich, Jahwe, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Verschuldung der Väter ahndet an den Kindern sowie an den Enkeln und Urenkeln derer, die mich hassen, aber Gnade erweist solchen, die mich lieben und meine Befehle beobachten auf Tausende hinaus.« Der Kultus dieses Gottes wird immer geistiger und sittlicher. Im Buche Jesu, des Sohnes des Sirach (Kap. 35, 6), heißt es: »Gottes Gebote halten, das ist ein reiches Opfer.« Und die religiöse Gesinnung ist zugleich eine sittliche, sie wird in diesem Buche, wie in den gleichzeitigen und folgenden »Apokryphen« »Gerechtigkeit« genannt.

Denselben Wandel können wir an den Göttern der Hellenen verfolgen, vielleicht an allen, besonders deutlich aber an Apollo. Er ist bei Homer nur Wahrsager und der Bogenschütze, der durch seine Pfeile den sanften Tod der Alten bewirkt, später aber, in der Zeit der ständischen Republiken, ist der Apollo von Delphi die höchste Autorität der Hellenen in allen Fragen der sittlichen Reinheit. Den ganzen Unterschied beleuchtet aufs schärfste Plato in seinem »Staate«. Am Ende des 2. Buches, in seiner berühmten Kritik der Götter Homers und der Tragiker,

---

[1] Vgl. 1. Könige XII, 15 und darüber B. Stade, Geschichte des Volkes Israel, I, Berlin 1887, S. 435.

[2] Vgl. 1. Könige XXII, 20 f. und Stade a. a. O.

[3] Vgl. Exodus XI, 2 und XII, 35.

[4] 1. Samuelis XXVI, 19 und Stade a. a. O.

[5] Deuteronomium V, 9 f. nach der Uebersetzung von E. Kautzsch.

verwirft er den Apollo, wie ihn Aeschylus nach alten Mythen darstellt, den Apollo, der der Thetis verspricht, ihre Nachkommenschaft zu fördern, nachher aber, sein Versprechen brechend, ihren Sohn selbst tötet. Dagegen im 4. Buche (Kap. 5) bestimmt Plato den Apollo von Delphi zum religiösen Gesetzgeber seines Idealstaates. Er bezeugt damit, wie sehr verschieden der vorgeschichtliche Apollo ist von demjenigen der ständischen Republiken.

Durch die Versittlichung gewinnen die Götter nun ein vertrauteres Verhältnis zu den Menschen, sie sind nicht mehr blinde Naturmächte, sondern demselben Gesetze wie die Menschen unterworfen. Sie werden nun auch streng national. Es kommt nicht mehr vor, daß hellenische Götter in den Reihen der Feinde der Hellenen kämpfen oder überhaupt Partei für sie ergreifen. Im Gegenteil, als die Perser dem Heiligtume von Delphi sich nahten, ließ Apollo nach Herodots Bericht Wunder geschehen, um sie zu vertreiben. Und nach Aeschylus' Auffassung führten die Perser auch gegen die hellenischen Götter Krieg[1]). »Sie scheuten sich nicht«, sagt Aeschylus wörtlich, »nachdem sie nach Hellas gekommen waren, die Götterbilder zu rauben und die Tempel zu verbrennen. Sie haben auch die Altäre von Grund aus zerstört.« Dafür wird sie nach Aeschylus' Meinung auf der Ebene von Platää schwere Strafe treffen. Der athenische Ephebe schwört: »Ich will kämpfen für die Heiligtümer und das Göttergut sowohl allein als mit andern. Ich will die vaterländische Religion in Ehren halten. Meine Zeugen seien Agraulos (Athene), Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auxo, Hegemone"[2]).

Und ebenso national wie der griechische Apollo ist der Jupiter Capitolinus, sind auch die andern Götter der Römer. Es war den Römern ganz undenkbar und wird nie erwähnt, daß Jupiter jemals, wie die homerischen Götter, auf seiten der Feinde des römischen Staates stehen könnte. Wenn die Römer fremde Kulte in ihre Hauptstadt aufnahmen, so beruhte das gerade auf dem Glauben an die nationale Natur der aufgenommenen Götter. Sie hofften dadurch die Völkerschaften selbst, die jene Götter verehrten, mit Rom zu vereinigen, da diese ihren Göttern gewissermaßen nachfolgen würden.

Es ist also die Religion in der antiken ständischen Gesell-

---

[1]) Vgl. Aeschylus, Perser, S. 807 ff.

[2]) Vgl. P. Barth, a. a. O. S. 98.

schaft ausgesprochen national. In klassischer Energie erscheint ihre nationale Funktion im jüdischen Volke. Bei ihm ist sie die zusammenhaltende Macht gewesen, welche zum Ersatz für die Einheit des nationalen Grundes und Bodens und des Staates zu dienen vermochte. Schon in der babylonischen Verbannung war die Religion das Band, das die Verbannten in fremder Umgebung zusammenhielt. Ja sogar, sie wurden durch die Verbannung nationaler als zuvor. Während Moses noch die Tochter eines Midianiters heiratet, die Mosessage also nicht ausschließlich nationalen Geist verrät, während vor dem Exil leicht Fremde aufgenommen wurden, Salomo z. B. viele fremde Weiber hatte, wies Esra alle fremden Weiber aus und schloß sein Volk ab gegen fremde Völker[1]). Es blieb so, als die Juden nach der Rückkehr sich über alle an das Mittelmeer grenzenden Länder zerstreuten. Der Tempel von Jerusalem war der magnetische Pol, der sie körperlich oder wenigstens geistig stark anzog und das Bewußtsein ihrer Nationalität erhielt. Und als er samt der Stadt zerstört, als auch kein Schatten mehr eines nationalen Staates übrig war, da blieb die jüdische Religion immer noch mächtig genug, eine nationale Gemeinschaft des weit zerstreuten Volkes aufrecht zu erhalten. Sie ersetzte ihm alles: den Staat, den Boden, die nationale Kunst, die ebensowenig vorhanden war wie der nationale Staat, ja sogar die gemeinsame Sprache, die ja von den meisten Volksgenossen nicht mehr gesprochen wurde. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, wenigstens in Osteuropa. Dort sind die Juden noch eine Nation und der nationale Kitt ist ihre Religion.

In der ständischen Gesellschaft der Hellenen war der religiöse Glaube, wie schon bemerkt, ebenfalls eine nationale Sache. Aber er erzeugte ein weiteres geistiges Gut, das ebenfalls als nationales Eigentum betrachtet wurde, nämlich die sogenannte musische Bildung. Die hellenische Erziehung, wie sie allgemeine Sitte war und wie sie Plato idealisierte, bestand aus zwei Teilen: der schon oben erwähnten Gymnastik und der Musik. Die erste war Vorbereitung auf den Krieg, die zweite auf den Gottesdienst. Diese umfaßte darum 4 Fertigkeiten: 1. den mimischen Tanz, 2. die Musik im engeren Sinne, besonders das Spielen der Kithara, 3. den Gesang der Hymnen an die Götter, 4. das Auswendig-

[1]) Vgl. Stade, a. a. O. I, S. 111 und II, S. 157 f.

wissen anderer Gedichte, besonders der homerischen[1]). Diese musische Bildung ist die hellenische, sie unterschied den Hellenen von dem Barbaren, der ihrer entbehrte, und gab dem Hellenen ein nationales Selbstgefühl gegenüber dem Barbaren. Isokrates z. B. sagt[2]): »Soweit hat unsere Stadt im Denken und Reden die andern Menschen hinter sich gelassen, daß ihre Schüler die Lehrer der anderen geworden sind und sie hat bewirkt, daß der Name der Hellenen nicht mehr eine Abkunft, sondern eine Gesinnung bedeutet und viel mehr diejenigen Hellenen genannt werden, die an unserer Bildung, als diejenigen, die an unserer Abstammung teil haben.« Die Bildung also ist das Kennzeichen des Hellenen, die Unbildung das des Barbaren. Und dieser Begriff des Barbaren bleibt bis in die römische Zeit. Dionysius von Halicarnassus, der um Christi Geburt seine »Römische Archäologie« schrieb, klagt über die falschen Meinungen, die die Griechen über die Römer hegen, indem sie die Römer für Barbaren halten[3]). Er bemüht sich dann nachzuweisen, daß mehrere Stämme, die mit anderen das römische Volk gebildet haben, hellenischer Abkunft sind, und daß das ganze Römervolk, trotz Zumischung anderer Stämme, die Barbaren waren, doch immer seit Gründung der Stadt ein hellenisches Leben geführt, hellenische Sittlichkeit gezeigt habe, während andere hellenische, im Barbarenlande liegende Städte Sprache und Sitten, Götter und Gesetze der Hellenen, kurz alles, »wodurch sich die hellenische Natur von der barbarischen unterscheidet«, aufgegeben und verlernt haben, z. B. die Achäer am Pontos, obgleich sie aus Elis, aus dem Kerne Griechenlands stammten[4]).

So ist hier die Kunst ein nationales Moment geworden, allerdings mehr die redende Kunst, die ihrer Natur nach zu allen Volksgenossen spricht, die aber auch Gefühle und Gedanken bestimmter ausspricht als die Kunst des Bildhauers und des Malers. Und zwar ist, wenn man Kunst und Nation betrachtet, das Verhältnis ein gegenseitiges. Die Kunst dient dazu, das Bewußtsein der Nationalität zu stärken, und die Zugehörigkeit zur Nationalität ist der Kunst förderlich. Ja, man kann sagen,

[1]) Vgl. P. Barth, a. a. O. S. 98 ff.

[2]) Panegyricus, K. 13. Ich verdanke den Hinweis auf diese Stelle Fr. Jacobs, Vermischte Schriften, 3. Teil, Leipzig 1829, S. 80 f.

[3]) Dionysius Halicarnassensis, Antiquitates Romanae, 1. Buch, Kap. 4 (pag. 13) und Jacobs a. a. O.

[4]) Vgl. Dionysius, a. a. O. 1. Buch, Kap. 89 (pag. 230 ff.) und Jakobs a. a. O.

nationaler Charakter ist bisher die unerläßliche Bedingung jeder der redenden Künste gewesen, und zwar Bedingung in zweierlei Richtung. Erstens kann ja keine Kunst bestehen ohne ein Publikum. Und ein Volk gleicher Sprache, gleicher Sitten, gleicher Gefühle wie der Künstler, ergibt eben das breiteste Publikum selbst dann, wenn es nicht das ganze Volk ist, das für das Kunstwerk Interesse hegt, sondern nur ein Teil oder ein Stand desselben. Zweitens aber kann das Organ der redenden Künste, die Sprache, nur dann psychologisch fein und lebendig genug für künstlerischen Ausdruck sein, wenn sie in der Umgebung des Künstlers von einem lebensstarken Volke gesprochen wird. Sobald dies nicht der Fall ist, entsteht kein lebensfähiges Kunstwerk, keine lebendige Blume, sondern bloß eine Papierblume. Den Beweis dafür liefern alle Nachahmungen der nationalen Kunst, die immer nur ein dürftiges Leben führen. Wir studieren noch heute jeden römischen Dichter aus der Zeit der lebenden römischen Sprache, wir verfolgen genau jede Einzelheit seines Sprachgebrauchs, wir finden in solchen Einzelheiten der Sprache ebenso wie in seiner Komposition und in ihrer künstlerischen Ausdrucksweise, z. B. in seinen Metaphern, psychologische Gesetzmäßigkeiten und Feinheiten. Was wir aber dem letzten der Römer des Altertums, z. B. einem Silius Italicus oder Ausonius nicht versagen, fällt uns gar nicht ein gegenüber den gefeierten Größen der humanistischen Dichtung des 14., 15. und 16. Jahrhunderts. Sie erregten die Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Eobanus Hessus in Erfurt z. B. wurde wegen seiner Uebersetzung der Psalmen und wegen seiner Briefe christlicher Heroinen Ovidius christianus genannt[1]), Baptista von Mantua sogar Virgilius christianus. Aber niemand liest sie heutzutage, niemand bemüht sich ihren Sprachgebrauch zu untersuchen. Dagegen was die italienischen Humanisten in ihrer italienischen Volkssprache geschrieben haben, lebt noch, wird noch gelesen und geschätzt, zum Teil bewundert. Petrarca hielt für sein bestes Kunstwerk sein Epos Africa, in dem er in lateinischer Sprache die Taten der Scipionen verherrlicht hatte[2]). Kein Mensch liest es heutzutage. Seine italienischen Gedichte, auch seine Lieder

---

[1]) Vgl. D. Strauß, Ulrich von Hutten, 2. Aufl. 2. Leipzig 1871, S. 27 f.

[2]) Vgl. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums, 3. Aufl. besorgt von Max Lehnerdt, Berlin 1893, I. S. 151.

an Laura, hielt er für wertlose Spielereien[1]. Aber sie allein sind es, die noch heute gelesen und hochgeschätzt werden. Ebenso erwartete Boccaccio nur von seinen lateinischen Schriften seine Unsterblichkeit. Der italienischen schämte er sich, nur einmal sind sie in seinen Schriften überhaupt erwähnt[2] und doch sind sie die einzigen, die heute noch leben.

Wenn wir auf den Nationalitätsbegriff noch einmal zurückblicken, wie er bei den Hellenen lebte, so hat er hier, in der ständischen Gesellschaft der Hellenen, den reichsten und tiefsten Inhalt erreicht. Er umfaßt das Bewußtsein eines heimischen Bodens, eines freien Staates, einer eignen Religion und einer eignen physischen und geistigen Bildung, durch welche letztere man sich besonders von den »Barbaren«, den Nichthellenen, unterschieden glaubte.

Wenn ich nun den Begriff der Nationalität in seinen weiteren Schicksalen verfolge, so will ich mich auf den westeuropäischen Kulturkreis beschränken, der der unsere ist und darum am meisten interessiert.

Auf die Höhe der Wirkung, die der Begriff der Nationalität bei den Hellenen erreicht hatte, folgte bei diesen selbst seine Abschwächung durch einen neuen Begriff, der von nun an nie wieder erlosch und den Begriff der Nationalität in seinem Wirken sehr einschränkte, nämlich der Begriff der Menschheit, des Weltbürgertums. Und zwar war es die Philosophie, die Wissenschaft, die diesen neuen Begriff erzeugte. Sie konnte bei den Hellenen entstehen, weil sie keinen organisierten Priesterstand hatten, der durch seine Autorität das freie Denken hätte unterdrücken können. Die Philosophie wandte sich notwendigerweise auch den Problemen des sozialen Lebens zu. Aber die größten der hellenischen Philosophen waren noch erfüllt von der Idee der Nationalität, von dem Abstande zwischen Hellenen und Barbaren. Er beruht nach Plato auf Verschiedenheit der Rassenanlagen, indem er den Hellenen das Streben nach Wissen, den Thrakern und den Skythen und ihren Nachbarn den kriegerischen Mut, den Phöniziern und den Aegyptern das Streben nach Geld als angeborenen Charakter zuschreibt[3]. Den Kampf zwischen Hellenen und Barbaren hält er für »naturgemäß« und will ihn »Krieg«

---

1) Vgl. a. a. O. II. S. 396.
2) Vgl. Voigt, a. a. O. I. S. 166.
3) Vgl. Plato, Der Staat IV, 11 (435 E f.).

nennen, den Kampf zwischen hellenischen Völkern untereinander aber hält er für naturwidrig, für eine Krankheit und will ihn bloß als στάσις d. h. Aufstand oder Bürgerzwist bezeichnen [1]). Aristoteles findet den Gegensatz der Völker auf ethischen Unterschieden beruhend, er hält die Hellenen für geborene Herren, die Barbaren für geborene Sklaven, und zwar die Asiaten wegen ihrer Feigheit, die europäischen Barbaren aber wegen ihres Mangels an Denken und an Kunstfertigkeit. Nur die Hellenen vereinigen nach seiner Meinung kriegerischen Mut mit der Begabung für Kunst und Wissenschaft. Wenn die Hellenen einen einheitlichen Staat hätten, so wären sie nach Aristoteles' Meinung fähig, über alle Völker zu herrschen [2]).

Dieser Zweiteilung der Menschheit tritt nun sehr bald der Begriff des Weltbürgertums entgegen. Nach Cicero und nach noch späteren Autoren soll schon Sokrates auf die Frage, woher er sei, geantwortet haben, er sei ein Weltbürger, aber alle Historiker der Philosophie stimmen darin überein, daß hiermit spätere Begriffe auf Sokrates zurückdatiert seien [3]). Erst mit dem Verkehr der hellenischen Kolonien untereinander und mit den asiatischen Feldzügen Alexanders wird der Horizont weit genug, um die »Barbaren« genauer kennen zu lernen und zu würdigen, zumal wenn diese Barbaren selbst in die hellenische Philosophie tätig eindrangen. Erst von Zeno dem Stoiker, der um 300 vor Chr. zu lehren anfing, ist es sicher, daß er alle Menschen für gleich gehalten und die natürliche Anlage zur Sklaverei geleugnet habe [4]). Nach der Metaphysik der Stoiker wurde diese These dadurch begründet, daß jede menschliche Vernunft ein Stück der göttlichen Vernunft sei, aus der sie hervorgegangen sei, in die sie zurückkehre, daß somit alle Menschen des gleichen Ursprungs, Kinder Gottes, also auch gleichen Wertes seien. Jeder ist Bürger eines kleinen menschlichen Staates, außerdem aber auch des großen Weltstaates, zu dem alle vernünftigen Wesen gehören, die Götter eingeschlossen, des Weltstaates, zu dem sich die einzelnen Staaten verhalten wie die Häuser einer Stadt zur

---

[1]) Vgl. a. a. O. V, 16 (1470 C f.).

[2]) Vgl. Aristoteles, Politica, 1252 B, 1327 B. ed. Susemihl.

[3]) Vgl. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen, II, 1, 4. Aufl. Leipzig 1889, S. 168.

[4]) Von den Kynikern ist dies noch ungewiß. Es gibt kein Zeugnis, daß sie schon dasselbe wie Zeno gelehrt haben. Man hat es erst erschlossen, weil Zeno ihr Schüler war. Vgl. Zeller, a. a. O. S. 325 f.

ganzen Stadt[1]). Dieser Begriff des Weltbürgertums ist seitdem nie mehr erloschen. Er ist dann auch zu den Römern übergegangen. Besonders Cicero erinnert immer wieder an die Gemeinschaft aller Menschen als solcher und verlangt darum die Milderung der Kriege, bedauert die Zerstörung Korinths[2]). Der politische Gegensatz ist somit gemildert. Der Gegensatz der Bildung, der in der früheren Unterscheidung von Hellenen und Barbaren lag, bleibt bestehen, wie unter anderem die oben zitierten Worte von Dionys aus Halicarnass beweisen. Aber die Bildung erhielt jetzt, wenigstens bei den Römern, einen anderen Namen. Die Griechen nennen sie weiter παιδεία, die Römer aber humanitas, Menschlichkeit. Diese ist jetzt ihr Ideal, während des früher die virtus gewesen war.

In den neuen politischen Gebilden, die durch die germanischen Völker auf dem Boden des römischen Reiches entstanden, müssen wir zunächst ein starkes Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit voraussetzen, da wir ja die verschiedenen germanischen Stämme ein gesondertes Dasein führen sehen, jeden mit eigenem Landgebiete, eigenem Rechte, eigenem Dialekte der gemeinsamen Sprache. Diesem Stammesbewußtsein gegenüber ist das Volksbewußtsein schwach. Wenn man einen deutschen Geschichtsschreiber des früheren Mittelalters liest, so hört man nur vom Reiche, aber nicht vom Deutschen Reiche, noch von Deutschland, sondern nur von einem Stamme. Widukind z. B., der im 10. Jahrhundert schreibt, spricht nur von den Sachsen und von ihrer Herrschaft, ihrem regnum, aber nicht von einem deutschen Volke[3]). Erst im späteren Mittelalter finden wir ein Bewußtsein der Zugehörigkeit zum deutschen Volke, z. B. bei Walter von der Vogelweide. Ebenso wird es wohl auch bei den Franzosen und den übrigen Völkern Westeuropas sein.

Das Volksbewußtsein konnte auch nicht zu voller Energie emporwachsen, weil es immer wieder gedämpft wurde durch die große Beherrscherin des mittelalterlichen Geisteslebens, nämlich durch die Kirche. Schon der jüdische Gott wurde seit Jeremia größtenteils universal gedacht, das messianische Reich war im Geiste mancher Propheten ein Vollendungsreich der gesamten Menschheit. Jesus vollends wandte sich ja mit Bewußtsein an

---

[1]) Vgl. P. Barth, Die Stoa, 2. Aufl. Stuttgart 1908, S. 145, 191.

[2]) Vgl. P. Barth, a. a. O. S. 191.

[3]) Vgl. W i d u k i n d , Res gestae Saxonicae II, Kap. 24.

einen größeren Kreis als das jüdische Volk, und Paulus setzte bekanntlich durch, daß die Apostel zu allen Völkern gingen. So wurde auch die Kirche universal, über den Stämmen und über den Völkern aufgebaut. Besonders charakteristisch zeigt sich das in den Erziehungsvorschriften der kirchlichen Pädagogen. Vincenz von Beauvais z. B., der um 1240 ein pädagogisches Werk schrieb [1]), sagt ausdrücklich, indem er einen älteren Gelehrten, Hugo von St. Victor, der im Kloster St. Victor bei Paris lehrte, zustimmend zitiert [2]): »Wen das Vaterland fesselt, der ist noch schwach; stark ist der, dem jedes Land Vaterland ist, vollkommen der, dem die ganze Welt ein Verbannungsort wird.« Und später hat besonders der Jesuitenorden die Internationalität der Erziehung strenge festgehalten. Um die Muttersprache in seinen Zöglingen möglichst auszurotten, verbot er ihren Gebrauch sogar außerhalb der Schule [3]).

Der Jesuitenorden hatte besonderen Anlaß, die Nationalität zu bekämpfen, da sie durch seine beiden Gegner, den Protestantismus und den Humanismus, mächtig gefördert worden war. Wiklif, Hus, Luther, Zwingli und Calvin führten ja alle die nationale Sprache in den Gottesdienst ein, sie ließen die Bibel in der Landessprache lesen, sie brachten die Kirche in nahe Beziehung, teilweise in Unterordnung unter das weltliche Regiment, den Staat. Ebenso ist der Humanismus in ganz Westeuropa nicht, wie man nach dem Namen glauben sollte, international gesinnt, sondern streng national. Die italienischen Humanisten, obgleich sie nicht gerne ihre Muttersprache schreiben, fühlen sich doch als Italiener, als Nachkommen der alten Römer und sind stolz, Italiener zu sein [4]). Die deutschen Humanisten fühlen sich als Deutsche, wenngleich sie ihre Namen gräzisieren oder latinisieren. Jakob Wimpheling hat die erste deutsche Geschichte für den Schulgebrauch geschrieben, die Epitome rerum germanicarum, Rudolf Agricola gab die Losung Germania nostra aus, und Ulrich von Hutten fühlte sich in den letzten Jahren seines Lebens besonders im »Vadiscus« als Vorkämpfer des deutschen Volkes gegen Rom.

---

[1]) De institutione puerorum regalium; doch ist dieser Titel unpassend, da sich das Buch keineswegs auf Fürstensöhne besonders bezieht.

[2]) A. a. O. S. 24 des 1. Bandes der Uebersetzung von Fr. Chr. Schlosser, Heidelberg, 1819.

[3]) Vgl. P. Barth, Die Geschichte der Erziehung, S. 279.

[4]) Vgl. P. Barth, a. a. O. S. 203 f.

Aber wie einst im Altertum die Philosophie, so hat auch in der Neuzeit die Wissenschaft den Begriff der Menschheit demjenigen der Nation entgegengestellt und den Blick auf einen weiteren Kreis der Gemeinschaft gerichtet als das Volk war. Die »Aufklärung« wurde in ihrem Wesen international. Unter »Aufklärung« darf man nicht lediglich das negative Programm dieser geistigen Bewegung verstehen, das sie von Herbert von Cherbury bis Kant verkündet hat, die Befreiung von der Autorität, »den Ausgang aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit«, wie Kant die Aufklärung definiert hat. Man muß vielmehr auch ihr positives Programm beachten, denn sie ist keine Zeit der Skepsis, sondern der festen Ueberzeugung. Diese beruht auf den vier sogenannten »naturgemäßen« oder vernunftgemäßen Wissenschaften. Die erste und wichtigste derselben war die »natürliche« Religion. Sie entstand durch die fruchtbare Berührung der christlichen Weltanschauung mit dem vom Humanismus wieder erweckten Altertume. Man fand bei den alten Philosophen gewisse Ideen, die man bis dahin für ausschließlich dem Christentum eigentümlich gehalten hatte, besonders die Idee von einem oder wenigstens einem höchsten herrschenden Gotte, die Idee der Unsterblichkeit und die Idee der Vergeltung nach dem Tode. Und man konnte sich diese Uebereinstimmung nicht anders erklären, als indem man annahm, daß es zweierlei Religionen gibt: die eine, die geoffenbarte, das lumen revelationis, enthalten in der Heiligen Schrift, die andere nach einem Namen, den Johannes Bodinus geprägt hat, die »natürliche Religion«, nicht geoffenbart, sondern jedem Menschen angeboren, so daß er sich darauf bloß zu besinnen braucht [1]). Für die Existenz dieser zweiten Art der Religion zitierte man sehr gerne die Sätze des Paulus aus dem 2. Kapitel (14 f.) des Römerbriefes: »Wenn die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur das Werk des Gesetzes tun, so sind sie eben, das Gesetz nicht habend, sich selbst ein Gesetz. Sie zeigen, daß das Werk des Gesetzes ihnen ins Herz geschrieben ist, indem ihr Gewissen ihnen Zeugnis gibt und ihre Gedanken sich untereinander anklagen und verteidigen.« Diese natürliche Religion ist die Weltanschauung aller fortschrittlich gesinnten Geister von Thomas Morus bis Friedrich Schiller. Schiller hat ein Kompendium derselben ge-

[1]) Vgl. über die natürliche Religion und über das ganze System der „naturgemäßen" Wissenschaften der Aufklärung P. Barth, a. a. O. S. 290—359.

dichtet in den »drei Worten des Glaubens«. Diese drei Worte sind zwar nicht Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung, sondern Gott, Freiheit, Tugend. Aber in Kants System, dessen Anhänger Schiller war, ist die Tugend notwendig verbunden mit Unsterblichkeit und Vergeltung. Und sogar noch im 19. Jahrhundert und jetzt ist die natürliche Religion die Ueberzeugung fast aller derjenigen, die nicht kirchlich und dogmatisch gebunden sind. Denn sie ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung mit einem Minimum von Metaphysik, das aus der sittlichen Weltordnung gefolgert wird.

Diese natürliche Religion sollte nicht und konnte nicht national sein. Herbert von Cherbury in seinem Tractatus de veritate (1624) war ein besonders gründlicher und tapferer Vorkämpfer der natürlichen Religion. Er nennt ihre Sätze »die katholischen Wahrheiten« oder »katholischen Artikel«, ihre Anhänger »die wahre katholische oder allgemeine Kirche«. Er hofft, wenn diese »allgemeine« Religion durchgedrungen ist, dann werden mit den Konfessionen auch die Fehden derselben aufhören. So glaubt Herbert »das alle umfassende Haus eines religiösen Kultus« errichtet und die Grundlage zur allgemeinen Eintracht gelegt zu haben [1]). Diese Hoffnung wurde allgemein, Rousseau hat sie ebenso gehegt wie Kant und Schiller.

Und ebenso wenig wie die natürliche Religion konnte das neuzeitliche Naturrecht den Begriff der Nationalität rechtfertigen und stützen. Denn es gründete sich ja, wie das Naturrecht der Stoiker, auf die Gleichheit aller Menschen als vernünftiger Wesen und auf ihre daraus folgende Freiheit. Es konnte nur das gleiche Recht aller Nationen erweisen, aber nicht den naturwüchsigen Nationalitätsbegriff, der doch immer den Vorrang und das Vorrecht der eignen Nation einschließt. Und ebensowenig wie das Naturrecht und die natürliche Religion konnte die Physiokratie, die Lehre von der natürlichen Volkswirtschaft, oder, wie Adam Smith sie nannte, »das System der natürlichen Freiheit«, irgend einer Nation den Vorzug vor der andern geben. Der Merkantilismus begünstigte aus Prinzip die eigene Volkswirtschaft, suchte sie von der Wirtschaft anderer Völker zu isolieren. Aber die Physiokraten und Smith stellten sich bekanntlich in schärfsten Gegensatz zu ihm, sie verlangten Oeffnung der Grenzen,

---

[1]) Vgl. Herbert de Cherbury, De religione laici (Anhang zu Herberts Schrift De causis errorum, 1656) S. 28 f.

freien Austausch aller Erzeugnisse unter allen Völkern, also eine internationale Wirtschaft, in der nationaler Dünkel nicht aufkommen konnte. Die vierte der naturgemäßen Wissenschaften, die natürliche Ethik, kam einem solchen Dünkel auch nicht fördernd entgegen. Sie geht ja, z. B. in Shaftesburys System, aus von den natürlichen Affekten, und verwirft alle unnatürlichen Affekte, also auch den Neid und die Eifersucht, die zur Entstehung des nationalen Eifers so viel beitragen.

Da nun die genannten vier naturgemäßen Wissenschaften die Weltanschauung der Aufklärung ausmachten, so ist es nicht wunderbar, daß diese nicht im Zeichen der Nationalität, sondern der Humanität stand. Aber diese Humanität schloß den Wert der eignen Nationalität nicht aus. Manche Aussprüche, besonders der deutschen Dichter und Denker des 18. Jahrhunderts klingen so, als ob ihnen ihre Nation gleichgültig wäre. Lessing schrieb 1758 an Gleim: »Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es tut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit.« Herder erklärte: »Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen sowie den Geburts- und Adelstolzen für den größten Narren[1].« Und für Goethe ist außerordentlich kennzeichnend, was er zu Eckermann sagte[2]: »Unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Teil meiner eignen Bildung verdanke.« In der »Italienischen Reise« schreibt er[3]: »Mir ist der Staat wie Vaterland etwas Ausschließendes.« Und doch war jeder dieser Männer eifrig und auch eifersüchtig bemüht um die deutsche Literatur. Lessing kämpfte für ihr Recht gegen das Ueberwuchern der französischen, Herder eiferte gegen die Vorherrschaft der lateinischen Sprache in den Schulen, durch deren Einfluß »die alte deutsche Kernsprache«, die Sprache der schwäbischen Sänger des Mittelalters, die Sprache Luthers und Opitzens in Verachtung geraten und an weiterer Entwicklung gehindert

[1]) Zitiert bei R. Tardy, Goethes Verhältnis zu Vaterland und Staat, Programm des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau, 1874, S. 9.

[2]) Zitiert bei Tardy, S. 12.

[3]) Zitiert bei Tardy, S. 12.

worden sei. Er ruft auch aus[1]: »Allenthalben findet ihr altdeutschen Witz und Verstand in den kürzesten, ungekünstelten Worten. Wer am Charakter der deutschen Nation zweifelt, darf irgend nur ein deutsches Wörter- oder Sprichwörterbuch oder eine Sammlung von Geschichten, Lehrsprüchen, Liedern, Fabeln und Erzählungen durchgehen.« Goethe fühlte sich in Straßburg vom französischen Wesen abgestoßen, dagegen von der deutschen Baukunst angezogen, die er verbieten wollte »gotische« zu nennen, da sie eben deutsch sei. Sie alle hatten eben den naturrechtlichen und naturreligiösen — möchte ich sagen — Begriff der Nationalität, daß jede Nation der anderen gleichberechtigt sei, daß keine das Recht habe, die andere zu unterdrücken, und daß jede in ihrer Weise die Kultur oder, wie man lieber sagte, die Humanität durch Werke des Friedens zu fördern habe. Und Schiller war keineswegs anderer Ansicht. Er hat die wärmsten Töne für das Vaterland gefunden, aber sie immer nur denjenigen in den Mund gelegt, die es gegen ungerechte Angriffe verteidigten, den Schweizern im Tell, den Franzosen in der Jungfrau von Orleans. Und sein Wirken sollte nach seiner Absicht der ganzen Menschheit zugute kommen. In einem Briefe an Jakobi schreibt er[2]: »Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu k e i n e m V o l k e und zu k e i n e r Z e i t zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.« Er will also über alle Zeiten und Völker sich erheben, für die Menschheit schreiben.

Den Höhepunkt erreichte dieser naturrechtliche Nationalitätsbegriff bei J. G. Fichte. Er wurde bei J. G. Fichte Wegweiser des Handelns, und zwar eines seinem Ziele immer mehr sich annähernden, wenn auch es nie erreichenden Handelns, also ein I d e a l, man kann mit Recht von dem Nationalitätsideal bei Fichte sprechen. Seinem Inhalte nach ist dieses Ideal von dem Nationalitätsbegriffe der Aufklärung nur dadurch verschieden, daß nach Fichte das deutsche Volk einen entschiedenen Vorrang unter den Völkern einnimmt. Jedes Volk hat das Recht auf eine selbständige Bildung. Eine Universalmonarchie wäre

[1]) Vgl. P. Barth, Zu Herders 100. Todestage, in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie. 27. Band (1903), S. 445, 447 f.

[2]) Zitiert bei Tardy, a. a. O. S. 39.

bloß »eine Zerreibung aller Keime des Menschlichen in der Menschheit«, »um den zerfließenden Teig in irgend eine Form zu drücken«[1]. Und ein solcher Versuch wäre »eine ungeheure Roheit oder Feindseligkeit gegen das menschliche Geschlecht«[2]. Jeder Eroberungskrieg ist also unsittlich, nur der Verteidigungskrieg ist sittlich erlaubt.

Soweit ist Fichte mit Herder, Goethe, Schiller u. a. gleicher Meinung. Aber Volk und Vaterland haben eine höhere Bedeutung bei ihm als bei den Denkern des 18. Jahrhunderts. Es zeigt sich auch hier die fundamentale Bedeutung der Methode der Konstruktion, ob sie vom einzelnen oder vom ganzen ausgeht. Fichte geht vom ganzen aus. »Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat im gewöhnlichen Sinne des Worts — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen klaren Begriffe erfaßt und nach Anleitung dieses Begriffs errichtet und erhalten wird . . . Diese gesellschaftliche Ordnung ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgange«[3]. Diese Worte enthalten die Quintessenz von Fichtes Sozialphilosophie. Vaterland und Staat sind Organe der Höherbildung der Menschen, der Annäherung des relativen Ich an das absolute Ich. Von allen Völkern ist das deutsche in dieser Annäherung am weitesten vorgeschritten. Die Deutschen haben eine andere Sprache als andere Völker. Die Sprachen der andern Völker, der romanischen, auch der Engländer, bauen sich auf aus den Resten einer untergegangenen, nicht mehr verstandenen Sprache, des Lateins, sie haben »eine geschlossene und erstorbene Grundlage«[4]. Das Deutsche aber baut sich auf aus Wurzeln, die noch verständlich sind, es ist eine lebendige Sprache, es wird tiefer verstanden und befähigt mehr zu eigner Wort- und Gedankenschöpfung[5]. Nun aber »werden die Menschen weit mehr von der Sprache gebildet als die Sprache von den Menschen[6]. Darum ergibt sich aus der sprachlichen Besonderheit eine tief-

---

[1] Vgl. Reden an die deutsche Nation (ed. Reclam) S. 199.
[2] A. a. O.
[3] A. a. O. S. 118 f.
[4] A. a. O. S. 101. [5] S. 76. [6] S. 51/52.

gehende geistige Besonderheit der Deutschen. Die anderen Völker haben Geist, die Deutschen aber haben Gemüt[1]. Sie erfassen alles tiefer und inniger, suchen ihr Handeln mehr ihrem Denken anzupassen. Die Deutschen sind »die Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts«[2]. Darum muß die Sprache und Literatur der Deutschen erhalten werden und um dieser beiden willen auch ihre politische Selbständigkeit[3].

Diese Nationalitätsidee Fichtes hat noch lange nachgewirkt. Selbst Patrioten, wie Stein und W. v. Humboldt, sahen das deutsche Volk nie isoliert, sondern als Glied eines größeren Ganzen, der Gesamtheit der europäischen Völker oder der gesamten Menschheit. Humboldt hatte in einer Denkschrift vom Dezember 1813 vorgeschlagen, daß die Garantie der nationalen Selbständigkeit Deutschlands von den großen Mächten Europas, namentlich von Rußland und England, übernommen würde. Stein bemerkte hierzu: »Die auswärtige Garantie hat sehr was Bedenkliches; auf jeden Fall würde man nur England oder Rußland daran teilnehmen lassen«[4]. Stein fand also die Behütung der Deutschen durch Rußland und England erträglich. Heute würde ein solcher Vorschlag mit Entrüstung abgewiesen werden. Wie wenig Stein aber entrüstet sein konnte, ergibt sich aus einer Denkschrift von ihm vom März 1814, in der er ein Viererdirektorium an die Spitze Deutschlands stellen wollte. Dieses sollte bestehen aus Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover. Hannover aber war damals eine englische Dependenz[5]. In derselben schon erwähnten Denkschrift rühmte Humboldt auch die Zerstückelung Deutschlands als eine Voraussetzung für die Mannigfaltigkeit seiner geistigen Bildung, und er wünschte deshalb nicht, daß sie ganz aufhöre[6]. Die deutsche Nation habe — so sagte er in einer neuen Denkschrift vom 30. Sept. 1816 — bedeutende Vorzüge in geistiger und wissenschaftlicher Bildung erreicht, »solange sie keine politische Richtung nach außen hatte«. Darum könne kein Deutscher wünschen, daß Deutschland die Möglichkeit habe, ein erobernder Staat zu werden, welche Möglichkeit nach Humboldts Ansicht durch die völlige Einheit gegeben sein würde[7].

[1] S. 64. [2] A. a. O. S. 228. [3] A. a. O. S. 183 f.
[4] Vgl. Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 2. Aufl. München und Berlin 1911, S. 178.
[5] Vgl. Meinecke, a. a. O.
[6] Vgl. Meinecke, S. 193.
[7] Vgl. Meinecke, S. 194 f.

Hier, bei Fichte, Stein und Humboldt, ist die Idee der Nationalität eben noch bedingt durch die Idee der Humanität, zu deren Verwirklichung die einzelne selbständig entfaltete Nation dienen soll. Etwas Aehnliches findet statt bei den Romantikern: Novalis, Adam Müller, Savigny und anderen, bei denen im überschattenden Hintergrunde der Nation die universale römisch-katholische Kirche steht.

Aber beide Nationalitätsbegriffe, sowohl der der Idealisten des 18. Jahrhunderts, wie derjenige der Romantiker, sind im 19. Jahrhundert verdrängt worden durch einen anderen, den man als den »machtrechtlichen« Nationalitätsbegriff bezeichnen kann. Der naturrechtliche des 18. Jahrhunderts war zugleich ein idealrechtlicher. Denn das damalige Naturrecht war ein ideales Recht allgemeiner Gleichheit, und darum allgemeiner Freiheit, das Recht aber des 19. Jahrhunderts war das Recht, das gleich der Macht ist, das Recht des Stärkeren. Das Prinzip dieses Rechts hat treffend Bismarck am 3. Dezember 1850 in einer Rede über die Olmützer Konvention ausgesprochen: »Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates — und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate — ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eignen Interesse angehört«[1]). Aber die Kämpfe des 19. Jahrhunderts hatten doch vielfach ein gutes Ergebnis, weil eben die machtrechtliche Nationalität den Kampf der unterdrückten Nationen zur Folge hatte und so einen Ausgleich der Machtstellung der Völker herbeiführte. Nur gegen die außereuropäischen Völker, in den Kolonien, ist der Egoismus der nationalen Macht ohne ausgleichende Wirkung zur Geltung gekommen. Es war hierin nicht schlimmer als im 18. Jahrhundert, aber es muß festgestellt werden, daß es nicht wesentlich besser geworden ist. Die schlimmste Sünde gegen das Naturrecht war der Krieg, den England gegen die Buren geführt hat. Und wo noch unterdrückte Nationen in Europa leben, da ist ein Krieg, durch den sie sich befreien wollen, berechtigt, vorausgesetzt, daß die Befreiung auf friedlichem Wege nicht möglich ist.

Wir haben nun das Wesen der Nationalität in seiner Entwicklung verfolgt. Sie beginnt mit dem Gefühl der Zugehörig-

---

[1]) Vgl. Meinecke, a. a. O. S. 313.

keit der Gruppe, das in der Gentilverfassung sehr bewußt wird, sie bildet sich dann in der ständischen Gesellschaft der Griechen weiter zum Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staate, einer bestimmten Religion und einer bestimmten Bildung. Sie wird dann ersetzt durch das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Menschheit, durch die Humanität. Schwach ist die Nationalität in der ersten Hälfte des Mittelalters, überwölbt und gedämpft durch die Kirche. Sie wird stärker in der zweiten Hälfte des Mittelalters, weiter im 16. Jahrhundert durch den Protestantismus, der den Gottesdienst nationalisiert. Sie wird durch die Aufklärung wieder ein Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Kultur, zugleich verbunden mit Achtung vor anderen Nationen und mit der Verpflichtung, für gemeinsame Güter der ganzen Menschheit zu arbeiten, grade im Gegensatze zu den Kabinettskriegen und den Kriegen Napoleons, die nur staatliche Macht zum Ziele hatten. Sie sinkt von dieser Höhe im 19. Jahrhundert zu dem Machtstreben der Nationen, das aber einen Ausgleich zwischen den europäischen Nationen herbeiführt und nur in den Kolonien die Unterdrückung der Eingeborenen fortgesetzt hat.

Soweit geht die objektive, geschichtliche Betrachtung der Nationalität. Wenn wir nun nach ihrem soziologischen Werte fragen, so beginnt eine ganz andere Art von Betrachtung. Einen Wert dieser Idee, wie einer jeden Erscheinung, kann man nur feststellen in bezug auf einen letzten Zweck, dem die Nationalität, wie alles geschichtliche Geschehen, dient. Und diese Zwecksetzung wird nach der Verschiedenheit der Weltanschauung verschieden sein. Der gläubige Katholik sieht den letzten Zweck in der Ausbreitung und Herrschaft der katholischen Kirche über die ganze Erde. Alle anderen Zwecke sind diesem untergeordnet, sind Mittel dafür. Ein gläubiger Protestant hingegen wird die Herrschaft seiner Kirche als das letzte Ziel alles Werdens ansehen. Ein Sozialist wird das Ziel der Geschichte erblicken in der Sozialisierung der Produktionsmittel der ganzen Erde, ein Liberaler der alten Schule in der weitesten möglichen Ausdehnung des Privateigentums. Die wissenschaftliche Betrachtung kann hier nur diejenigen Tendenzen aufsuchen, die sich bisher in der Geschichte als die stärksten gezeigt haben, von denen darum anzunehmen ist, daß sie weiter wirken werden, und sie kann nur ein Ideal aufstellen, das ihnen gemäß ist, das darum die meiste Aussicht

auf Verwirklichung hat. Sie wird insofern wissenschaftlich sein, als sie eben bloß die realen, wenn auch nicht immer offenkundig wirkenden Kräfte feststellt, die in der Geschichte herrschen.

Es ist nun kein Zweifel darüber möglich, daß in unserem westeuropäischen Kulturkreise, auf den wir uns wiederum beschränken müssen, der aber auch für uns der zunächst wichtige ist, auf das Erwachen des Selbstbewußtseins, auf den Ursprung der selbstbewußten Persönlichkeit eine soziale Epoche der Ungleichheit und der teilweisen Unfreiheit gefolgt ist, wie sie in den antiken Republiken sich offenbart, daß aber schon im Altertume sich die weitere Entwicklung dahin gerichtet hat, die Zahl der Selbständigen stetig zu vermehren und den einzelnen, den erwachsenen und mündigen Menschen, an Selbständigkeit gewinnen, d. h. an Umfang der Rechtsgüter, die ihm zukommen, zunehmen zu lassen. Kurz gesagt, die Selbständigkeit ist extensiv und intensiv beständig gewachsen [1]). Diese Entwicklung wird durch den Untergang des antiken Staates unterbrochen; im Mittelalter finden wir dieselben Herrschaftsverhältnisse wie in den antiken Republiken, nur gemildert durch die Kirche. Mit der Neuzeit aber setzt derselbe Befreiungsprozeß ein wie in den späteren Zeiten des Altertums. Sklaven, Frauen und Kinder sind im früheren Altertume und im Mittelalter unfreie, nicht rechtsfähige Personen. Jetzt sind alle Erwachsenen rechtsfähig, auch das Kind ist nicht rechtlos. Und, wie die Zahl der freien Personen, so ist auch die Zahl der geschützten Rechtsgüter gewachsen. Das Altertum schützte Leben, Eigentum und persönliche Freiheit, aber nicht so prinzipiell wie heutzutage. Denn es hatte den Grundsatz: »Wo kein Kläger ist, ist kein Richter.« Es hat in der Blütezeit die Gewissensfreiheit selten angetastet, das römische Kaisertum aber hat sie sehr beschränkt, allerdings wohl in Notwehr, da die Christen den römischen Staat haßten, dem Staate überhaupt abhold waren. Heutzutage kann niemand mehr seines Glaubens wegen verfolgt werden, es sei denn, daß dieser Glaube zu Verbrechen aufforderte. Ganz und gar aber fehlte im Altertume die politische Freiheit, die Freiheit bei der Wahl der Behörden, die teilweise auch die gesetzgebenden Körperschaften waren. Die Beeinflussung durch die Beamten war nicht

---

[1]) Vgl. den Nachweis dafür bei P. Barth, Die Frage des sittlichen Fortschrittes der Menschheit, in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 23. Band 1899, S. 91 ff.

ein Verbrechen, wie heutzutage, sondern ein Verdienst. Der Bewerber selbst sollte zwar nicht privaten Stimmenkauf üben. Dies war mit Strafe bedroht, geschah aber trotzdem sehr häufig ohne Strafe. Ganz pflichtmäßig hingegen war ja der öffentliche Stimmenkauf des Amtsbewerbers durch die großen Feste, die er dem Volke aus seinen eignen privaten Mitteln zu geben hatte. In den modernen Staaten aber, z. B. in Deutschland, wird nicht bloß der Kauf, sondern auch der Verkauf einer Wahlstimme mit Strafe geahndet. Zur politischen Freiheit kommen die wirtschaftliche Freiheit und die Freizügigkeit, die im Mittelalter beide fehlten. Die Ehre des Menschen ist immer empfindlicher geworden. Im römischen Rechte ist der Begriff der strafbaren Beleidigung sehr eng gezogen. Er umfaßt zuerst nur Schmähschriften, später nur grobe Beschimpfungen und Verleumdungen. Im ältesten Strafrechte der Germanen ist nur der Vorwurf des Betrugs, der Unzucht, der Feigheit, sowie die Belegung mit einem Tiernamen strafbar. Im späteren Mittelalter kommt noch der Vorwurf der rechtlichen Minderwertigkeit hinzu. Jetzt hingegen, schon seit dem preußischen Landrecht von 1793, ist jedes sonst harmlose Wort beleidigend, sobald die beleidigende Absicht aus dem Zusammenhange oder den begleitenden Umständen nachzuweisen ist. Und manches, was Zwang scheint, ist ein Recht, z. B. der Schulzwang. Er ist ein Zwang nur vom Standpunkte des Kindes, vom Standpunkte des Erwachsenen hingegen ein Recht auf ein Mindestmaß von Bildung.

Man wird einwenden, der Einzelne ist nicht gewachsen an Freiheit, er ist abhängiger als je, infolge der Komplikation der Beziehungen in der modernen Gesellschaft. Man verwechselt hier Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Unabhängig ist der einzelne heute nicht, ebenso wenig wie früher. Es liegt das im Wesen der Gesellschaft, die eben schützt, aber zugleich bindet. Doch ist der Mensch heute selbständiger als früher in der Entscheidung über die Abhängigkeiten, die er eingeht. An Stelle der Zwangsverbände sind freiwillige Verbände getreten, und innerhalb dieser freiwilligen Verbände hat jedes Mitglied Anteil an ihrer Regierung.

Nach dieser tatsächlichen Entwicklung der Gesellschaft ist das Ideal zu bestimmen, dem sie zustrebt. Dieses Ideal ist eine Gesellschaft, in der jedes einzelnen Selbständigkeit aufs höchste gewachsen ist, die aber dennoch zusammenhält und gedeiht,

ohne Zwang, und ohne Strafe, weil jeder den guten Willen hat, d. h. den Willen, immer das zum Frieden und zur Wohlfahrt Nötige zu tun, sei es mit, sei es ohne Selbstüberwindung. Kant hat sehr recht, wenn er sagt: »Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.« Eine solche Gesellschaft, in der jeder guten Willen hat, ist dasjenige, was Kant nach seiner Vernunftreligion das Reich Gottes auf Erden nennt. Eine solche Gesellschaft frei wollender Menschen, wie R. Stammler sagt, ist der menschlichen Schwäche wegen wohl nie ganz erreichbar. Trotzdem bleibt sie das Ideal, an dem wir jede soziale Einrichtung und jede soziale Beziehung zu messen haben. Auch das vollkommene Wissen, etwa die Weltformel des Laplace, nach der wir jedes künftige Ereignis auf Tag und Stunde voraussagen könnten, ist nicht erreichbar; dennoch streben wir nach Wissen und messen den Grad der Erkenntnis an jenem unerreichbaren Ideale.

Für die Entwicklung der Gesellschaft ist also zweifellos berechtigt, was den guten Willen des einzelnen fördert. In welcher Richtung geht aber das Geistesleben des einzelnen? Hierauf kann man wohl mit derselben Gewißheit, wie in bezug auf die soziale Entwicklung, die Antwort geben, daß das Geistesleben des einzelnen immer reicher an Vorstellungen und an ihren Verbindungen, sowie an den daraus entspringenden Gefühlen wird, daß sein geistiger Organismus in die Breite und die Tiefe wächst; daß also entwicklungsgemäß ist, was ihn nach diesen beiden Richtungen wachsen läßt.

Die Idee der Nationalität wird also nach diesen beiden Maßstäben zu prüfen sein. Was tut sie für den guten, d. h. den sozialen Willen und was tut sie für die geistige Bereicherung des einzelnen?

Betrachten wir in diesen Fragen zunächst das Volk als solches, als konkrete sinnliche Erscheinung! Es ist eine große Einheit, den einzelnen überragend an Dauer und an Macht, und doch konkret und anschaulich, jedem dargestellt durch die Volksgenossen, die er aus seinem Erleben und aus der Geschichte kennt, eine Gesamtperson, die darum eben so leicht personifiziert, von den bildenden Künstlern als eine Frau namens Germania oder Gallia oder mit andern entsprechenden Namen dargestellt wird.

Und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum lebendigen, sicht-

baren Volke ist zunächst eine wichtige Quelle des guten Willens, des Altruismus. Schon für die Kinder, jedenfalls die reiferen Kinder von 10—14 Jahren ist diese Zugehörigkeit bewußt und wirksam. Die Vorstellung des Volkes und des Vaterlandes und die Hingebung an dieses Ganze ist für diese Altersstufe, also die höhere Stufe der Volksschule, schon verständlich und kann zur sittlichen Erziehung sehr ausgenutzt werden. Es kann der Egoismus bekämpft werden, indem man den Zögling immer wieder erinnert, daß über uns eine höhere Einheit steht, die uns schützt, deren Schicksal mit dem unseren vereint ist. Neid und Mißgunst werden vermindert, wenn man den Zögling bedenken läßt, daß das Glück der anderen doch irgendwie dem Ganzen, dem Vaterlande, und dadurch indirekt ihm selbst zugute kommen muß. Es ist dies nicht die einzige Möglichkeit, den Neid zu ersticken und die Mitfreude zu beleben, aber jedenfalls eine.

Und nicht anders ist es mit den Erwachsenen. Auch für sie ist das Volk vielfach die einzige höhere Einheit, für die sie sich erwärmen können. Und selbst diejenigen, die bei der heutigen Spaltung in Klassen nicht das Volk, sondern nur ihre Klasse als die höhere Einheit anerkennen, selbst diese fühlen sich schließlich doch den Klassengenossen des eignen Volkes näher verwandt als denen des fremden Volkes, wie die Abtrennung der tschechischen Sozialdemokratie von der allgemein-österreichischen beweist. Für die Menschheit vermögen sich nur wenige zu erwärmen. Denn die Menschheit ist viel weniger konkret als das Volk und die soziale Klasse. Wer nicht für sein Volk Sympathie fühlt, bleibt in der Regel auf den individualen oder Familien-Egoismus beschränkt.

Aber ist diese Zugehörigkeit zum konkreten Volke auch eine seelische Bereicherung? Jede Sympathie vermehrt die Freuden und die Leiden. Denn außer den eignen Freuden und Leiden fühlt man diejenigen des Wesens, mit dem man Sympathie hat. Und so bedeutet auch die Sympathie mit dem eignen Volke einen Zuwachs an Leiden und Freuden. Aber Zuwachs an Gefühlen ist Zuwachs an Leben. Denn das Gefühl ist das innerste Leben. Und daß schließlich doch die Freude das Leiden überwiegt, nicht wie die Pessimisten meinen, das Entgegengesetzte stattfindet, das ist offenkundig aus der Fortdauer der Menschheit. Wenn die Pessimisten recht hätten, wäre die Menschheit schon längst ausgestorben.

Aber das Volk ist nicht bloß ein physisches Wesen, es bildet auch eine Gesellschaft, es ist damit auch ein geistiger Organismus. Es hat als solcher ein gemeinsames Gedankenleben und einen gemeinsamen Willen. Der gemeinsame Wille erscheint im nationalen Staate. Wäre es nun für den Fortschritt, dessen zwei Richtungen soeben erwähnt wurden, besser, wenn der Staat nicht national, sondern international wäre?

Hier wurde der Vortrag abgebrochen.

---

2. Diskussion.

Prof. Ferdinand Tönnies (Kiel): Ich komme auf die bei Schluß des Vortrags aktuell gewordene Frage zurück: die Ausschließung von Werturteilen aus den Verhandlungen unserer Gesellschaft. Das Prinzip ist in den Statuten festgelegt, es haben sich also alle daran zu halten. Vor allem sollte man sich vor einem Ueberschreiten der Grenzen nach dieser Seite hin deshalb hüten, weil die Soziologie sich von den wissenschaftlichen Disziplinen fernzuhalten hat, denen es um die Aufstellung von Normen zu tun ist. Zu Unrecht also sind vom Redner Ethik und Pädagogik in seinen Vortrag hineingezogen worden. Die Ideale auf diesen Gebieten liegen derartig auseinander und hängen so sehr mit Allerpersönlichstem zusammen, daß eine Diskussion darüber doch nur einen Kampf um Parteianschauungen bedeuten würde. Das aber muß eine Gesellschaft wie die unsere mit Grundsätzen von streng objektiver Wissenschaftlichkeit peinlichst meiden. — Was nun die tief gelehrte Abhandlung selbst betrifft, die wir soeben gehört haben, so war es leider eine überwiegend historische Darstellung und bietet als solche wenig Stoff zur Diskussion. Und gerade an dem eigentlich soziologischen Problem ist vorbeigegangen worden. Professor Barth hat das Gefühl der Nationalität wie etwas ein für allemal Feststehendes behandelt. Es handelt sich für uns doch aber gerade darum, wie das, was wir Nationalität nennen, sich zu dem verhält, was man sonst darunter verstanden haben mag, welche Stellung der Begriff Nation andern verwandten Begriffen gegenüber einnimmt, dem Begriffe Volk etwa als der durch natürliche Bande zusammengehaltenen Einheit. Es ist eine spezifisch soziologische Aufgabe, solche oft verwechselten und ineinander verschwimmenden Begriffe wie Volk, Stamm, Nation, Nationalität zu scheiden und zu klären — freilich nicht die Aufgabe des Diskussionsredners. Ich begnüge mich deshalb, darauf aufmerksam zu machen, daß die großen sozialen Körper, die sich Nationen nennen, wohl ohne Ausnahme aus mehreren Nationalitäten zusammengesetzt sind. Was der Redner für das Altertum hervorhob: die Tendenz, den Begriff der Nation von dem der Abstammung zu lösen — wäre zunächst einmal genauer zu untersuchen.

Prof. Max Weber (Heidelberg): Der Herr Vorredner hat Recht, was heißt eigentlich Nation und Nationalgefühl? Haben wir überhaupt Anlaß, diese Begriffe ausdrücklich als besondere Realitäten zu behandeln? — Das wären die Fragen, die vor allen anderen gestellt werden müssen. Auf die Frage z. B., ob die Juden eine Nation sind, kann man gar nicht einfach mit ja oder nein antworten, denn

das erfordert eine sehr schwierige Begriffsbestimmung. Soweit hinter dem offenkundig vieldeutigen Wort überhaupt eine gemeinsame Sache steckt, liegt sie offenbar auf politischem Gebiet. Es ließe sich ein Begriff von Nation wohl nur etwa so definieren: sie ist eine gefühlsmäßige Gemeinschaft, deren adäquater Ausdruck ein eigener Staat wäre, die also normalerweise die Tendenz hat, einen solchen aus sich hervorzutreiben. Die kausalen Komponenten aber, die zur Entstehung eines Nationalgefühls in diesem Sinne führen, können grundverschieden sein. Sehen wir einmal von der Gemeinschaft des religiösen Glaubens ab, die darin noch immer — bei Serben und Kroaten — ihre Rolle nicht ausgespielt hat, so kommen zunächst gemeinsame, rein politische Schicksale in Betracht, durch welche unter Umständen auch sonst heterogene Völker zusammengeschweißt werden können. In solchen Erinnerungen ist der Grund zu suchen, warum der Elsäßer sich als nicht der deutschen Nationalität zugehörig empfindet: seine politischen Schicksale sind zu lange in außerdeutschen Zusammenhängen verlaufen. Seine Helden sind Helden der französischen Geschichte. Wenn Ihnen der Kastellan des Kolmarer Museums zeigen will, was ihm von seinen Schätzen besonders teuer ist, so führt er Sie von Grünewalds Altar fort in ein Zimmer mit Trikoloren-, Pompier- und anderen Helmen, und solchen Erinnerungen scheinbar nichtigster Art aus einer Zeit, die ihm ein Heldenzeitalter bedeutet. — Auch eine bestehende staatliche Organisation aber, deren Heldenzeitalter von den Massen nicht mitempfunden wird, kann dennoch rein als solche, trotz größter innerer Gegensätze, der ausschlaggebende Faktor für ein mächtiges Gemeingefühl sein. Der Staat als Garant der Sicherheit wird gewertet und dies zumal in Zeiten der Bedrohung von außen, wo dann ein solches nationales Gemeinschaftsgefühl wenigstens intermittierend aufflackert. So sahen wir, wie in der sog. Nibelungengefahr die scheinbar rücksichtslos auseinanderstrebenden Elemente des österreichischen Staats sich zusammenschlossen, und nicht nur auf die am Staat als solchem interessierten Beamten und Offiziere, sondern auf die Massen der Armee Verlaß war. Besonders kompliziert liegen die Verhältnisse bei einer weiteren Komponente: dem Einfluß der Rasse. Von mystischen Wirkungen der Blutsgemeinschaft im Sinne der Rassenfanatiker sehen wir dabei wohl besser gänzlich ab. Für die soziale Anziehung und Abstoßung sind die Verschiedenheiten des anthropologischen Typus ein, aber ein neben traditionser-worbenen Unterschieden nur gleichberechtigtes Moment der Abschließung. Und zwar mit charakteristischen Unterschieden. Jeder Yankee nimmt den zivilisierten Viertels- oder Achtelsindianer als Nationalitätsgenossen an, beansprucht womöglich selbst, Indianerblut zu besitzen. Ganz anders aber verhält er sich den Negern gegenüber, und zwar gerade dann, wenn dieser die gleichen Lebensformen annimmt und damit die gleichen sozialen Prätentionen erhebt. Wie erklärt sich das? Aesthetische Aversion mag mitspielen. Der »Negergeruch« allerdings, von dem so viel gefabelt wird, ist nach meiner Erfahrung nicht zu entdecken, und schwarze Ammen, schwarze Kutscher Schulter an Schulter mit der das Kabriolet lenkenden Dame und vor allem mehrere Millionen Mischlinge sprechen allzu deutlich gegen die angeblich natürliche Abstoßung. Diese ist sozialen Charakters und ich habe nur eine einzige einleuchtende Begründung gehört: die Neger sind Sklaven gewesen, die Indianer nicht. — Von den Kulturelementen, welche die wichtigste

positive Grundlage der Bildung von Nationalgefühl darstellen, steht überall in erster Linie die gemeinsame Sprache. Auch sie ist weder ganz unentbehrlich noch allein ausreichend. Man darf behaupten: daß es ein spezifisches Schweizer Nationalgefühl gab trotz des Fehlens der Sprachverschiedenheit. Trotz der Sprachgemeinschaft fehlt es dem Irländer mit dem Engländer. Die Bedeutung der Sprache ist in notwendigem Steigen begriffen, parallel mit der Demokratisierung von Staat, Gesellschaft und Kultur. Denn gerade für die Massen spielt die Sprache schon rein ökonomisch eine entscheidendere Rolle, als für den Besitzenden feudalen oder bürgerlichen Gepräges, der wenigstens in Sprachgebieten gleichartiger Kultur meist die fremde Sprache spricht, während der Kleinbürger und Proletarier im fremden Sprachgebiet ungleich stärker auf den Zusammenhalt mit Gleichsprachlichen angewiesen ist. Und dann vor allem: die Sprache und das heißt: die auf ihr aufgebaute Literatur sind das erste und zunächst einzige Kulturgut, welches den Massen beim Aufstieg zur Teilnahme an der Kultur überhaupt zugänglich wird. Der Kunstgenuß erfordert ein weit größeres Maß von Schulung und Kunst ist weit aristokratischeren Gepräges, als Literatur gerade in ihren größten Leistungen. Aus diesem Grunde war die Vorstellung so utopisch: Demokratisierung müsse die Sprachenkämpfe mildern, die man in Oesterreich gehabt hat. Die Tatsachen haben sie inzwischen gründlich dementiert. Gemeinsame »Kulturgüter« können also ein einigendes nationales Band abgeben. Auf den objektiven Wert dieser Kulturgüter kommt es dabei aber gar nicht an und deshalb darf man »Nation« nicht als »Kulturgemeinschaft« fassen. Gerade die Zeitungen, in denen sich gewiß nicht immer das Sublimste an literarischer Kultur sammelt, kitten die Massen am stärksten zusammen. Ueber die eigentlich soziologischen Bedingungen der Entstehung einer einheitlichen Literatursprache und — was etwas anderes ist — einer Literatur in der Volkssprache stecken alle Untersuchungen noch in den Anfängen. Für Frankreich kann auf die Aufsätze meines verehrten Freundes Vossler verwiesen werden. Nur auf einen typischen Träger dieser Entwicklung möchte ich hier hinweisen, weil man an ihn nicht oft denkt: die Frauen. Ihre spezifische Leistung für die Bildung eines an der Sprache orientierten Nationalgefühls liegt hier. Eine erotische Lyrik, die sich an Frauen wendet, kann nicht wohl fremdsprachig sein, weil sie dann von den Adressatinnen unverstanden bliebe. Ganz gewiß nicht die höfische und ritterliche Lyrik allein, auch nicht immer zuerst, aber doch oft und nachhaltig gerade sie hat daher in Frankreich, Italien, Deutschland das Lateinische, in Japan das Chinesische durch die eigene Sprache ersetzt und diese zur Literatursprache sublimiert. Wie dann die Bedeutung der Volkssprache unter dem Einfluß der Erweiterung der Verwaltungsaufgaben von Staat und Kirche, also als Sprache der Behörden und der Predigt stetig fortschreitet, habe ich hier nicht zu schildern. Nur noch ein Wort über die ökonomische Bedingtheit gerade der modernen Sprachenkämpfe. An der Erhaltung und Pflege der Volkssprache sind heute ganz erhebliche pekuniäre und kapitalistische Interessen verankert: solche der Verleger, Herausgeber, Autoren und Mitarbeiter von Büchern und Zeitschriften, vor allem aber von Zeitungen. Seit es einmal polnische und lettische Zeitungen gab, war der von den Regierungen oder herrschenden Schichten anderer Sprachzugehörigkeit geführte Sprachenkampf so gut wie aussichtslos geworden. Denn gegen diese Gewalten ist die

Staatsraison machtlos. Und diesen kapitalistischen Erwerbsinteressen tritt ein anderes materielles Interesse von großem Gewicht zur Seite: in der Konkurrenz um die Aemter werfen die Amtsanwärter ihre Doppelsprachigkeit in die Wagschale und suchen für diese ein möglichst breites Pfründengebiet mit Beschlag zu belegen, wie in Oesterreich die Tschechen mit ihrem Ueberschuß von massenhaft gezüchtetem intellektuellem Proletariat. Diese Tendenz ist an sich alt. Die konziliare und zugleich nationalistische Reaktion des ausgehenden Mittelalters gegen den Universalismus des Papsttums — der Name natio findet sich als Rechtsbegriff für eine organisierte Gemeinschaft ja zuerst an den Universitäten und auf den Reformkonzilien — hatten ihren Ursprung in starkem Maße in dem Interesse der Intellektuellen, welche die Pfründen ihres eigenen Landes nicht von Rom her durch Fremde besetzt, sondern für sich reserviert sehen wollten. Nur die Verknüpfung mit der nationalen Sprache als solcher fehlte damals und ist, aus den erwähnten Gründen, spezifisch modern. Alles in allem: wenn man es überhaupt zweckmäßig findet, ein Nationalgefühl als etwas Einheitliches, spezifisch Gesondertes zu unterscheiden, so kann man das nur durch Bezugnahme auf eine Tendenz zum eigenen Staat und man muß sich dann klar sein, daß darunter sehr heterogen geartete und verursachte Gemeinschaftsgefühle zusammengefaßt werden.

Eduard Bernstein (Berlin): Damit, daß der Referent eine genetische Darstellung des nationalen Gedankens an den Anfang setzte, tat er ganz recht. Aber viele wichtige Zwischenglieder, die den allmählichen Wandel gerade erst erklären müßten, sind von ihm übergangen worden. Davon z. B., wie über den Stammesbegriff hinweg der Staatsbegriff entsteht, hat er uns nichts gesagt. Und wenn seine Darstellung die Meinung erwecken konnte, daß durch Zusammenschluß mehrerer Stämme eine höhere Einheit gebildet wird, so möchte demgegenüber betonen, daß die Unterwerfung von Stämmen durch andere, der Herrschaftsstaat also, wohl zumeist die Form der Weiterentwicklung war. — Der Referent hat den Zusammenhang des Protestantismus mit dem Nationalgefühl hervorgehoben. Das Verhältnis liegt aber m. E. nicht, wie er es hinstellte, so, daß aus dem Protestantismus als Schöpfer der nationale Gedanke herausgewachsen wäre; sondern das nationale Empfinden wichtiger Bevölkerungsschichten empörte sich gegen die römische Weltherrschaft und fördert so den Protestantismus. — Um die Kompliziertheit des Problems, wie weit Sprache als Nationalgefühl schaffender Faktor anzusehen sei, noch deutlicher zu machen, möchte ich, wie Professor Max Weber es schon getan hat, noch einmal auf die englischen Verhältnisse hinweisen. Während Irland sich trotz der gemeinsamen Sprache nicht als englisch empfindet, hat dagegen die Pflege der eignen Sprache die walisische Bevölkerung nicht zur starren Betonung des Nationalgefühls England gegenüber geführt; die gemeinsamen politischen Schicksale mögen hier das Band abgeben. — In den von Professor Max Weber angeführten kausalen Komponenten vermisse ich das Raummoment. Das praktische Bedürfnis des Wirkens drängt auf Abgrenzung. Und gerade dies Bedürfnis trägt eminent zur Entstehung des Nationalgefühls bei: wo ich wirken kann, da ist mein Vaterland! Wirken aber ist nur im Rahmen eines abgegrenzten Gemeinwesens möglich. Daß sie solchen Rahmen bietet, das ist die soziologische Bedeutung der Nationalität.

Dr. L u d o M o r i t z H a r t m a n n (Wien): Da inhaltlich die Themen dieses Kongresses doch ineinander übergehen, will ich schon jetzt meine Definition des Begriffes Nation in die Diskussion werfen: Nation ist die Gesamtheit der durch gemeinsame Schicksale und gemeinsamen Verkehr, dessen Vermittlerin die Sprache ist, zu einer Kulturgemeinschaft verbundenen Menschen (cf. Otto Bauer). — Zu dem von Professor Max Weber Gesagten ist eine sachliche Berichtigung nötig. Der österreichische Imperialismus hat nicht, wie Weber meint, eine Stärkung durch die Annexion von Bosnien und Herzegowina erfahren. Vielmehr sind die nationalen Gegensätze bei dieser Gelegenheit schroff hervorgetreten: die Tschechen haben sich mit den Serben g e g e n die Oesterreicher solidarisch erklärt. Und die folgende Wendung in der Regierungspolitik ist gerade darauf zurückzuführen, daß man sah, die Deutschen seien eben doch die einzigen sichern Stützen des Staates.

Geheimrat Professor Dr. W ü r z b u r g e r (Dresden): Zu den Ausführungen von Professor Max Weber, denen ich mich in allen wesentlichen Punkten anschließe, erlaube ich mir drei kleine Anmerkungen. Bei der Betrachtung von Staaten mit gemischter Nationalität ist ein Unterschied zu machen zwischen solchen, wo die Nationalitäten räumlich getrennt wohnen (Oesterreich, Belgien), und solchen, wo dies nicht der Fall ist (Vereinigte Staaten) und wo sich daher Nationalgefühl leichter bildet. — Die Einverleibung von Kuba und Puerto Rico in den nordamerikanischen Staatenbund zeigt frappant die gegenseitige Durchkreuzung der Nationalgefühl schaffenden Tendenzen. Obgleich nämlich beide Inseln wesentlich das Gepräge spanischer Eigenart zeigen, sind sie heute bereits stolz auf ihr Amerikanertum. Der wirtschaftsgeographische Zusammenhang, in dem sie schon lange mit Amerika stehen, hat sich hier als ausschlaggebend erwiesen. — Die verschiedene Stellung, die der Yankee dem Neger und dem Indianer gegenüber einnimmt, erklärt sich wohl nicht durch eine so verstandesmäßige Ueberlegung, wie sie Weber als Grund angibt. Nicht daß die Neger Sklaven waren, sondern daß sie in Massen auftreten (während der Indianer nur vereinzelt erscheint), bestimmt die Antipathie der Weißen.

Professor Dr. R o b e r t M i c h e l s (Turin): Welche entscheidende Wirkung der wirtschaftliche Faktor für die nationale Gruppierung hat, hat sich in der österreichischen Annexionskrise gezeigt. Die Haltung der Italiener in Italien war eindeutig durch die Kampfstimmung gegen Oesterreich bestimmt. Die Italiener in Süd-Oesterreich dagegen fühlten sich mit der Regierung solidarisch; denn die Südslaven, gegen die es ging, waren im wirtschaftlichen Kampf ihre härtesten Gegner. — Für die Behauptung Max Webers, daß das Proletariat im Ausland der Nationalität am treuesten bleibt, kann ich aus der Auswanderungsstatistik für Nord-Amerika noch ein paar Belege liefern. Am leichtesten werden in den Vereinigten Staaten diejenigen Einwanderer absorbiert, welche pekuniär am besten gestellt sind, nämlich die Deutschen und Skandinavier, am längsten dagegen halten sich isoliert die Südslaven, die unter den ärmlichsten Verhältnissen leben. Das gleiche lehrt die Heiratsstatistik in Argentinien: von den eingewanderten Franzosen und Engländern heiratet ein weit größerer Prozentsatz eingeborene Frauen als von den Italienern und selbst von

den Spaniern (die doch gleicher Nationalität mit den Argentiniern sind!); der Grund dieser seltsamen Erscheinung ist wieder darin zu suchen, daß Franzosen und Engländer unter den Einwanderern die reichsten sind. — Gegen Max Weber aber möchte ich vor einer Ueberschätzung des Zusammenhangs von Nationalität und Erotik warnen. Kein großer Dichter hat sich durch die Verschiedenheit der Nationalität hindern lassen, seine Dame in der eignen Sprache anzudichten. Siehe: Petrarcas Sonette an die Provencalin Laura.

Professor Dr. K. Rathgen (Hamburg): Man könnte alles, was wir Kolonialpolitik nennen, um das Nationalitätsproblem herum gruppieren. Zu dem Vortrag von Herrn Professor Barth ist zu bemerken: Wir haben in den heutigen Kolonialreichen ein lehrreiches Studienmaterial für die Frage, wie neue Nationalität entsteht auch da, wo keine Rassenmischung erfolgt. Der Australier ist kein Engländer mehr, der Algerier kein Franzose, der Sibierer kein Russe. Es ist sehr interessant, diesen Prozeß zu verfolgen. Und hier nun wären die Gelegenheiten zu untersuchen, bei denen dies neue Nationalgefühl zuerst zutage tritt. In Betracht kommen hier Konflikte gegenüber dem Mutterland, wie z. B. der Protest Australiens, Deportierte aufzunehmen. Die ersten Träger dieses neuen Nationalgefühls sind nicht die wirtschaftlichen Interessenten, sondern die Angehörigen der studierten Berufe.

Ferner sehen wir neue Nationalität vor unsern Augen entstehen unter den beherrschten Völkern,. wo sie durch die Kolonialherrschaft erst erzeugt wird. Sie ist also da einzig am Gegensatz gegen die Herrscher orientiert.

Erster Verhandlungstag. Nachmittagssitzung.

Vortrag von Professor Dr. Ferd. Schmid, Gautzsch b. Leipzig
über:
Das Recht der Nationalitäten.

Verehrte Anwesende! Es ist, wie ich sogleich vorausschicken muß, nicht meine Absicht, hier vor Ihnen einen längeren Vortrag über das Recht der Nationalitäten zu halten, vielmehr bezwecken meine Ausführungen nur zur Verwirklichung jener Anträge beizutragen, welche ich Ihrem Vorstande vor kurzem überreicht habe. Diese Anträge verfolgen das Ziel, durch Ihren Vorstand eine umfassende Untersuchung über die gegenwärtige Gestaltung der nationalen Verhältnisse und des Nationalitätenrechtes in die Wege zu leiten. Ich halte diese Aufgabe für eine der wichtigsten Ihrer Gesellschaft. Denn wir wissen ja alle, welch mächtige Wellen die nationale Frage in vielen Kulturstaaten in unserer Zeit wirft und wie das künftige Schicksal und selbst der Bestand mancher Staaten von einer gedeihlichen Lösung oder Milderung dieser Frage abhängt. Mehr und mehr ringt sich bei den praktischen Staatsmännern und in der Wissenschaft die Ueberzeugung durch, daß eine solche Lösung der Nationalitätenfrage nur auf dem Boden des Rechtes gefunden werden kann. Aus einem rein gesellschaftlichen Probleme wird die Nationalitätenfrage in unserer Zeit zu einem Rechtsprobleme, und endlich sehen wir bereits in einer ganzen Reihe von Staaten die Juristen daran tätig, Bausteine für jenes Fundament herbeizuschaffen, auf dem der künftige Nationalitätenrechtsstaat ruhen soll.

Es ist keine leichte Aufgabe, welche sich die Juristen hier gestellt haben, und noch wogt manch heftiger Streit darüber, ob es überhaupt möglich sei, die Nationalität zum Rechtsbegriffe

zu erheben und welche Stellung dem neuen Nationalitätenrechte im Rechtssysteme anzuweisen wäre. Vielfach wird unseren Juristen entgegengehalten, daß die Nationalität ein mehr innerliches, ethisches, auf Uebereinstimmung der Ueberzeugungen und Bestrebungen beruhendes Verhältnis sei, das sich daher einer rechtlichen Regelung entziehe. In nationalen Dingen entschieden politische Tendenzen und Notwendigkeiten, sodaß für die rechtliche Normierung nur wenig oder gar kein Spielraum vorhanden sei. Dazu käme die Unsicherheit des Nationalitätenbegriffes an sich, der von den verschiedenen Wissenschaften (Anthropologie, Soziologie, Statistik) in sehr abweichender Art gefaßt werde. Man weist darauf hin, daß sich in den romanischen Staaten und Sprachen bis jetzt überhaupt noch keine scharfe Unterscheidung zwischen Volkstum und Nationalität ausgebildet habe. Dieser Mangel einer festen Terminologie müsse eine jede juristische Fassung des Nationalitätenbegriffes in hohem Maße erschweren oder ganz und gar unmöglich machen, denn wie solle die Nationalität als Rechtsbegriff definiert werden, wenn dieser Begriff noch an und für sich unklar oder streitig sei [1]).

Aber wir sind, wie ich glaube, heute bereits über solche Zweifel und Einwände glücklich hinausgelangt. Gerne räumen wir ein, daß die Nationalität in erster Linie ein innerliches Verhältnis darstelle, dessen Bedeutung und Wirkungen vor allem auf dem gesellschaftlichen Gebiete liegen. Die Nationalität bedeutet uns eine Kulturgemeinschaft und wir wissen in Deutschland im Gegensatze zu den romanischen Nationen diesen Begriff sehr wohl von jenem des Volkstums zu trennen. Aber wir können doch nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, daß sich an diesen gesellschaftlichen Begriff in zahlreichen Kulturstaaten bereits mehr oder minder einschneidende Rechtswirkungen knüpfen. Die Aufrechthaltung und Weiterentwicklung jener Kulturgemeinschaft, die eben den Inhalt des gesellschaftlichen Begriffes der Nationalität ausmacht, wird von den Angehörigen der betreffenden Nation als ein mehr oder minder hohes Gut empfunden. Zahlreiche Interessen

---

[1]) Vgl. hierüber besonders Rudolf v. Herrritts Vortrag »Die Nationalität als Rechtsbegriff«, Wien (1899) und dessen Schrift »Nationalität und Recht, dargestellt nach der österreichischen und ausländischen Gesetzgebung«, Wien (1899).

der verschiedensten Art verknüpfen sich mit dieser Kulturgemeinschaft und ringen nach Anerkennung im Staate. Gelingt es den betreffenden Faktoren, den Trägern dieser Kulturgemeinschaft, im Staate ihren auf die Erhaltung und Entwicklung dieser Gemeinschaft gerichteten Willen durchzusetzen, dann ist die Nationalität aus einem gesellschaftlichen Gute zum Rechtsgute und zum Rechtsbegriffe geworden. Zweierlei Voraussetzungen müssen also zutreffen, damit der Nationalitätenbegriff sich zum Rechtsbegriffe entwickeln könne. Die durch die Nationalität verkörperte Kulturgemeinschaft muß von der Masse ihrer Angehörigen als ein Gut erkannt sein und die Angehörigen dieser Gemeinschaft müssen im Staate zu einer derartigen politischen Macht sich emporgeschwungen haben, daß sie imstande sind, die Gesetzgebung und Verwaltung desselben im Sinne ihrer nationalen Interessen zu beeinflussen. Die Schätzung dieser Interessen ist nicht zu allen Zeiten eine gleich starke gewesen und insofern ist der Nationalitätenbegriff geschichtlichen Wandlungen unterworfen, ja, er muß überhaupt als ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung angesehen werden. Auch dem Altertume und seinen Völkern ist natürlich ein nationales Gefühl nicht fremd gewesen, aber ein wirkliches Nationalitätenrecht haben diese Völker wohl nicht gekannt. So wie der Fremde die längste Zeit als rechtlos behandelt wird, so war im antiken Staate kein Raum für nationale Gleichberechtigung oder Anerkennung vorhanden. Nur bei den griechischen Philosophen der späteren Zeit finden wir Anklänge an allgemeine Menschheitsideen, wovon der Uebergang zur Anerkennung nationaler Rechtsgüter nicht mehr gar zu weit entfernt wäre. Aber unter dem beständigen Kampfesgetöse und Waffengeklirr des Altertums konnte von einer praktischen Ausgestaltung solcher Ideen nur schwer die Rede sein und inwieweit das römische Weltreich für nationale Sonderbestrebungen der in seinem Verbande friedlich nebeneinander lebenden Volksstämme rechtlichen Spielraum gelassen hat, entzieht sich bis jetzt noch unserer genaueren Kenntnis. Bald trat im römischen Weltreiche eine andere Macht auf den Plan, die noch schärfer als die griechischen Philosophen die allgemeine Menschheitsidee betonte und die Völker zu einem allumfassenden Verbande zu vereinigen strebte. Vermöge dieser ihm eigenen Tendenzen mußte das Christentum der rascheren

Entwicklung der nationalen Idee naturgemäß höchst abhold sein. In der Tat finden wir auch im Mittelalter die längste Zeit nur wenig Spuren einer solchen Entwicklung. Kirche und Kaisertum sind die Gestirne, welche die Vorstellungen der mittelalterlichen Völker bannen. Nur die großen italienischen Dichter des 14. Jahrhunderts und den Volkstribun Cola Rienzi erfüllten bereits Ahnungen und Ideen, die an den modernen Begriff der Nation in unserem Sinne erinnern, wenn sich damit auch mancherlei imperialistische Vorstellungen mischten. Erst die Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts haben den Nationalitätengedanken klarer erfaßt und namentlich gegenüber der universalen und völkernivellierenden römischen Kirche auch bereits praktisch zur Geltung zu bringen versucht. Allein diese Bestrebungen der Reformatoren fanden in der Wissenschaft zunächst keine weitere Anerkennung und Förderung. Die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts kümmerten sich wenig um den Nationalitätenbegriff oder verfolgten ihn wenigstens nicht weiter. Durch die Werke der Dichter und Philosophen — ich nenne nur Herder und Schiller — geht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein starker kosmopolitischer Zug [1]). Man feiert das allgemeine Menschentum und spottet über die Nationalitätenidee, auch als diese mittlerweile recht vernehmbar an die Tore mancher Staaten Europas zu pochen begonnen hatte. Die durch die rationalistische Geistesrichtung der Aufklärungsperiode so mächtig entfachten Gedanken der Freiheit und des Individualismus waren die Wiege, in der die moderne Nationalitätenidee geboren wurde. Ihre enge Verwandtschaft mit der Lehre von den allgemeinen Menschenrechten ist unverkennbar. Was die große Revolution des Jahres 1789 vorbereitet, haben die revolutionären Bewegungen der Jahre 1830 und 1848 zu lebensvoller Entfaltung gebracht. Schon der Freiheitskampf der Griechen stand im Zeichen der nationalen Idee, wenngleich bei der den hellenischen Kämpfern entgegengebrachten Sympathie und Unterstützung auch die Erinnerungen an das alte hellenische Menschheitsideal mitgewirkt haben. Die nach der Restauration einsetzende historische Schule hat

[1]) Vgl. hierüber und über das Folgende den Vortrag Edmund Bernatziks »Die Ausgestaltung des Nationalgefühls im 19. Jahrhundert«. (Abgedruckt im 6. Hefte der Cölner Beiträge zur staats- und rechtswissenschaftlichen Fortbildung, 1912).

ebenfalls Anteil an dieser Förderung des Nationalitätengedankens, denn das Recht wird nach ihr aus dem Volke geboren und muß in der Volksüberzeugung wurzeln. Volkstum und Volksrecht bedingen sich gegenseitig und sind beide als nationale Güter anzusehen. Bald beginnt man die Begriffe »Volk« und »Nation« zu identifizieren und die daran sich knüpfenden Vorstellungen zu übertreiben. Es sei nur an Manzini erinnert, der schon im Jahre 1859 die Nationalitätenidee geradezu als Fundament des Völkerrechtes bezeichnet hat. Jede Nation habe das natürliche Recht, alle ihre Angehörigen durch das Band des Staates zu vereinigen. Wie mächtig diese Vorstellung bei der Schaffung des neuen italienischen Nationalstaates mitgewirkt hat und wie sehr sie noch heute in den Bestrebungen der italienischen Irredenta nachwirkt, ist ziemlich allgemein bekannt. Weniger geläufig ist es, daß diese Vorstellung selbst in einzelnen Bestimmungen des geltenden italienischen Staatsrechtes ihren Niederschlag hinterlassen hat. Das Staatsrecht des Königreichs Italien kennt nämlich außer dem gewöhnlichen Begriffe der italienischen Staatsbürgerschaft noch eine solche im weiteren Sinne, die auch den Bewohnern italienischer Nationalität in den angrenzenden österreichischen Provinzen zugesprochen wird.

Noch versuchte der absolute Staat die mächtig aufkeimende nationale Idee mit Gewalt zu unterdrücken. Mit blutiger Hand wurde die nationale Erhebung der Polen von Rußland im Jahre 1831 niedergeworfen und in Oesterreich führte das absolute System unter Metternich schon lange gegen die kulturellen Bestrebungen der zahlreichen in diesem Staate lebenden Nationen einen erbitterten Unterdrückungskampf, der aber nicht verhindern konnte, daß sich im Jahre 1848 die nationalen Bestrebungen hier mit den Flammen der Revolution mischten und den ganzen Staat an den Rand des Abgrundes brachten. Noch war der größte Teil des kaiserlichen Heeres von der nationalen Idee unberührt geblieben, und so rettete die Armee damals den Bestand des Staates. Seine Machthaber mobilisierten alsbald die römische Kirche gegen ein weiteres Umsichgreifen der nationalen Idee oder versuchten dieselbe wenigstens durch den Abschluß eines engen Bündnisses mit der Kurie unschädlich zu machen. Allein vergebens! Auf den italienischen Schlachtfeldern des Jahres 1859 erlag diese kurzsichtige Politik und im Gefolge dieser Niederlage mußte Oesterreich künftig darauf verzich-

ten, ein zentralistisch regierter Einheitsstaat zu sein, der den nationalen Bestrebungen den Krieg erklärte. Fortan sind Oesterreich und Ungarn geradezu Schulbeispiele von national gemischten Staaten, wo der Nationalitätengedanke Sieg auf Sieg errungen hat oder wo der Kampf um die Anerkennung der nationalen Güter noch jetzt mit der größten Erbitterung geführt wird. Längst haben Staat und Kirche wenigstens in Oesterreich ihren alten Standpunkt der Nichtachtung der Nationalitäten aufgegeben, ja, der erstere beginnt vor denselben immer mehr und mehr die Waffen zu strecken. Auch die Vertreter der Kirche sind hier bereits oft national oder gar nationalistisch gesinnt, und in einzelnen Teilen des Reiches kämpft die katholische Kirche mit der national gesinnten Bevölkerung einen nicht mehr ganz leichten Kampf um die Wahrung der Einheit ihrer Liturgie. In Ungarn aber, wo bisher die magyarische Nation durch ihre politische Vorherrschaft den Schein eines straffer geleiteten Staatsgefüges aufrechterhalten hat, sind zahlreiche nationale Kräfte tätig, diesen Bau zu unterwühlen und ähnliche Kämpfe heraufzubeschwören, die heute den westlichen Nachbarstaat zerrütten.

Allein nicht nur in diesen beiden Staaten Mittel-Europas ist die Nationalitätenfrage eine brennende, sondern sie beginnt auch das politische Leben vieler anderer Staaten mehr und mehr zu beherrschen. Sie wirft heftige Wellen in dem größten Staate des Deutschen Reiches, in Preußen, über dessen Ostmarkenpolitik noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist, sie erregt seit längerer Zeit heftig die öffentliche Meinung Belgiens, sie spielt eine gewisse Rolle in der Schweiz, sie bildet den Kern der irischen Home Rule-Bestrebungen, wirft schwere Schatten auf Rußland und tritt nunmehr vor unseren Augen auf dem Balkan geradezu staatenbildend auf. Hier im Oriente muß sich das Nationalitätenproblem durch seine Verquickung mit der religiösen oder konfessionellen Frage ohne Zweifel ganz besonders schwierig gestalten. Denn im Oriente deckt sich vielfach der Begriff der Nationalität mit jenem der Religion oder Konfession und es stehen sich die verschiedenen Bekenntnissen anhängenden Volksgenossen, wie dies das Beispiel der katholischen Kroaten, der orthodoxen Serben und der mohammedanischen Bosnier in den österreichischen Reichslanden lehrt, oft fast ebenso feindselig gegenüber, wie die

Angehörigen verschiedener Nationalitäten. Selbst jenseits des Ozeans und in Afrika ist das nationale Problem bereits akut geworden und heischt auch hier seine Lösung. Ich erinnere nur an die Bestrebungen der französischen Kanadier und an den nationalen Ausgleich zwischen den Angelsachsen und Buren in der neuen südafrikanischen Union. Natürlich mengen sich hier wie auch anderwärts in den Kolonialgebieten Rassefragen in das Nationalitätenproblem und es ist keine leichte Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung und der praktischen Staatspolitik hiebei die richtigen Grenzlinien zu ziehen. Vieles ist fließend in Staat und Gesellschaft und auch die Theorie muß sich gar häufig mit relativen Begriffsbestimmungen oder Lösungen begnügen. Es wird nicht immer leicht sein, einen scharfen Unterschied zwischen Nationalität und Rasse zu ziehen und ebenso sehen wir auch heute vor unseren Augen in den Kolonialgebieten neue Nationen entstehen. Jedenfalls werden wir von einer Nationalitätenfrage erst dann sprechen können, wenn ein Volksstamm die Anerkennung seiner nationalen Güter oder Interessen von der Staatsgewalt erheischt, denn die Lösung des Nationalitätenproblems kann eben in unserer Zeit des gesteigerten Rechtsbewußtseins nicht mehr ausschließlich nach den Gesichtspunkten der Macht- oder der praktischen Verwaltungspolitik, sondern in erster Linie nur nach Rechtsgrundsätzen, die das Staats- oder das Verwaltungsrecht an die Hand zu geben haben, erfolgen.

Damit berühren wir die nicht unwichtige Frage, welche Stellung dem Nationalitätenrechte im Rechtssysteme einzuräumen sei und wie weit sich sein Gebiet erstrecke. Das Nationalitätenrecht will nicht das Verhältnis des Einzelnen zu Seinesgleichen, sondern dessen rechtliche Beziehungen zum Staate regeln. Nur sekundär oder mittelbar wirkt diese Regelung auch auf das Verhältnis des Einzelnen zu anderen Personen zurück. Es ist somit klar, daß das Nationalitätenrecht nicht dem Privatrechte, sondern dem öffentlichen Rechte angehört. Die heutige Jurisprudenz weist es gewöhnlich dem Verfassungsrechte zu, wo es im Zusammenhange mit den »Grundrechten« eine bald mehr bald minder ausführliche Darstellung findet. Wir werden uns mit dieser systematischen Einreihung des Nationalitätenrechtes nicht zufrieden geben, ja, wir werden der modernen Rechtswissenschaft den Vorwurf

nicht ersparen können, daß sie dieses weite und wichtige Rechtsgebiet nicht genügend erfaßt und noch lange nicht gehörig gewürdigt hat. Sie sucht auch für dieses Rechtsgebiet eifrig nach einer sedes materiae und glaubt dieselbe namentlich bei der Verwaltung des geistigen Lebens gefunden zu haben. Denn der Einfluß der Nationalität äußert sich nach der Auffassung dieser Juristen doch am stärksten auf die geistigen Lebensverhältnisse, in erster Linie auf das Bildungswesen. In der Tat wissen wir ja alle, daß die Bildungsanstalten und selbst die Hochschulen dort, wo mehrere Nationen um die Herrschaft ringen, nicht bloß als reine Bildungsstätten, sondern zugleich auch als wichtige Mittel zur Förderung der nationalen Interessen angesehen werden. Allein der Einfluß der Nationalität reicht weit hinaus über das Bildungswesen und kann fast die Gesamtheit der Lebensverhältnisse ergreifen oder wenigstens zahlreiche derselben geradezu beherrschen. Eine flüchtige Uebersicht jener Gebiete, die bisher schon vom Nationalitätenrechte erfaßt worden sind, wird diese Behauptung erhärten.

Im Verfassungs- und speziell im parlamentarischen Leben hat der nationale Gedanke bereits dadurch juristischen Ausdruck gefunden, daß die Verhandlungssprache der gesetzgebenden Körperschaften ausdrücklich geregelt worden ist. Auch die Frage in welcher Sprache die offiziellen Gesetzessammlungen zu erscheinen haben, ist vielfach auf dem Wege des Rechtes geordnet worden. In der ganzen Staats- und Selbstverwaltung vieler Kulturländer spielen die Normen über die Regelung der äußeren und inneren Amtssprache eine oft höchst wichtige Rolle. Am wenigsten Raum ist naturgemäß für derartige Normen in der Militärverwaltung. Denn im Heere verkörpert sich die Einheit und Kraft des Staates und vor dieser müssen die nationalen Interessen und Gelüste unbedingt zurücktreten, wenn diese Fundamente nicht gefährdet werden sollen. Dagegen hat in national gemischten Staaten die bei der Rechtspflege anzuwendende Sprache frühzeitig eine gesetzliche Regelung erfahren und auch in den modernen Prozeßordnungen ist darauf Bedacht genommen worden. Im ganzen ist diese Regelung zumeist auf einer grundsätzlichen Unterscheidung zwischen der inneren und der äußeren Amtssprache der Gerichte aufgebaut, wenn auch die Grenzlinien dieser Unterscheidung in

der Hitze des nationalen Kampfes öfters verschoben worden sind. Nicht so einfach liegen die Dinge bezüglich der Amtssprache der staatlichen und der autonomen Verwaltungsbehörden und gerade diese Materie bildet gegenwärtig vielfach den Tummelplatz nationaler Aspirationen und kodifikatorischer Experimente. Das eifrige Ringen der verschiedenen Nationen auf geistigem Gebiete beginnt nach und nach in national gemischten Staaten auch im Schulrechte seinen Niederschlag zu hinterlassen. Längst hat die Pädagogik den Grundsatz aufgestellt, daß die Schuljugend den ersten Unterricht in der Muttersprache zu empfangen habe, und heute sehen wir dieses Prinzip in der modernen Volksschulgesetzgebung ziemlich allgemein anerkannt. Aber in national gemischten Staaten wird dieses Prinzip immer mehr auch auf die höheren (Mittel-)Schulen und selbst auf die Hochschulen übertragen, indem die Forderung aufgestellt wird, daß die Angehörigen aller Nationalitäten ihre unterrichtliche Ausbildung durchaus in der Muttersprache erhalten sollen. So gibt es heute bereits ein nationales Schulrecht, das zum Teile so weit geht, daß man darin einen Anspruch der einzelnen Nationen auf die ausschließliche unterrichtliche Versorgung ihrer Kinder sicherstellen will (mährische lex Perek). Auch die nationalen Aspirationen recht abholde römische Kirche hat doch einen Anspruch der Gläubigen darauf anerkannt, daß der Seelenhirte die in seinem Pfarrbezirke gebräuchliche Sprache beherrschen solle. Heute sind die serbische und die rumänische Kirche Ungarns durchaus auf nationaler Grundlage organisiert und dieses Organisationsprinzip versucht man jetzt in einzelnen gemischtsprachigen katholischen Diözesen Oesterreichs zur Geltung zu bringen. So sind Schule und Kirche heute im Begriffe, in national gemischten Staaten zu Hauptträgerinnen eines nationalen Rechtes zu werden, während in der Kunst und im freien Bildungswesen (Presse, wissenschaftliche Akademien) für eigentliche Rechtsnormen zum Schutze oder zur Förderung nationaler Interessen natürlich weniger Raum ist. Den geringsten Einfluß äußert die Nationalität vielleicht auf die wirtschaftlichen Lebensverhältnisse und die Beispiele eines besonderen Nationalitätenrechtes sind hier dünn gesät. Indessen ist auch dies für unsere Zeit nicht mehr ganz richtig. Immer mächtiger

entwickelt sich in national gemischten Staaten das wirtschaftliche Vereins- und Genossenschaftswesen auf nationaler Basis und alsbald ergibt sich die Notwendigkeit für derartige Bestrebungen nationaler Minoritäten Rechtsgarantien zu schaffen, wodurch dieselben gegen willkürliche Eingriffe der mit ihnen im Kampfe liegenden Staatsgewalt gesichert werden soll. Auf der anderen Seite muß aber der letzteren auch im Rechtsstaate ein genügendes Maß von Machtbefugnissen zugebilligt werden, um derlei nationale Organismen ausreichend überwachen und nötigenfalls unschädlich machen zu können. Dies führt zu bestimmten Forderungen in Ansehung der Regelung der Geschäftssprache für die Vereine und in der Tat enthalten die neueren Vereinspolizeigesetze mehrfach jetzt ausdrückliche Bestimmungen hierüber. Ein höchst beliebter Gegenstand nationaler Aspirationen sind bekanntlich die verschiedenen Gebiete der Verkehrsverwaltung (Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverwaltung, dann Schiffsverwaltung). Man fordert die Abfassung der Aufschriften in der Sprache der verschiedenen Nationen, die Ausgabe von mehrsprachigen Drucksorten und die Anstellung nur solcher Bediensteter, welche alle in Betracht kommenden Sprachen genügend beherrschen. Nicht selten werden die nationalen Forderungen auch auf die innere Amtssprache der Verkehrsanstalten ausgedehnt und ebenso ist das Geldwesen von derlei Forderungen nicht verschont geblieben. Je hitziger die nationalen Kämpfe geführt werden, desto leichter ist man geneigt, den nationalen Leidenschaften auch die fundamentalsten Anforderungen des Verkehres zu opfern. Man will für die Bezeichnung der Ortschaften und Straßen in gemischtsprachigen Gemeinden nur mehr eine Sprache gelten lassen und selbst die Firmatafeln der Geschäftsleute sollen nur in der Sprache der herrschenden Nation abgefaßt sein. Von derlei Uebertreibungen ist nur noch ein kleiner Schritt bis zum nationalen Boykott. Es ist klar, daß durch solche Extravaganzen schwere wirtschaftliche Schäden und in Kriegszeiten selbst große Gefahren für den Staat heraufbeschworen werden können und eine angemessene Ordnung aller dieser Dinge nur auf dem Wege des Rechtes erfolgen kann. Ebenso klar ist aber auch zugleich, daß der Bereich dieses Nationalitätenrechtes weit über jenes Gebiet hinausreicht, das man

für dasselbe gewöhnlich vindiziert. Wir werden nicht zustimmen können, wenn man dessen Hauptsitz im Bildungswesen finden will. So wie die nationalen Bestrebungen sich auf fast allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens äußern und nach Geltung ringen, so ist auch das Bedürfnis nach einer rechtlichen Regelung dieser Bestrebungen, wie wir dies soeben gesehen haben, in sehr vielen Verwaltungsbereichen vorhanden. Daß dieses Bedürfnis nicht immer gleich stark auftritt, beweist nichts gegen die grundsätzliche Richtigkeit dieser unserer Behauptung.

Mit einer solchen bloß negativen Beantwortung der Frage nach der richtigen Stellung des Nationalitätenrechtes im ganzen Rechtssysteme ist aber für uns wenig gewonnen. Wo ist also der richtige Sitz dieser Rechtsmaterie? Wir werden kaum irre gehen, wenn wir das Nationalitätenrecht im Hinblick auf seinen in so viele gesellschaftliche Beziehungen eingreifenden Charakter in das Recht der allgemeinen gesellschaftlichen Verwaltung einreihen. Dieses ist der Inbegriff jener Rechtsnormen, wodurch bestimmte gesellschaftliche Beziehungen und Verwaltungseinrichtungen, welche in einzelnen Staaten unter dem besonderen Einflusse verschiedener Gesellschaftsgruppen stehen, näher geregelt werden. Die herrschende Rechtswissenschaft kennt diesen Begriff der allgemeinen gesellschaftlichen Verwaltung bisher nicht und sie ist daher bezüglich der Einreihung und Unterbringung so mancher Rechtsmaterien in empfindlicher Verlegenheit. Dies gilt ganz besonders auch von dem Nationalitätenrechte. Die herrschende Rechtswissenschaft verweist es gewöhnlich in das Staats- oder Verfassungsrecht, wo es inmitten der Lehre von den staatsbürgerlichen Freiheitsrechten vielfach eine nur untergeordnete Rolle spielt. Einer richtigeren Einsicht huldigen schon jene Rechtslehrer, welche dem Nationalitätenrechte einen angemessenen Platz auch im Verwaltungsrechte eingeräumt wissen wollen. Allein da die übliche gegenständliche Einteilung des Verwaltungsrechtes in der Regel lediglich nach gewissen äußeren Objekten erfolgt, an denen sich die Verwaltung betätigt (Landwirtschaft, Gewerbe usw.), so bleibt diesen Rechtslehrern nichts anderes übrig, als auch das Nationalitätenrecht nach diesen Verwaltungszweigen zu zerlegen und es in Gestalt von membris disiectis da und dort unterzubringen. Ein solches Verfahren zerreißt

aber das, was zusammengehört, und wird gerade der Eigenart, des Nationalitätenrechtes, das seine Strahlen gleichsam von einem festen Punkte nach sehr verschiedenen Seiten aussendet, nicht gerecht. Es ist eben für das Nationalitätenrecht besonders charakteristisch, daß es von einem einheitlichen Grundgedanken seinen Ausgangspunkt nimmt, sich aber in seinen Wirkungen nach den verschiedensten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens verzweigt. Es bleibt nichts anderes übrig, als derartige Rechtsnormen zu einem besonderen Rechtsgebiete wissenschaftlich zusammenzufassen, wofür die passendste Bezeichnung vielleicht erst zu finden sein wird. In Ermanglung einer besseren pflegten wir bisher für den Inbegriff derartiger Rechtsnormen den Ausdruck »Recht der allgemeinen gesellschaftlichen Verwaltung« zu gebrauchen. Wir zählen dazu zunächst alle Normen und Einrichtungen, welche die öffentliche Verwaltung befähigen sollen, die Gesellschaft und ihre Verbände fortlaufend zu beobachten und zu kontrollieren. Desgleichen gehören dahin auch alle jene Institutionen und rechtlichen Bestimmungen, welche das Ziel verfolgen, einen angemessenen Ausgleich zu treffen zwischen den im Staate vorhandenen verschiedenen Gesellschaftsgruppen, die sonst fortwährend einander befehden und sich dadurch selbst und in weiterer Folge auch den Staat schädigen können. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß zu diesen gesellschaftlichen Organisationen auch die im Staate vertretenen Kirchengemeinschaften zu zählen sein werden. Dem Verwaltungsrechte der Nationalitäten wird daher das interkonfessionelle Recht an die Seite zu setzen sein. Ich erwähne dies hier, weil es ein alter Wunsch von mir ist, daß die deutsche Wissenschaft endlich auch das als rechtshistorische Disziplin vorgetragene Kirchenrecht mehr modernisieren und uns vor allem auch einen tieferen Einblick in das gegenwärtig geltende Kultusrecht der großen fremden Kulturstaaten eröffnen möge. (Zwischenrufe: Das geschieht bereits! Professor Schmid: Aber nicht in den Vorlesungen!) Ich halte es nicht für richtig, das Kirchenrecht lediglich als rechtshistorische Disziplin oder als ein mixtum compositum von privatrechtlichen, staatsrechtlichen und verwaltungsrechtlichen Normen zu behandeln, wie dies gegenwärtig auf unseren deutschen Hochschulen geschieht. Das ist eine veraltete Lehrweise und man wird so der großen Bedeutung, welche die religiösen

Gemeinschaften auch in unserer Zeit für unser modernes Gesellschafts- und Rechtsleben besitzen, niemals gerecht werden können. Auch hier ist für eine moderne Rechtswissenschaft nicht weniger zu tun wie für die Soziologie.

Umfang und Inhalt des Nationalitätenrechtes werden natürlich im einzelnen ganz davon abhängen, in welchen Formen und bis zu welchem Grade die nationalen Interessen in einem Staate bereits als Rechtsgüter anerkannt und welche Einrichtungen zu ihrem Schutze getroffen worden sind. Läßt man die bisherigen Versuche zu einer Lösung der Nationalitätenfrage, die wiederum in solche der staatsmännischen Praxis und der Theorie eingeteilt werden können, Revue passieren, so ergibt sich ein recht mannigfaltiges, aber viel angefochtenes Bild. Ebenso wie die Soziologen haben sich natürlich auch die Juristen den Kopf darüber eifrig zerbrochen, in welcher Weise denn der Begriff der Nationalität zu fassen sei. Es wird nicht ganz leicht sein einen für die Praxis brauchbaren Rechtsbegriff der Nationalität zu konstruieren. Die große Mehrheit der Juristen, welche sich überhaupt mit dem Nationalitätenprobleme beschäftigt hat, sieht bekanntlich das sprachliche Moment als das entscheidende Merkmal an. Für diese Juristen bedeutet die Nationalität als Rechtsbegriff die Zugehörigkeit einer Person zu einer sprachlich geschiedenen Gruppe innerhalb der Staatsbevölkerung. Nach ihrer Auffassung muß eben das Recht leicht an ein bestimmtes äußeres Merkmal anknüpfen können, da die Feststellung innerer Momente zu umständlich und unsicher sei. Allein dieser Auffassung wird in neuester Zeit nicht mit Unrecht entgegengehalten, daß auch dem Sprachenmomente eine große Unsicherheit anhafte, da viele Personen mehrere Sprachen beherrschen, an den sprachlichen Grenzen nicht selten ein Wechsel im Gebrauche der Sprache eintrete, ja vielfach aus dem alleinigen oder vorherrschenden Gebrauche einer bestimmten Sprache durch ein Individuum noch keineswegs ganz sicher auf die Zugehörigkeit dieser Person zu der betreffenden Nationalität geschlossen werden könne. Man weist insbesondere auf die zahlreichen Beamten und Offiziere in national gemischten Staaten hin, welche durch ihren Beruf gezwungen seien, sich oft zeitlebens der Staats- oder Armeesprache zu bedienen, ohne darum ihre eigentliche Nationalität zu verleugnen. Diese Juristen wollen daher bei Feststellung der Nationalität gerade auf das innerliche

Moment besonderes Gewicht gelegt wissen. Das Selbstbekenntnis soll für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität ausschlaggebend sein und sie fordern, daß der Staat oder die öffentliche Verwaltung durch besondere Einrichtungen (nationale Matriken) dies praktisch ermögliche [1]. So richtig dieser Grundgedanke erscheint, so schwierig ist im Zeitalter der modernen Wanderungen seine Verwirklichung. Man müßte für diesen Zweck geradezu besondere Bevölkerungsregister schaffen. Die Erfahrungen, die aber mit diesen Registern namentlich in Belgien und Holland gemacht worden sind, mahnen dringend zur Vorsicht. Auch wäre noch die Frage zu beantworten, ob für die Aufnahme einer Person in ein solches nationales Register deren einseitige Erklärung genügen solle oder ob hiezu noch eine Art Annahmeerklärung von seiten der betreffenden Nationalität hinzukommen müsse.

Der Hauptsitz des Nationalitätenrechtes wird immer der national gemischte Staat sein. Denn im national einheitlichen Staate fallen politisches und nationales Leben zumeist zusammen und für ein besonderes Nationalitätenrecht ist hier daher kein Raum. Höchstens kann es sich in solchen Staaten um die Anerkennung von gewissen nationalen Splittern oder Ueberresten absterbender Nationen sowie um die Pflege ihrer Eigenart handeln (Wenden in Sachsen, Kelten im eigentlichen England und in Frankreich, Basken in Spanien). Derartige Maßnahmen werden dann nicht mehr »der gesellschaftlichen Verwaltung« und ihrem Rechte, sondern allenfalls dem Gebiete des Heimatschutzes zuzurechnen sein. In den national gemischten Staaten aber pflegt das Nationalitätenrecht eine sehr verschiedene Ausgestaltung zu erfahren, je nachdem es sich um einen eigentlichen Nationalitätenstaat oder um ein national gemischtes Staatsgebilde handelt, indem eine Hauptnation die Führung oder Vorherrschaft inne hat. Der bekannteste Typus dieser letzteren Art ist das Königreich Ungarn, wo der herrschende magyarische Volksstamm seinen überwiegenden Einfluß gegenüber den anderen im Lande wohnenden Nationalitäten nicht nur gesetzlich (Staatssprache!) festzulegen versucht hat, sondern auch mit allen Mitteln der Verwaltung aufrechtzuerhalten

[1] Vgl. die Inaugurationsrede Dr. Edmund Bernatziks »Ueber nationale Matriken«, Wien (1910).

bestrebt ist. Es verschlägt dabei wenig, daß daneben die Gleichberechtigung der Nationalitäten ausdrücklich durch ein besonderes Gesetz (Gesetzartikel XLIV aus dem Jahre 1868) statuiert worden ist.

Anders stellen sich die Dinge in den eigentlichen Nationalitätenstaaten, welche den zweiten Hauptsitz des Nationalitätenrechtes bilden. Von einer Vorherrschaft einer nationalen Gruppe ist hier rechtlich keine Rede, vielmehr ist ausdrücklich die Existenz und der Schutz der verschiedenen Nationalitäten gesetzlich dekretiert und mit mehr oder minder großen Rechtsgarantien umgeben. Das Prinzip der Gleichberechtigung aller im Staate wohnhaften nationalen Gruppen ist zu einem Bestandteil der Verfassung erhoben und durchdringt dann in weiterer Folge bald mehr bald minder auch die Einrichtungen der Verwaltung. Man hat die Schweiz als jenen Musterstaat gepriesen, welcher den Grundsatz der Gleichberechtigung am sorgfältigsten durchgeführt habe. In Wirklichkeit ist aber auch hier die vollständige Gleichberechtigung aller Nationalitäten nicht verwirklicht, indem schon die italienische Sprache nicht immer die gleiche Anerkennung genießt, wie die deutsche und die französische und vollends die rhätische nach der Bundesverfassung beinahe gar keine rechtliche Rolle spielt. Immer mehr dringt die Ueberzeugung durch, daß die volle Gleichberechtigung mehrerer Nationen im praktischen Leben der Völker nur äußerst schwer durchzusetzen sei und ihre Verwirklichung zuletzt zur Auflösung des bisher einheitlichen Staates in einen Staatenbund oder gar zum völligen Zerfall desselben führen müsse. Praxis und Theorie suchen daher schon seit langem nach einem anderen Auswege für eine gedeihliche Lösung der Nationalitätenfrage und glauben das neue Heilmittel in dem Schlagworte der »nationalen Autonomie« gefunden zu haben. Juristisch wird dieser Begriff wiederum sehr verschieden gefaßt. Manche Vertreter dieser Panazee gehen so weit, daß sie darunter eine förmliche staatliche Organisation der Nationalitäten in Form eines Bundesstaates oder eines Staatenbundes verstehen wollen, sodaß hiedurch ähnliche Gefahren heraufbeschworen werden können wie bei der allzu minutiösen Durchführung des Prinzipes der nationalen Gleichberechtigung. Es fehlt nicht an Versuchen, den Grundsatz der nationalen Autonomie praktisch auszugestalten, und auch die Theorie hat sich mit der Fortführung dieser

Ansätze in der jüngsten Zeit lebhaft beschäftigt. Die neueste Gesetzgebung Oesterreichs bietet manche praktische Beispiele und die Schriften Renners sind von dem Gedanken beherrscht, diese Ansätze systematisch weiter auszugestalten. Das Ideal dieses Politikers ist augenscheinlich die Umwandlung des alten Habsburger Reiches in einen Föderativstaat auf nationaler Grundlage. Renner hat sich redliche Mühe gegeben, die von ihm vorgeschlagene neue Organisation der verschiedenen österreichischen Nationalitäten in ihren Konsequenzen bis zu Ende zu denken. Je tiefer man aber in alle diese Fragen eindringt, desto schwieriger gestaltet sich ihre Lösung. Es ist ein großer Unterschied, ob für einzelne Provinziallandtage, Interessenvertretungen (Landeskulturräte) und staatliche Behörden (Schulbehörden) nationale Kurien oder Sektionen geschaffen oder ob dieses Gleichheitsprinzip zu einer auf alle Nationen auszudehnenden nationalen Autonomie gesteigert werden soll. Welches rechtliche Prinzip soll bei Durchführung dieser nationalen Autonomie zur Geltung gebracht werden? Jenes der Personalität oder das der Territorialität? Mit welchen Kompetenzen wären die neuen nationalen Verbände auszustatten? Nur so viel ist klar, daß die Verwaltung des Aeußeren und das Heerwesen nicht Gegenstand einer derartigen autonomen Organisation bilden können. Aber wie weit soll die Justiz und die innere Verwaltung auf nationaler Basis eingerichtet und soll den nationalen Verbänden auch das Finanzwesen ausgeliefert, diese Verbände also mit selbständigen Besteuerungsrechten ausgestattet werden? Wie sind die national gemischten Gemeinden, zumal die Großstädte mit national gemischter Bevölkerung, zu behandeln und welche Stellung ist den eingesprengten Nationalitäten im Rahmen der neuen Organisation einzuräumen (Minoritätsschulen!)? Alle diese Fragen bedeuten, zumal in unserer Zeit der internationalen Wanderbewegung, höchst schwierige Probleme, an deren Lösung mitzuarbeiten, die Wissenschaft der Soziologie nach meiner Meinung ganz besonders berufen ist.

Das also sind in aller Kürze die Motive, welche mich bestimmt haben, Ihrem Vorstande den Antrag zu unterbreiten, eine gründliche Untersuchung über das Recht der Nationalitäten vom historischen und soziologischen Gesichtspunkte aus durchzuführen. Wenn ich mir zum Schlusse noch gestatten darf, die Hauptpunkte einer derartigen Untersuchung vor Ihnen zu skizzieren,

so würde vor allem im ersten Abschnitte der Arbeit die Entwicklung des Nationalitätengedankens historisch zu verfolgen sein. Man wird dabei gut tun, eine ältere Zeitperiode auf der einen und die Entwicklung des Nationalitätengedankens seit dem 19. Jahrhundert auf der anderen Seite zu unterscheiden, denn, wie wir bereits früher gesehen haben, fällt das eigentliche Emporkommen des nationalen Gedankens doch erst in das letzte Jahrhundert.

In einem zweiten Abschnitte wäre sodann eine Statistik der Nationalitäten zu liefern. Die verschiedenen Grundlagen der bisherigen Nationalitätenstatistik wären darzustellen und kritisch zu beleuchten. Hieran hätte sich eine Besprechung der Ergebnisse dieser Statistik zu schließen. Selbstverständlich dürfte eine solche statistische Untersuchung sich nicht auf die Rreproduzierung einfacher Bestandeszahlen beschränken, sondern müßte versuchen, tiefer in die gesellschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Nationalitäten einzudringen. Insbesondere wäre, soweit dies die vorhandenen statistischen Materialien gestatten sollten, der Zusammenhang zwischen der Nationalität und anderen sozialen Momenten zu erfassen und darzustellen. Zu diesen letzteren Momenten würde ich insbesondere den Beruf und die soziale Stellung in demselben, die Konfession, ferner die Einkommens- und die Bildungsverhältnisse zählen. Auch die nationalen Verschiebungen und deren Ursachen wären zu beleuchten.

In einem dritten Abschnitte wäre hierauf das Recht der Nationalitäten, sofern dasselbe als formaljuristischer Niederschlag aus der bisherigen Entwicklung des Nationalitätengedankens sich ergibt, in seinen verschiedenen Verzweigungen im einzelnen zu verfolgen. Ueberall wäre den auf nationale Verhältnisse bezüglichen Rechtsnormen nachzugehen und so ein möglichst vollständiges Bild des in den verschiedenen Kulturstaaten geltenden Nationalitätenrechtes zu entwerfen. Meine früheren Andeutungen über die Beeinflussung der verschiedenen Lebensverhältnisse durch den nationalen Gedanken könnten dabei einen guten Fingerzeig abgeben.

Ein weiterer (vierter) Abschnitt der vorgeschlagenen Erhebung hätte die Aufgabe, alle jene Versuche, welche bisher im Interesse einer Lösung der Nationalitätenfrage unternommen worden sind, darzustellen und kritisch zu

würdigen. Diese Untersuchung hätte sich ebensowohl auf die einschlägigen Leistungen der Staatspraxis als auch auf die Vorschläge der Theoretiker zu erstrecken.

In einem Schlußkapitel wären endlich die Ergebnisse dieser ganzen Untersuchung zusammenzufassen und in ihrer Bedeutung für die soziologische Wissenschaft zu kennzeichnen.

Das wäre ungefähr der Weg, der zur Verwirklichung des von mir empfohlenen Zieles einzuschlagen sein würde. Die Aufgabe ist sehr umfassend und von einem Einzelnen nicht leicht zu lösen, da die zu benützenden Materialien nicht immer sehr klar zutage liegen. Nur durch eine wissenschaftliche Kooperation zahlreicher Mitarbeiter aus den verschiedenen Kulturstaaten kann sie befriedigend gelöst werden. Die Durchführung einer solchen Untersuchung wäre ein der Deutschen soziologischen Gesellschaft würdiges Werk und so möchte ich mit einem warmen Appell an Ihren Vorstand schließen, sich dieser schönen Aufgabe annehmen zu wollen.

Fortsetzung der Diskussion.

Professor Max Weber (Heidelberg): Wenn sich einmal jemand an das große Problem der rechtlichen Gestaltung der Nationalitätenbeziehung machen wollte, so wären eine der wichtigsten Quellen dafür die Schriften von Dragomanow, und dann die Verhandlungen, die in Rußland während der Revolution geführt worden sind. Die Russen haben, weil die Art ihrer radikal revolutionären Stellung zur bestehenden Regierung ihnen einen archimedischen Punkt außerhalb aller bestehenden uns allen selbstverständlichen Ordnungen der Gesellschaft gibt, die Eigentümlichkeit, mit ihrem Intellekt die äußersten gedanklichen Konsequenzen zu erschöpfen. Darum sind hier vielleicht alle Möglichkeiten der Gestaltung des Problems aufgetaucht. Nun zu den Erörterungen von heute Vormittag.

Herrn Dr. Ludo Moritz Hartmann will ich die größere Kompetenz im Tatsächlichen der österreichischen Verhältnisse zugeben. Zu seiner Definition des Begriffes Nation muß ich aber nochmals sagen: Es gibt keinen soziologisch eindeutigen genetischen Begriff von Nation und Nationalität, der an den Begriff »Kultur« anknüpft. Definitionen sind hier konventionell und bleiben im Gebiet des Subjektiven. Die Hartmannsche Definition läßt z. B. die Frage offen, was denn eine »Kulturgemeinschaft« ist. In welchem Sinne — wenn überhaupt — besteht eine solche zwischen der Aristokratie und dem Proletariat eines Landes? Damit beginnt zuerst das Problem: die Gemeinsamkeit welcher Kulturgüter bietet den stärksten Antrieb dafür, daß die betreffende Gemeinschaft nach einer politischen Or-

ganisation strebt? Die Bedeutung der Kunst ist dafür sehr gering. Um so stärker ist der Einfluß der Literatur, wie ich schon ausführte.

Dr. Böttger (Dresden): Herr Professor Weber leugnet die Bedeutung der Musik für die nationale Sache. Die nationale Hymne hat immer eine sehr stark vereinigende Kraft entwickelt. Das hängt mit dem Einfluß der Musik auf den Willen zusammen. Auch die bildende Kunst trägt durch historische Gemälde und das Heldenporträt zur Entwicklung des Nationalgefühls bei. — Die katholische Kirche hat immer die Tendenz, die unterdrückten Nationen zu fassen, und dort ihre internationalen Gedanken in eine nationale Form zu gießen. Hierfür darf auch die Rolle des Pietismus nicht unterschätzt werden, der als Gegengewicht gegen die französische Fremdkultur des Hofadels national gewirkt hat. Alles, was separatistisch ist, scheint in nationale Wirkungen einzumünden.

Professor F. Tönnies (Kiel): Wir gebrauchen das Wort »national« beständig in einem verschiedenen Sinn. Herr Dr. Böttger brauchte das Wort in einem vom modernen abweichenden Sinne. Die moderne Nation muß ihrem Wesen nach so verstanden werden, daß sie wenigstens zum Teil Willenstendenzen charakterisiert, die ihren Kern darin haben, daß sie auf einen möglichst großen und allgemeinen Kreis hinausgehen. In diesem Sinne kann man die panslavistischen Tendenzen national nennen. (Dazu: Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat.) Die Nationalität kann durch Internationalität gefördert werden und umgekehrt; die Geistesrichtung ist in vielen Beziehungen von gleicher Art. — Zum Kapitel Nationalhymnen ist zu erwähnen, daß auch die kleinen deutschen Sonderstaaten ihre eigenen Nationalhymnen haben.

Dr. Paul Barth (Leipzig): Der Begriff Nationalität hat keinen für alle Zeiten festlegbaren Inhalt. Trotz ihrer Vieldeutigkeit ist die Nationalität eine der wichtigsten realen Mächte. Von den zwei Begriffen der Nationalität, dem idealrechtlichen und dem machtrechtlichen, wird in Zukunft meiner Ansicht nach der idealrechtliche mehr zum Durchbruch kommen und dadurch eine Versöhnung von Nationalität und Internationalität herbeigeführt werden.

Professor Dr. Michels (Turin): Zum Thema: Musik und Vaterlandsgedanken: Daß die Musik als nationaler Faktor auftreten kann, ist bloß in engen Grenzen zuzugeben. Die Wirkung der Musik auf die Gefühle der Masse geht nicht ins Einzelne der Gefühle, sondern hat nur die Gesamtwirkung jeden starken sinnlichen Reizes. Die Masse reagiert auf die Musik per se. So wird die deutsche Nationalhymne mit verschiedenem Text in verschiedenen Ländern gesungen. Die Marseillaise wird ebenfalls nicht nur von den Franzosen, sondern auch von der deutschen Sozialdemokratie gesungen. Sie ist einmal der Ausdruck französischen Volksbewußtseins, ein andermal des Klassenbewußtseins der deutschen Arbeiterschaft. Die Begeisterung, die sie auslöst, ist allerdings zum Teil das Werk der marschartigen, stark rhythmischen und eine weite Tonskala umfassenden Musik. Aber sie, wie jedes andere Lied, ist natürlicherweise außer Stande, besondere ethnische Werte zu erzeugen, das tut erst der Text, der dem vagen aber erregten Gefühl die Richtung angibt. Der Patriotismus wird erst durch die Worte erweckt.

Dr. Müller-Hansen (Berlin): Der Begriff des Blutes hat in den bisher aufgebrachten Definitionen merkwürdigerweise gar keine Rolle gespielt. Die Grundlage der Nation ist die Rasse. Nation und Internationalität müssen nicht ineinander übergehen.

Professor Alfred Weber (Heidelberg): Man ist hier in der Diskussion in Gefahr, Begriffsrealismus zu treiben. Es ist ja gar nicht gesagt, daß dem Wort Nation ein eindeutiger Inhalt entspricht. Wir müssen uns darüber klar werden, in welcher Weise wir methodisch überhaupt an die Frage herangehen wollen. Wollen wir so verfahren, daß wir sagen: Es gibt eine große Masse von Inhalten, die in der verschiedensten Weise ineinanderfließen; auf alle wird das Wort Nation angewendet, auch wohl das Wort Volk und Rasse. Und nun stellen wir fest, worauf das Wort Nation anzuwenden sei. Dies würde zu einer unfruchtbaren Diskussion führen. Oder wollen wir untersuchen, in bezug auf welche Inhalte das Wort am meisten angewendet wird, oder ferner, auf welche Inhalte angewendet es seine praktisch größte Bedeutung hat, wo in seiner Anwendung seine reale Lebensbedeutung liegt. Ein solcher Begriff, der so stark aus praktischen Bedürfnissen entstanden ist, ist von praktischen Zwecken nicht zu trennen. Die Frage ist die: Sind es wirklich praktisch politische Lebenstendenzen, in Zusammenhang mit welchen der Begriff Nation seine größte Lebensbedeutung besitzt. Wenn wir das bejahen, werden die vielen andern Fragen, die heute gestellt worden sind, nebensächlich. Es hat eine ungeheure Relevanz, ob man den Begriff Nation, wie es Max Weber, Tönnies tun und auch ich bis zu einem gewissen Grade tun möchte, mit dem Staat als adäquater Ausdrucksform verbindet. Tut man das, so versieht man sämtliche Staaten, in denen keine nationale Einheitstendenz herrscht, theoretisch mit einem großen Fragezeichen. Das Nationalbewußtsein muß diese Staaten gefährden. Es fragt sich aber, ob die Bedeutung des Nationalen notwendig und überall darin liegt.

Professor Max Weber (Heidelberg): Hier ist sehr wohl und ausdrücklich von »Blut« gesprochen worden. Ich habe aber ausgeführt, daß mit der unklaren Rassemystik nichts anzufangen ist. Ich habe die Frage aufgeworfen, inwiefern erbliche Qualitäten gemeinschaftsbildend sind. Wie schwankend die Zuteilung zu einem Volk ist, zeigt sich darin, daß man in Amerika eine Frau als Negerin bezeichnet, die $^1/_{100}$ Negerblut hat, während wir Leute als Deutsche bezeichnen, die kaum einen Tropfen deutsches Blut haben (z. B. Treitschke). Es ist mit Recht hervorgehoben worden, welche Rolle die Religion auf dem Gebiete nationaler Gemeinschaftsbildung spielen kann. Gerade Sektenbildung führt oft zur Inzucht und hat in Indien z. B. neue anthropologische Typen erzeugt. — Der Sinn von »Nation« und »national« ist absolut nicht eindeutig. Wir können ihn nicht finden von der Seite der gemeinsamen Qualität her, welche die Gemeinschaft erzeugt, sondern nur von der Seite des Zieles her, nach dem hin etwas drängt, was wir unter dem Sammelnamen Nationalität bezeichnen: dem selbständigen Staatswesen.

Was die Anzweiflungen von Professor Michels gegen die Bedeutung der erotischen Lyrik für die Propaganda der Volkssprache und ihre Entwicklung zur Literatursprache anlangt, so meine ich, daß die Tatsachen sowohl in Frankreich wie namentlich in Japan und auch in Italien doch außerordentlich klar liegen. Petrarca hat eben seine

Sonette seiner Laura niemals weder vorgelesen noch zugeschickt und Goethes römische Elegien sind auf dem Rücken der Vulpius abskandiert. Im übrigen aber können wir an dieser Meinungsverschiedenheit vielleicht einmal praktisch illustrieren, was es mit dem Unterschiede empirischer kausaler Erklärung und wertender Betrachtung, von deren Ausschluß aus unsern Debatten heute wieder die Rede war, eigentlich auf sich hat. Die »Gunst der Frauen« als ein kausales Moment soziologischer Erscheinungen schätzt Professor Michels, wie sich zeigt, niedriger ein als ich. Aber damit ist doch nun nicht gesagt, daß er die Gunst der Frauen im W e r t e niedriger einschätzt, als ich tue. Eine Auseinandersetzung darüber würde ersichtlich nicht an diesen Ort gehören und prinzipiell eine Einigung ausschließen, und so steht es meines Erachtens mit allen Wertdiskussionen überhaupt. Man kann da nur Standpunkte festlegen, aber eine Einigung ist prinzipiell gar nicht das bei Wertdiskussionen erstrebte Ziel. Erwägen Sie, wohin es geführt hätte, wenn wir heute etwa den Wert der Nationalität oder den Wert des nationalen Staates mit in die Diskussion gezogen hätten, wie dies der erste Herr Redner immerhin bis zu einem gewissen Grade getan hatte. Wir hätten ein allgemeines Chaos gegenseitiger nationaler Rekriminationen, etwa der Polen gegen die Deutschen und umgekehrt, heraufbeschworen, bei dem eine Förderung sachlicher Erkenntnis auf keine Weise herausgesprungen wäre. Vorläufig haben wir den Statutenparagraph, welcher derartiges verbietet, und so lange er besteht, werden wir auf unserem Rechte, seine Durchführung zu verlangen, bestehen.

Nunmehr habe ich Ihnen im Auftrage des Vorstandes den

R e c h e n s c h a f t s b e r i c h t
f ü r d i e a b g e l a u f e n e n b e i d e n J a h r e

zu erstatten.

Zunächst ist als sehr erfreulich zu registrieren, daß es gelungen ist, als eine Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie die Deutsche statistische Gesellschaft zu begründen unter dem Vorsitze des Nestors der deutschen Statistik, Herrn von Mayr. Ueber die inneren Verhältnisse, die Organisation und die Tätigkeit dieser Gesellschaft wird zweifellos in deren Sitzungen Bericht erstattet werden. Ich habe hier lediglich zu erwähnen, daß, unserem Prinzip gemäß, die unbedingteste Autonomie dieser Tochtergesellschaft besteht, daß lediglich vereinbart ist, die beiderseitigen Tagungen möglichst gleichzeitig oder anschließend aneinander stattfinden zu lassen und gemeinsame Unternehmungen besonders erleichtert sind, daß im übrigen die Konstanz der Fühlungnahme von beiden Seiten dadurch gewährleistet ist, daß im Vorstand der Deutschen Gesellschaft

für Soziologie der erste Vorsitzende der Tochtergesellschaft in dieser seiner Eigenschaft Sitz und Stimme hat und umgekehrt die Deutsche statistische Gesellschaft statutenmäßig ein Mitglied des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Soziologie mit Sitz und Stimme in ihren Vorstand aufnimmt. Ueber die Gründung einer gesellschaftsbiologischen Sektion schweben Verhandlungen.

Die Mitgliederzahl unserer Gesellschaft beträgt zurzeit 334, das bedeutet an Mitgliederbeiträgen eine Jahreseinnahme von 2311 Mark, an welcher jedoch die Deutsche statistische Gesellschaft für ihre Mitglieder, die als solche zugleich Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sind, in einem zwischen den beiderseitigen Vorständen vereinbarten Umfang partizipiert. Das Vermögen unserer Gesellschaft einschließlich der Außenstände beträgt zurzeit 3223,38 Mark.

Von den Unternehmungen, welche die Deutsche Gesellschaft für Soziologie geplant hat, habe ich leider bisher nur Anfänge und Ansätze zu registreiren. Das liegt an durchaus zufälligen und persönlichen Umständen.

Ein ganz besonderer Unstern hat über demjenigen Unternehmen gewaltet, welches die deutsche Gesellschaft für Soziologie als erstes ins Leben rufen wollte: der Erhebung über das Zeitungswesen. Hier spielen leider Verhältnisse, die direkt mit meiner Person verknüpft sind, die entscheidende Rolle, denn mir persönlich hat die Verpflichtung obgelegen, dieses von mir vorgeschlagene Unternehmen in Gang zu bringen. Im Dezember 1910 hat auch die Konstituierung des dafür vorgesehenen Ausschusses mit dem Rechte der Kooptation stattgefunden und zahlreiche angesehene Theoretiker und Praktiker des Zeitungswesens hatten ihre Mitwirkung zugesagt, auch war es gelungen, den Vorstand des Vereins deutscher Zeitungsverleger und den Reichsverband der Presse teils zum Eintritt in den Ausschuß, teils zum Zusammenwirken zu gewinnen. Große Zeitungen hatten zugesagt, ihre geschäftliche Entwicklung durch Angabe über die prozentuale Entwicklung und Bedeutung der einzelnen großen Einnahme- und Ausgabeposten offenzulegen.

Alles war auf dem besten Wege. Zu Anfang 1911 aber geriet ich in einen Konflikt, der in unaufhaltsamer Verkettung zu einem Presseprozeß und an diesen anschließend zu einem Prozeß mit einem andern Herren führte. Bei dem Presseprozeß handelte es

sich nun um den Versuch, trotz des Redaktionsgeheimnisses, welches kein ehrenhafter Journalist preisgibt, die Quelle eines anonymen Angriffs zu ermitteln. Dies ist schließlich gelungen. Die ganze Angelegenheit aber hat sich im ganzen über mehr als 1½ Jahre hingezogen und erst jetzt vor einigen Tagen ihren vorläufigen prozessualen Abschluß gefunden. Es lag auf der Hand, wie leicht jener nach Lage der Dinge ganz unvermeidliche Versuch einer Durchbrechung des Redaktionsgeheimnisses mich in den Augen der deutschen Presse mit einem sehr schweren Odium belasten konnte, welches ein Zusammenwirken der für die Unternehmung unentbehrlichen Herren Praktiker des Pressewesens mit mir außerordentlich erschwert hätte. Ich konnte die Verantwortung, die sehr erheblichen Mittel, welche teils von der Heidelberger Akademie, teils vom Institut für Gemeinwohl in Frankfurt, teils von Privaten gezeichnet waren, — zusammen 20 000 Mark — diesem an meiner Person haftenden Risiko unmöglich aussetzen. Daher stellte ich sofort, nachdem sich die Unvermeidlichkeit des Presseprozesses ergeben hatte, meine Tätigkeit für dieses Unternehmen und die gesamte umfangreiche Korrespondenz dafür ein. Ein Ersatz für mich aber war zunächst nicht vorhanden. Ich selbst werde mir auch jetzt noch, solange die Angelegenheit nicht wirklich ganz erledigt ist, Zurückhaltung auferlegen müssen. Dadurch ist zu meinem großen Bedauern vorläufig alles ins Stocken geraten, wie ich bestimmt hoffe, nicht mehr für allzulange Zeit. Soweit es trotzdem möglich war, habe ich einige Arbeiten, die schon lange im Gange waren, weiter gefördert. Es sind Arbeiten dem Abschluß nahe über die Bedeutung der »kleinen Anzeigen« für die deutsche Presse, von einem Praktiker des Pressegeschäfts, über die württembergische Presse von einem journalistischen Praktiker. Ferner Arbeiten über die westpreußische Lokalpresse. Dazu tritt eine größere Arbeit, welche sich wesentlich auf die Entwicklung der Feuilleton-Belletristik und verwandte Probleme erstrecken soll. Es ist daraus zu schließen, daß, wenn die jetzt bestehenden rein persönlichen Schwierigkeiten behoben sein werden — sei es, daß statt meiner ein anderer Herr die Leitung übernimmt, sei es, daß es sich zeigt, daß meine Annahme, ich persönlich könne bei der Presse auf Mißtrauen stoßen, sich als unbegründet erweist —, das von uns geplante Unternehmen eine günstige Prognose aufweist. Ich jedenfalls werde, wenn die Gesellschaft es wünscht und es sich

nicht als unzweckmäßig oder unmöglich erweist, auch künftig zur Verfügung stehen, während ich allerdings meine Stellung als Rechner der Gesellschaft jetzt nicht mehr weiter beibehalten kann. Dies ist es im wesentlichen, was ich Ihnen zu berichten habe.

Wenn die Entwicklung einer Gesellschaft, wie der unsrigen, auf nicht geringe Schwierigkeiten gestoßen ist und immer noch stößt, wenn es namentlich vorläufig nicht gelungen ist, der großen alten, glänzend geleiteten und mit reichen Mitteln arbeitenden Organisation des Vereins für Sozialpolitik, die in mehr als einer Hinsicht für uns als Muster gedient hat, mit etwas schon jetzt Ebenbürtigem für unsere Zwecke an die Seite zu treten, so liegt das teils an sachlichen, teils an persönlichen Verhältnissen. Wir haben nicht, wie der Verein für Sozialpolitik, die Mehrzahl der älteren Gelehrten mit weithin klingendem Namen und damit die Hilfe der großen Seminare für unsere Arbeiten zur Verfügung. Unsere Mitglieder, die ja zum großen Teil, wie ich selbst, auch eifrige Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik sind — daneben haben wir andere, welche jener Organisation ablehnend oder feindlich gegenüberstehen —, sind vorwiegend solche Gelehrte, welche außerhalb der Ordinariate der Universität tätig sind oder erst künftig in solche einzurücken die Chance haben. Wir haben ferner im Gegensatz zum Verein für Sozialpolitik, dessen Sinn ja gerade in der Propaganda bestimmter Ideale besteht, keinerlei propagandistische, sondern ausschließlich sachliche Forschungszwecke. Es ist aber klar, daß die Erörterung aktueller großer sozialpolitischer Fragen, wie sie der Verein für Sozialpolitik pflegt, die öffentliche Aufmerksamkeit in stärkerem Maße in Anspruch nimmt und auch das persönliche Pathos der an den Diskussionen Beteiligten stärker wachruft als nüchterne Diskussionen über Tatsachenfragen. Diejenigen von uns, welche zugleich Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik sind, werden den Wunsch haben, daß dieser Verein bleiben möge, was er bisher in großartiger Art — das bestreiten auch die Gegner der in ihm vertretenen Ideale nicht — gewesen ist. Sie werden aber zugleich hoffen und wünschen, daß auch für diejenige anderweitige Art von Arbeit, welche wir zu pflegen wünschen, eine Organisation bestehe, und hoffen, daß es unserer Gesellschaft gelingen möge, der soziologischen Wissenschaft auch in Deutschland endlich denjenigen Platz zu erringen, welchen sie im Auslande längst

besitzt, und der dieser früher mit einem gewissen Recht verschrien gewesenen Disziplin nach ihren jetzigen Leistungen auch unbedingt zukommt. Ich darf in diesem Zusammenhang erwähnen und schließe damit diesen Bericht: daß der Vorstand auf eine Anregung des Herrn Professor Dr. Ferdinand Schmid in Leipzig hin beschlossen hat, Erwägungen darüber anzustellen, auf welchem Wege am besten dem jetzt in Deutschland offiziell an den wissenschaftlichen Lehranstalten noch gänzlich unvertretenen Fache der Soziologie den ihm gebührenden Platz und Rang als ein reguläres Lehrfach zu erringen wäre.

III. Zweiter Verhandlungstag.

Dienstag, den 22. Oktober 1912.

1. Referat von Dr. **Ludo Moritz Hartmann** (Wien) über:

Die Nation als politischer Faktor.

Politik ist die Kunst, gesellschaftliche Tendenzen in rechtliche Formen umzusetzen. Wenn daher die Nation als politischer Faktor darzustellen ist, so ist die Frage gestellt, in welcher Form und unter welchen Verhältnissen nationale Strebungen eine greifbare rechtliche Organisationsform gewinnen können. Ueber den Begriff der Nation ist viel geschrieben und gesprochen worden. Mir scheint etwa die folgende Definition brauchbar zu sein: »Nation ist die Gesamtheit der durch gemeinsames Schicksal und gemeinsamen Verkehr, dessen Vermittlerin die gemeinsame Sprache ist, zu einer Kulturgemeinschaft verbundenen Menschen.« Sie lehnt sich an eine Definition von O. Bauer an, dem überhaupt das Verdienst zukommt, die Nation als historische Erscheinung erfaßt und erklärt zu haben. Zweifellos ist die Sprache das notwendige Mittel für eine so enge Verkehrsgemeinschaft, daß sie als Kulturgemeinschaft betrachtet werden kann. Damit ist gesagt, daß die Entwicklung der Nationen hineingestellt werden muß in die Entwicklung der menschlichen Assoziations- oder Organisationsformen überhaupt oder in den Prozeß der fortschreitenden Vergesellschaftung, in welchem die Menschheit ihre allmählich fortschreitende Anpassung an die Natur vollzieht.

Es ist bekannt, daß die Nation im Altertum und Mittelalter nicht oder nur in geringem Maße staaten- und rechtsbildend, kurz politisch gewirkt hat und daß das, was wir nationale Bewe-

gung nennen, erst ein Kind der französischen Revolution und des 19. Jahrhunderts ist. Warum sie nicht älter sein konnte, hat O. Bauer vorzüglich dargelegt. Die Verkehrsgemeinschaft war in alten Zeiten sehr wenig extensiv und sehr wenig intensiv. Die Zeit, in der etwa die Grundherrschaft eine wirtschaftlich mehr oder weniger abgeschlossene Einheit bildete, in der die Hintersassen in keiner größeren Verkehrsgemeinschaft standen, war nicht geeignet für die Ausbildung einer gemeinsamen Kultur und Sprache. Erst allmählich und spät hat sich in Deutschland und anderwärts aus und über den unzähligen Dialekten eine κοινή entwickelt, die auch in erster Linie Schriftsprache war. Die oberen Stände konnten wohl über engere Verkehrsbeziehungen und größere Bildung verfügen, so daß man von einer gemeinsamen Kultur des Ritterstandes sprechen kann, die sich aber auf die niederen Stände nicht erstreckte. Einen weiteren Schritt bedeutet die aus der Verdichtung der Wirtschaft entstandene Kultur des Bürgertums und des Kapitalismus, für welche die gemeinsame Sprache ein immer wichtigeres Mittel für die steigende Extensität und Intensität des Verkehres und der Assoziation überhaupt wird. Zunächst wird so die Bourgeoisie zur Trägerin der nationalen Bewegung, während der 4. Stand, die »Hintersassen der Nation«, wie Bauer bezeichnend sagt, noch außerhalb der Kultur und außerhalb der Nation stehen. Die Industrialisierung und Demokratisierung bezieht auch immer mehr die bisher ausgeschlossenen Schichten in die Kultur und in die Nation ein, und so wird die nationale Frage zur Frage der modernen Demokratie. — Ganz entsprechend vollzieht sich der Prozeß bei den »geschichtslosen« Nationen. Ihr nationales Erwachen fällt mit dem Eintreten in die moderne Wirtschaft, die moderne Kultur, mit der modernen Freiheitsbewegung zusammen. Die Revolution des Jahres 1848 war für die slavischen Nationen in Oesterreich zugleich und vor allem — soweit es sich um die bürgerliche und nicht um die bäuerliche Bewegung handelte — eine nationale Erhebung [1]).

Mancini hat daher in einer berühmten Rede sagen können, die Nation sei nichts anderes, als la esplicazione collettiva della libertà e però è santa e divina cosa quanto la stessa libertà [2]). Auf

[1]) Vgl. O. Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie (Marx-Studien II. 1907).

[2]) Zitiert nach Fr. J. Neumann, Volk und Nation (1888) S. 53.

einer bestimmten Stufe seiner kulturellen Entwicklung drängt jedes sprachlich geeinigte Volk zur einheitlichen Organisation und betrachtet jede Einschränkung dieser Organisation daher als eine Einschränkung seiner Freiheit. Wenn ein Volk zur Sprach- und Verkehrseinheit geworden ist, verlangt es als natürliche Ergänzung die Rechtseinheit des Staates [1]). Es ist ein Streit um Worte, ob man die Coscienza della nazionalità, wie Mancini, die Conscience morale, wie sich Renan ausdrückt, das nationale Bewußtsein, als Kriterium der Nation betrachten will oder nicht. Sie ist eben das psychische Phänomen, das der Umsetzung des kulturellen Zustandes in einen staatlichen entspricht, kurz der nationalen Politik. Andererseits ist es eine Verkehrtheit, wenn man die Begriffe »Kulturnation« und »Staatsnation« gleichsam gleichberechtigt nebeneinander setzt, während sie doch nur verschiedene Entwicklungsstadien desselben Organismus sind, diese nur ein »Stadium des Auswuchses« [2]) von jener. Jene Anschauung würde zu völliger Unklarheit führen und das Wort »Nation« würde dadurch jeden Inhalt verlieren, denselben Sinn bekommen, wie etwa »Volk«. Denn »Preußischer nationaler Staat«, wie Meinecke z. B. sagt; »Schweizer Nation«, wie der Sprachgebrauch der Schweizer Gesetze ist; und »Französische Nation« haben nichts gemeinsam als die einheitliche staatliche Organisation. Wenn man aber die Grundlage jeder staatlichen Organisation »Nation« nennt, so kann man die Einwirkung der Nation auf den Staat, die Frage nach der nationalen Politik überhaupt nicht stellen. Man sollte da weniger den Sprachgebrauch der westlichen Länder berücksichtigen, in denen Staat und Nation schon mehr oder weniger zusammenfallen, so daß das Bewußtsein ihres Unterschiedes im Verschwinden begriffen ist, und mehr den Sprachgebrauch z. B. von uns Oesterreichern annehmen, denen der Unterschied täglich vor Augen geführt wird.

»Daß die nationale Form in unserer gegenwärtigen Kulturperiode die höchste Stufe der politischen Entwicklung darstelle, daß sie dem historischen Gesetze, insoweit es bis jetzt mit Sicher-

---

[1]) Man darf die Trennung von Nordamerika und England, von Spanien und Südamerika nicht als Widerspruch zu dieser Tendenz anführen, weil, da infolge der historischen Entwicklung die Nation in zwei voneinander völlig getrennte Territorien zerfiel, infolgedessen die Grundlage der Kulturgemeinschaft, die Verkehrsgemeinschaft, weggefallen ist.

[2]) Kirchhoff, Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalstaat (1905) S. 54.

heit sich erkennen läßt, am besten entspreche«[1]) wird zwar in der Regel anerkannt. Nichtsdestoweniger wird dieser Standpunkt in der Regel nicht konsequent festgehalten, weil die meisten politischen Schriftsteller nur den gegenwärtigen Stand im Auge halten und ihn nicht nur zu erklären, sondern auch zu verteidigen und gleichsam als den allein naturgesetzlichen für alle Zeiten darzustellen suchen. Die Wissenschaft setzt sich da selbst Grenzpfähle. Doch ist es nicht Aufgabe der Soziologie, die gegebenen Verhältnisse, sei es die sozialen, sei es die politischen, zu rechtfertigen, wenn es auch ihre oder der Historie Pflicht ist, sie zu erklären. Noch weniger ist es ihr erlaubt, vom Standpunkte eines bestimmten Staates auszugehen, da sie ja Allgemeingültigkeit beansprucht. Sie muß, die Gesamtentwicklung verfolgend, zwischen modernen, schon angepaßten Organisationen und Rudimenten älterer Formen zu unterscheiden verstehen. Dies hat Meinecke vernachlässigt, der schlankweg erklärt, »an dem Maßstabe zu messen, den die Geschichte selbst geliefert hat, dem Werke Bismarcks«[2]) und sich gar nicht die Frage vorlegt, ob dieses Werk in nationaler Beziehung noch einer Entwicklung fähig ist. Dies vernachlässigen diejenigen österreichischen Schriftsteller, denen nur daran zu liegen scheint, nicht nur die zeitliche, sondern die dauernde und endgültige Lösung des Staatsproblemes — Nationalitätenstaat — in Oesterreich nachzuweisen (Kremer, Renner, auch Bernatzik). Geblendet durch die Gegenwart, sind sie blind für die Entwicklung. Nicht das πάντα ῥεῖ gilt ihnen, sondern »das Seiende ist vernünftig« — in viel weitergehendem Sinne, als der Autor dieses Ausspruches es meinte. Was ihnen als historischer Denkprozeß erscheint, ist in Wirklichkeit in Widerspruch zu aller Historie, weil sie unbewußt die Entwicklung leugnen und das bewegliche Element in der Geschichte vernachlässigen.

Denn der gleiche Prozeß, der sich, wie wir gesehen haben, innerhalb des einzelnen Volkes abgespielt hat, wenn wir die vorgeschrittenen Nationen historisch ins Auge fassen, die Umsetzung der nationalen Tendenz in staatliche Einheit unter dem notwendigen Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung und der Funktion der Sprache innerhalb dieser Entwicklung — der gleiche Prozeß in seinen verschiedenen Stadien ist bei einem geographi-

[1]) A. v. Kremer, Die Nationalitätsidee und der Staat (1885) S. 90.
[2]) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (1908) S. 446.

schen Ueberblicke zu erkennen. Während im Westen Europas die nationale Entwicklung vollendet ist, existieren noch im Oriente die primitiveren Formen. Dynastien, Religionen etc. wirken noch staatsbildend und staatshemmend, während der nationale Faktor gerade noch nicht in diesen wirtschaftlich zurückgebliebenen Ländern vollständig zum Durchbruche gekommen ist. Der mittelalterliche türkische Eroberungsstaat kämpft um seine Existenz gegen die entstehenden Nationalstaaten, welche unter den Einfluß der modernen Wirtschaft geraten sind. Innerhalb des albanischen Stammes trennt noch der religiöse Gegensatz die nationale Einheit; Kroaten und Serben, national identisch, durch die Religion durch Jahrhunderte geschieden, beginnen sich in gemeinsamem politischem Streben zusammenzufinden. Zwischen dem Oriente und dem Westen steht das Gebilde der österreichisch-ungarischen Monarchie, selbst in staatsrechtlicher wie in wirtschaftlicher Beziehung ein Mischprodukt zwischen der westlichen Kultur und dem Oriente. Man könnte metaphorisch sagen, daß auch für die nationale Entwicklung das biogenetische Grundgesetz seine Geltung erweist. Historisch oder geographisch betrachtet, erscheint der nationale Staat als die vorläufig höchste Stufe der Entwicklung, der gegenüber alle anderen staatsbildenden Faktoren — Eroberung, Religion etc. — als Rudimente erscheinen.

»In seiner absoluten Fassung heißt das Nationalitätenprinzip: Jede Nation ist berufen und daher berechtigt, einen Staat zu bilden. Die Nation ist die natürliche und kulturmäßige Anlage zu dem politischen Volk.... Jede Nation Ein Staat. Jeder Staat ein nationales Wesen« (Bluntschli) [1]. Es ist selbstverständlich, daß dieses Prinzip nur eine historische Tendenz darstellt, wie alle soziologischen Prinzipien, daß es, um mich eines Machschen Ausdruckes zu bedienen, nicht »ausnahmslos exakt« wirkt. D. h. es ist tatsächlich nicht im Laufe der Geschichte jede Nation zum Staate geworden. Es sind im Kampfe ums Dasein viele Nationen untergegangen, bevor sie staatliche Einheit erreicht haben, und es werden offenbar noch viele zugrunde gehen. Allein diejenigen, welche infolge einer günstigen Verkettung von Umständen die ihnen gemäße nationalstaatliche

[1]) Bluntschli, Die nationale Staatsbildung und der moderne Deutsche Staat (1870) S. 22 f.

Organisationsform erkämpfen konnten, haben die größte Aussicht gehabt, sich zu behaupten, weil sie eben die »passendste« ist. Man kann also mit Recht behaupten, daß die zivilisierte Welt, solange ihre Gemeinschaften auf die Sprache angewiesen sind und solange die Trennung im Raume nicht technisch vollständig überwunden sein wird, ihre Organisation in Nationalstaaten zum Ausdrucke bringen wird.

Gerade aus diesen Ursachen erwächst aber die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der Nationen und der Nationalstaaten zueinander. Aus ihrer wirklichen oder scheinbaren Konkurrenz sind die Probleme entstanden, welche z. B. bei uns in Oesterreich nahezu den ganzen Inhalt der inneren Politik zu bilden scheinen. Es handelt sich insbesondere um die Frage der Sprachgrenze und die Frage der Assimilation.

Der Streit um die Sprachgrenze ist vielleicht der deutlichste Beweis dafür, mit wie viel Geschrei und wie wenig Verstand mitunter Politik und insbesondere sogenannte nationale Politik gemacht wird. Ein Geograph, E. Hanslik, hat sich der Mühe unterzogen, die deutsch-slavische Sprachgrenze und die Kulturgrenzen überhaupt zu untersuchen und kommt zu folgendem Resultate [1]: »Wir sehen daraus für die europäische Kultur, daß es sich in der Sprachgrenze zwischen Deutschen und Slaven nicht um eine zufällige Linie handelt, die bloß auf historische Prozesse zurückgeht, sondern daß es sich hier um eine durch die Natur vorgezeichnete Linie handelt. Alle die großen Kämpfe, welche je um die Sprachgrenze geführt wurden, ob sie nun große Kriege politischer Art oder wirtschaftliche Kämpfe waren, die große Kolonisation im 13. Jahrhundert vor allem, erscheint als ein Naturvorgang, als ein Herausarbeiten der Naturgrenzen Europas in der Geschichte, als ein Erheben der natürlichen Grenzen zu Kulturgrenzen.« In der Tat konnte Hanslik nachweisen, daß die deutsch-slavische Sprachgrenze sich deckt mit der Grenze der geologischen und horizontalen Strukturen zwischen West- und Osteuropa, mit der Klimagrenze und der Grenze zwischen der baltischen und pontischen Flora. Diese letztere Bemerkung beruht auf einer Beobachtung Wettsteins, der versichert, daß er bei einer Reise durch Böhmen aus der Art der vorhandenen Gewächse, aus der Tatsache, ob

[1]) E. Hanslik, Kulturgeographie der deutsch-slavischen Sprachgrenze, in Viertelj. f. Sozial- u. Wirtsch.-Gesch. VIII (1910) S. 117.

eine Pflanzenart der pontischen oder eine vikariierende der baltischen vorkomme, zugleich ersehen könne, ob er sich in einer czechischen oder deutschen Gegend Böhmens befinde. Die Pflanzenkarte Böhmens deckt sich bis in ihre Einzelheiten mit der Nationalitätenkarte. — Wir haben es also offenbar wieder mit einer Anpassungserscheinung zu tun. Von den unzähligen möglichen Sprachgrenzen stellen sich diejenigen als die dauernden heraus, welche aus irgend einem natürlichen Grunde die passendsten sind. In den zahlreichen Völkerverschiebungen vor der Stabilisierung kann zwar die natürliche Grenze überschwemmt und durchbrochen werden; sie kann infolge gewollter oder ungewollter Verschiebungen hin- und herpendeln, kehrt aber immer wieder zum Ruhepunkte, zur Gleichgewichtslinie zurück. Nur so ist es auch zu erklären, daß trotz der Stöße und Gegenstöße, trotz der deutschen Eroberungstendenzen in früherer und der czechischen in heutiger Zeit, wie insbesondere die statistischen Untersuchungen von Rauchberg ergeben haben [1], die deutsch-czechische Sprachgrenze in Böhmen sich gar nicht oder nur stellenweise unmerklich verschoben hat. Das gleiche gilt für eine noch weit längere Zeit, etwa für 13 Jahrhunderte, für die deutsch-italienische Sprachgrenze in Südtirol, welche identisch ist mit der Grenze des byzantinischen Reiches gegen Norden und mit der langobardisch-bayrischen.

Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz ist von Morf [2]) in ihrer Entwicklung genau untersucht worden. Sie hat an einigen Orten Schwankungen von einigen Kilometern aufzuweisen. Allein im ganzen ist sie noch die gleiche, wie einst die Grenze zwischen dem deutschen und dem burgundischen Reiche. Man könnte diese Beispiele noch häufen. Beim Zurückverfolgen der Sprachgrenzen wird man ihren Ursprung immer in dem Momente nachweisen können, in welchem große Völkerverschiebungen, die zur dauernden Ansiedelung führten, sich ereignet haben, oder Kolonisationen, soweit sie innerhalb der natürlichen Grenzen durchgeführt worden sind. Die eine Voraussetzung ist eben die natürliche Grenze und die andere die Bildung einer Verkehrsgemeinschaft, durch welche allein es möglich ist, die gemeinsame Sprache zu erhalten. In Osteuropa wird man immer wieder auf die Zeit der großen deutschen Kolonisation,

---

1) Rauchberg, Der nationale Besitzstand in Böhmen (1905).
2) Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz (Zürich 1901).

dagegen in der westlichen Hemisphäre auf die Raumerfüllung durch die weiße Rasse zurückgeführt. In heutigen Kolonialgebieten sind Sprachverschiebungen noch möglich und zu erwarten, wo Kolonisation möglich und die Raumerfüllung bis zur natürlichen Grenze noch nicht durchgeführt ist, während die eingeborenen rückständigen Stämme noch nicht bis zu einer größeren Kultur-, Verkehrs- und Nationalgemeinschaft vorgeschritten sind. Anders in Europa, wo die Raumerfüllung schon durchgeführt, die natürliche Grenze erreicht ist und Nation an Nation stößt. Hier, wo national leere Räume nicht mehr vorhanden sind, müssen alle sprachlichen Expansionsbestrebungen eitel sein. Die nationale Politik kann sich also wirksam nur im Innern des Staates oder, wo die staatliche Einigung noch nicht vollbracht ist, in der Hinwirkung auf staatliche Einigung äußern.

Im Innern bewegt sich die nationale Politik um die nationalen Minoritäten; im sonst national einigen Staate hat diese Frage geringere Bedeutung. Anders in einem Nationalitätenstaate wie Oesterreich, wo jede einzelne territorial geschlossene Nationalität sich als den natürlichen Bundesgenossen der konationalen Minoritäten im fremden Sprachgebiete zu betrachten geneigt ist. Wer Oesterreich kennt, der weiß, daß hier die nationale Politik sehr wesentlich von der Frage der nationalen Minoritäten bestimmt ist. Auch in diesem Punkte ist, wie man wohl behaupten kann, die praktische Politik viel mehr gefühlsmäßig als verstandesmäßig orientiert. Die Deutschen trachten durch alle möglichen politischen Maßregeln ihren Besitzstand im czechischen geschlossenen Sprachgebiete zu behaupten, die Czechen den ihren im deutschen Sprachgebiete zu vergrößern. Die Nationalisten beider Lager sind entweder prinzipiell, oder wenigstens wo es sich um ihre eigene Nationalität handelt, Gegner der nationalen Assimilation und setzen sich dadurch abermals in Kampfposition gegen die historische Entwicklung. Es ist ihnen nicht gegenwärtig, daß der Prozeß der Bildung der Nationen ohne immer sich erneuernde Assimilation überhaupt nicht verständlich wäre, ja daß, wie man wohl sagen kann, die Geschichte Europas ein großer Assimilationsprozeß ist. Es ist eigentlich ein Gemeinplatz, wenn O. Bauer schreibt: »Alle Umstände, die den Verkehr zwischen der Minderheit und der Mehrheit verdichten, fördern die Assimilation; Umstände, die den Verkehr zwischen ihnen

hindern, erschweren die Assimilation«[1]). Daraus folgt eigentlich von selbst die mit der wirtschaftlichen Entwicklung steigende Tendenz zur Aufsaugung der Minoritäten. In verkehrsarmen Ländern, wie im Oriente, konnten sich Minoritäten und allerhand Völkersplitter auf demselben Territorium neben- und durcheinander gewürfelt lange erhalten. In Nordamerika vollzieht sich trotz des außerordentlich starken fremden Zuzuges die Assimilation mit unheimlicher Schnelligkeit, sei es noch in derselben oder in der zweiten Generation. Rauchbergs[2]) Statistik ergibt, daß nicht nur in Wien Hunderttausende, die aus czechischen Gegenden eingewandert sind, assimiliert wurden, sondern daß auch die czechischen Minoritäten in Deutsch-Böhmen trotz des beständigen Zuzuges relativ außerordentlich stark zurückgehen. Zum Teile anders steht es mit den deutschen Minoritäten im czechischen Sprachgebiete. Rauchberg[3]) sagt darüber: »Die kleinen und kleinsten scheinen, soweit sie nicht durch Nachschübe verstärkt wurden, in Auflösung begriffen. Die größeren haben sich mit . . . Ausnahmen leidlich behauptet und unsere Ziffern bestätigen, daß sie auch den weiteren Zuzug, wenigstens der Hauptsache nach, vor Vertschechung bewahrt haben.« Eine eigene Stellung scheinen insbesondere diejenigen deutschen Sprachinseln insbesondere in Mähren einzunehmen, die auf deutsche Städtegründungen zurückzuführen sind. Sie halten sich am längsten scheinbar intakt. Indes hat sich ihre Stellung doch wesentlich verändert. Die sprachliche Abgeschlossenheit dieser Städte beruhte im wesentlichen darauf, daß sie in der Zeit ihrer Gründung und Jahrhunderte hernach ziemlich abgeschlossene Verkehrsgemeinschaften waren. Heute stehen die Dinge anders, der Verkehr ist dichter, der Zustrom der industriellen Arbeiter aus dem czechischen Landgebiete, der im geschlossenen Sprachgebiete aufgesaugt wird, lagert sich hier in Vorstädten und Vororten, die mit dem czechischen Lande zusammenhängen, geschlossen um die Stadt und dringt von da in die alten Stadtgrenzen ein, so daß schon heute die einzelnen Städte, wenn man das gesamte städtische Wirtschaftsgebiet in Betracht zieht, nicht mehr als deutsche betrachtet werden können. Auch hier vollzieht sich, wenn auch

---

[1]) O. Bauer im »Kampf«, Jahrg. V S. 259 (März 1912). Vgl. zu dem Folgenden die Polemik über die nationale Frage im »Kampf«, Jahrg. III—V.

[2]) Rauchberg, Der nationale Besitzstand in Böhmen (1905), I. Bd.

[3]) A. a. O. S. 299.

infolge des Zusammenhanges der alten Verkehrsgemeinschaft unter größeren Widerständen, unaufhaltsam die Assimilierung und Vereinheitlichung des Sprachgebietes.

Man hat wohl, als die Erscheinung der industriellen Wanderungen noch eine neue Erscheinung war, vermutet, daß sie zur Entnationalisierung oder doch zur Zersprengung der einheitlichen Sprachgebiete führen, also eine Gegenwirkung zu der allgemein in vorgeschrittenen Staaten beobachteten Tendenz zu nationalem Zusammenschluß bilden würde. In der Tat hat sich herausgestellt, daß diese neue, industrielle Völkerwanderung, wenn man sie ablaufen läßt, gerade infolge der Verdichtung des Verkehres zur Assimilation führt. Gerade die Verdichtung des Verkehres führt aber notwendig mit der Zeit auch zum Stillstande der Bewegung. In Böhmen war das Abströmen der czechischen ländlichen Bevölkerung in die höher entwickelten deutschen Industriebezirke die Folge des Umstandes, daß die czechische meist landwirtschaftliche Bevölkerung den höheren Löhnen nachging, während der deutsche Fabrikant (der meist deutsch-radikaler Wähler ist) czechische Lohndrücker den deutschen Arbeitern vorzog. Zeitweise kann der Zuzug auch in der Tat den Lohn gedrückt haben. In weiterer Folge aber vollzieht sich auch eine wirtschaftliche Assimilierung der gewerkschaftlich geschulten czechischen Arbeiter und andererseits ein immer stärkeres Uebergreifen der Industrialisierung auf das czechische Gebiet, so daß mit der Ausgleichung des standard of life allmählich die Ursachen der inneren Wandlungen wegfallen. Das gleiche gilt dann auch von den populationistischen Ursachen der inneren Wanderungen; denn auch der Geburtenüberschuß, die relativ größere Vermehrung der czechischen Bevölkerung hört allmählich auf, teils infolge der eigenen höheren Lebenshaltung gegenüber den früheren wirtschaftlichen Verhältnissen, teils auch infolge der Erhöhung des durchschnittlichen Lebensalters, der Verminderung der Kindersterblichkeit auf deutscher Seite.

Durch diese Feststellungen scheinen mir die äußeren Naturgrenzen und Aufgaben jeder nationalen Politik deutlich genug gezogen zu sein. Die Gesetzgebung kann nur die Aufgabe haben, diese Naturgrenzen zu respektieren, überall dort, wo der Staat ein Wort mitzusprechen hat, und insbesondere im Sinne der nachgewiesenen Tendenzen die Assimilation zu fördern, statt, wie es leider häufig geschieht, ihr in den Weg zu treten. Das

kann natürlich nicht durch Gewaltmaßregeln geschehen, sondern nur durch eine nationale Kulturpolitik, die ja allerdings im Eifer des nationalen Kampfes nur allzu häufig vernachlässigt wird, im Eifer jener vom historischen Standpunkte aus unökonomischen und fruchtlosen Eroberungstendenzen, welche über der Form den Inhalt der nationalen Gemeinschaft vergessen, welcher eben Kultur ist. Man darf nicht vergessen, daß in jedem Lande, insbesondere aber in Oesterreich, dem klassischen Lande des nationalen Kampfes, noch Millionen —um mit Bauer zu sprechen — Hintersassen der Nation, Analphabeten und schwer belastete Kulis, die niemals die Namen Goethe und Kant gehört haben, existieren. Wirkliche Kulturpolitik ist immer zugleich nationale Politik, nicht nur weil die Kultur nur durch die nationale Sprache vermittelt werden kann, sondern weil sie das nationale Gefühl erweckt oder ihm wenigstens einen reicheren Inhalt gibt und dadurch das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Zusammenhänge zwischen den Mitgliedern derselben Nation stärkt. Die innere Kolonisation durch Schule und Volksbildung ist daher eine mindestens ebenso wichtige nationale Aufgabe, wie die äußere Kolonisation. Hainisch [1]) sagt darum mit Recht: »Mit jedem Schritte, den wir zur Erziehung und sittlichen Hebung unseres Volkes tun, leisten wir nationale Arbeit im besten Sinne des Wortes.« Ebenso wird auch nationale Arbeit im besten und wirksamsten Sinne geleistet durch jede Hebung des standard of life, durch die gewerkschaftlichen Kämpfe und durch eine energische Sozialpolitik, welche die Lebensenergie der Nationsgenossen erhöht. Ebenso wie die Auswanderung eine Folge übler sozialer Verhältnisse ist, bedeutet eine Besserung der sozialen Verhältnisse zugleich eine Herabminderung der Kindersterblichkeit, eine Erhöhung der durchschnittlichen Altersgrenze, Umstände, die auch in Oesterreich für die Stellung der Nationen von entscheidender Bedeutung gewesen sind [2]). Eine energische Sozialpolitik innerhalb der Nation erhöht aber nicht nur die Volkszahl, sondern auch die Fähigkeit, fremde Minoritäten zu assimilieren. Sogenannte nationale Politiker, die Gegner weitgehender Sozialpolitik sind, wissen nicht, was sie tun, oder müssen, wenn sie es wissen, aus den Reihen der ehrlichen Politiker gestrichen werden.

---

[1]) M. Hainisch, Einige neue Zahlen zur Statistik der Deutschösterreicher (1909) S. 47.

[2]) Vgl. Hainisch a. a. O. S. 38 ff. Vgl. auch Rauchberg a. a. O. S. 335.

Als Reaktion gegen die falsch verstandene nationale Politik sind ihr auch von anderer Seite, von seiten des Internationalismus, Gegner erstanden, die sich von ihrem Standpunkte aus wohl gegen den Mißbrauch, nicht aber gegen die nationale Politik als solche hätten wenden sollen. Hat doch z. B. der deutsche Sozialdemokrat Pernerstorfer mit Recht bemerkt, daß »International« die Nationen ebenso voraussetze, wie »Interkonfessionell« die Konfession, und daß ein großer Unterschied bestehe zwischen »international« und »anational«. Man konnte bis vor kurzem in der Praxis geradezu von einem vulgär-sozialistischen Vorurteil sprechen, daß der Klassenkampf die Nation überwinde oder ausschließe — obwohl schon im kommunistischen Manifest zu lesen ist: »obgleich nicht dem Inhalt, doch der Form nach ist der Kampf des Proletariates gegen die Bourgeoisie zunächst ein nationaler« — und auch Kautsky schon vor langer Zeit für die nationale Abgrenzung der Territorien in Oesterreich eingetreten ist. Man kann geradezu sagen, daß die notwendige organisatorische Ergänzung der Klassenorganisation die nationale ist, die sich zu jener verhält wie die horizontale Gliederung zur vertikalen. Zu Beginn der Arbeiterbewegung in Oesterreich war es geradezu Mode zu behaupten, die nationale Frage sei nichts als ein Problem der Versorgung der Bourgeois-Söhne in den Aemtern und eine Konkurrenzfrage der deutschen und der czechischen Bourgeoisie. Dann hat aber die Sozialdemokratie die nationale Autonomie, die allerdings verschieden verstanden werden kann [1]), ausdrücklich in ihr Programm aufgenommen, und die ernstesten theoretischen Schriften über die Nationalitätenfrage sind von österreichischen Sozialdemokraten geschrieben. Denn die Sozialdemokratie hat am meisten unter der unglücklichen nationalen Zusammensetzung des Staates zu leiden und unter den Konflikten, die sich daraus ergeben, daß Staat und Nation sich nicht decken. Im eigenen Interesse mußte sie nach einer Lösung suchen. Zunächst war die deutsche Sozialdemokratie geneigt,

[1]) Renner trat bekanntlich in seinen verschiedenen Schriften für das Personalitätsprinzip ein. Ich möchte in dieser Auffassung den Ausdruck eines früheren Entwicklungsstadiums erblicken. Es ist bezeichnend, daß in dem am 16. Okt. d. J. veröffentlichten Manifeste der sozialistischen Parteien der Balkanvölker wohl schon das »Recht der Nationalitäten auf ein autonomes Leben« als Konsequenz der Gesinnung der Internationale verlangt, aber diese Autonomie, den ungeklärten Verhältnissen des Orientes entsprechend, offenbar noch personal gedacht ist.

den czechischen Ansprüchen weit entgegenzukommen, weil unleugbar die czechischen Minoritäten, die im nationalen Kampf stehen, proletarisch, dagegen die deutschen Minoritäten großenteils Bourgeois sind; und weil unzweifelhaft z. B. in Nordböhmen der deutschradikale Fabrikant der Gegner der deutschen wie der czechischen Arbeiter ist. Immerhin sah sich die österreichische Sozialdemokratie schon vor 15 Jahren bewogen, sich politisch in nationale Fraktionen zu sondern, die allerdings durch den gemeinsamen Verband zusammengehalten wurden. Heute ist infolge der Ereignisse der letzten Jahre auch dieser Verband gesprengt, nicht weil die Deutschen ihre internationale Gesinnung aufgegeben hätten, sondern weil auch die czechischen Sozialdemokraten in Anlehnung an die czechische Bourgeoisie nationalistische Forderungen aufstellten. Es kam zum Bruche, als die Czechen die gemeinsamen Gewerkschaften sprengten, die bis dahin sprachlich im wesentlichen territorial gegliedert waren, während jetzt die Czechen ihre nationalen Minoritäten in nationalen Gewerkschaften sammeln und daher überall den gemeinsamen wirtschaftlichen Kampf in derselben Fabrik, im selben Orte, in der gleichen Industrie erschweren oder unmöglich machen. So wurde der Gegensatz zwischen deutschen und czechischen Sozialdemokraten zu einem Kampfe zwischen dem richtig verstandenen nationalen Gedanken, der in der territorial begrenzten Nation eine Teilorganisation der Internationale erblicken muß, und jener nationalen Ueberspannung, die wir auch anderwärts kennen gelernt haben. Der deutschen Sozialdemokratie aber mußte es an diesen Vorgängen deutlich werden, daß auch für den täglichen wirtschaftlichen Kampf die territorial-nationale Organisation unbedingt nötig ist und daß es ferner nötig ist, die nationalen Fragen nicht als ἀδιάφορα zu behandeln, sondern daß der deutsche sozialdemokratische Arbeiter bei aller internationaler Gesinnung gezwungen ist, zu den nationalen Fragen Stellung zu nehmen, wenn auch sicherlich nicht im chauvinistischen Sinne.

Schon aus dem Bisherigen ergibt sich, daß man sehr deutlich zwischen einer wirklich nationalen Politik, die sich innerhalb der Grenzen der historischen Gegebenheiten hält, und zwischen jener anderen Politik unterscheiden muß, welche bewußt oder unbewußt unter dem Vorwande nationaler Bestrebungen ganz andere Politik treibt und die ich am liebsten, im Gegensatz zur nationalen Politik, als n a t i o n a l i s t i s c h bezeichnen möchte.

Man kann diese Politik entweder als eine Ausartung der nationalen, oder aber auch als ein Rudiment der dieser entgegengesetzten imperialistischen Politik betrachten, oder auch überhaupt jener Machtpolitik, welche in gewissen Formen für das Mittelalter und in anderen Formen für die Machtpolitik des 16.—18. Jahrhunderts charakteristisch war. Sie geht, um mich der Worte Stampfers [1]) zu bedienen, von dem Vorurteil aus, »als ob der Wohlstand der Bevölkerung (bzw. der leitenden Kreise) in geradem Verhältnis zu der Anzahl der Quadratkilometer stände, die das Staatsgebiet umfaßt. Diese Vorstellung entspringt dem Wunsche der herrschenden und ausbeutenden Klassen, ihr eigenes Herrschaftsgebiet möglichst zu erweitern, sie steht aber im Widerspruch zu aller Erfahrung«. In der Tat steht sie nicht nur mit den natürlichen Voraussetzungen im Widerspruch, die für die wirklich nationale Politik nachgewiesen wurden, sondern auch mit der geschichtlichen Entwicklung der nationalen Idee; denn diese ist historisch aus dem Widerstande gegen Macht- und Herrschaftsgelüste geboren. In Frankreich aus dem Geiste der Revolution, in Deutschland aus dem Befreiungskriege gegen das Imperium Napoleons I. Sie entwickelte sich im Oriente als Erhebung gegen den türkischen Machtstaat und in Italien als Widerstand gegen die österreichische und bourbonische Herrschaft. Sie war zugleich stets auf das engste verknüpft mit der demokratischen Bewegung. Mazzini und das junge Europa haben nicht von der Herrschaft und Ausbreitung einer Nation über andere geträumt, sondern faßten die nationale Gliederung als die natürliche Organisation des friedlichen Weltbundes aller Staaten auf. Insoferne ist in der Tat — und dies bemerke ich gegen Meinecke — die weltbürgerliche Idee nicht eine schlackenhafte Beimischung, sondern eine notwendige Ergänzung zur nationalen Idee. Die entgegengesetzte Auffassung geht unwillkürlich von der merkantilistischen Auffassung eines autarken Staatswesens aus, die wohl den Verhältnissen des 17., nicht aber den weltwirtschaftlichen und arbeitsteiligen Verhältnissen unseres Jahrhunderts entspricht. Es ist aber durch die Wandlung der Stellung der Bourgeoisie innerhalb des Staates, aus ihrer Entwicklung vom aufstrebenden zum herrschenden Stande durchaus erklärlich, daß sie die nationale Idee ihrerseits

[1]) F. Stampfer »Grundbegriffe der Politik«, 1910, S. 261.

durch Vermengung mit den rudimentären Ideen des autarken Staates zur nationalistischen umgebildet hat, während es heute im wesentlichen der aufstrebende 4. Stand sein muß, der der Träger der nationalen Idee in seiner reinen Form ist. Die nationalistische Idee ist aber auch in ihren schärfsten Konsequenzen wissenschaftlich überhaupt nicht erfaßbar, denn es fehlt ihr, was die Vorbedingung hiezu ist, die allgemeine Gültigkeit. Denn die Nationalisten der verschiedenen Nationen verlangen zwar formell dasselbe, aber ein jeder nur für sich und derart, daß er die anderen ausschließt. Nicht mit Unrecht hat ein deutschnationaler Schriftsteller, der diese Theorie verficht, sie als Kampftheorie einer sogenannten Vertragstheorie entgegengesetzt. »Allerdings«, — so sagt er — »nach jedem Kampfe muß Friede eintreten, doch nicht als das an sich ersehnte Ziel des Kampfes, sondern nur um neue Kraft zu neuem Kampfe, zur neuen Fortentwicklung zu schöpfen«[1]).

Die von der österreichischen Sozialdemokratie als Programmpunkt aufgestellte Autonomie der Nationen erscheint ihm daher als etwas Schwankendes, Vorübergehendes, eine dauernde Abgrenzung zwischen den Nationen gar nicht als wünschenswert, sondern als »kleinlicher Partei-Internationalismus«. Derartige Gedankengänge finden sich keineswegs nur in Parteischriften, und wenn sie auch nicht in allen Konsequenzen ausgesponnen werden, liegt derselbe Gedankengang eigentlich auch dem sonst so interessanten Buche von Meinecke zugrunde. Meinecke führt seine Gedanken insbesondere in einer Auseinandersetzung mit Fichtes Ausführungen durch. Fichte sagt in seinem Aufsatz über Machiavelli: »Ueberall will jede Nation das ihr eigentümliche Gute soweit verbreiten, als sie irgend kann, und soviel an ihr liegt, das ganze Menschengeschlecht sich einverleiben, zufolge eines von Gott den Menschen eingepflanzten Triebes, auf welchem die Gemeinschaft der Völker, ihre gegenseitige Reibung an einander und ihre Fortbildung beruht.« Hiezu bemerkt Meinecke: »Das ist eines der bedeutendsten und tiefsten Worte aus dieser Zeit, es bringt das Wesen der alten staatlichen Machtkämpfe und der neuen nationalen Volkstriebe in Harmonie mit den weltbürgerlichen und universalistischen Idealen des bisherigen deut-

---

[1]) K. Reinold, »Die österr. Sozialdemokratie und der Nationalismus« 1910, S. 42.

schen Geistes. Von hier aus eröffnet sich eine Perspektive unmittelbar hinüber zu der Rankeschen Geschichtsauffassung. Der entscheidende Schritt war hier getan, der Machttrieb des Staates als natürlicher und heilsamer Lebenstrieb anerkannt und in den Zusammenhang einer sittlichen Weltanschauung gestellt«[1]).

Die bekannte Auffassung, die Fichte dann in seinen »Reden an die deutsche Nation« vertritt, muß Meinecke als ein Rückschritt erscheinen, obwohl doch gerade hier, wie man meinen sollte, die nationalen Ideale weit schärfer formuliert werden. Was Meinecke aber als Bismarcks, Rankes und seine eigene nationale Auffassung darstellt, faßt er wohl am deutlichsten in den Worten zusammen: »Zum Wesen des Machtstaates gehört . . . . . . die lebendige Bewegung nach außen hin, Berührung mit den Nachbarn in Freundschaft oder Feindschaft und eine gewisse Pleonexie«[2]).

Auch das ist Kampftheorie, auch das ist die Theorie des Machtstaates und nicht des nationalen Staates. Und diese Auffassung hat offenbar bei Meinecke wie bei vielen anderen auf ihre Auffassung des deutschen Problemes zurückgewirkt, so daß sie scheinbar gar nicht zum Bewußtsein kommen, daß die von ihnen als definitiv betrachtete Bismarcksche Lösung des deutschen Problemes doch weit mehr eine Lösung vom Standpunkte des preußischen Machtstaates, den Meinecke, freilich in falscher Terminologie, auch schon als einen nationalen Staat betrachtet, als eine Lösung vom nationalen Standpunkte aus ist. Andererseits führen diese Theorien in einem Staate wie Oesterreich naturgemäß zu den verkehrtesten und in sich unkonsequentesten Lösungsversuchen. Denn während vom nationalen Standpunkte aus die nationalen Parteien in Oesterreich eine Aufteilung Oesterreichs in nationale Territorien verlangen müßten, und zum Teil auch verlangt haben, führt sie ihre nationalistische und machtstaatliche Betrachtungsweise immer noch zu dem Wunsche, die fremdsprachlichen Territorien zu germanisieren bzw. zu slavisieren, obwohl eigentlich niemand mehr an eine solche Möglichkeit glaubt, andererseits zu dem Wunsche, den Staat selbst zu beherrschen, d. h. sowohl seine deutschen als seine slavischen

---

[1]) Meinecke a. a. O. S. 98.
[2]) A. a. O. S. 105.

Territorien straff zu vereinigen. Daß die deutsch-bürgerlichen Parteien in Oesterreich sowohl zentralistisch als auch national sein wollen, enthält einen inneren Widerspruch, der in ihrem politischen Verhalten und in ihren politischen Schwankungen deutlich zum Ausdrucke kommt. Halb Irredentisten, halb Staatspartei, kommen sie nicht selten so weit, daß sie auch die Träger einer äußeren Politik werden, welche nur imperialistisch genannt werden kann, weil sie dahin gerichtet ist, ohne Rücksicht auf nationale Grenzen, ja sogar ohne Rücksicht darauf, daß durch einen Erfolg dieser Politik das Gewicht der fremden Nationen im Staate vermehrt würde, das Territorium des Staates um jeden Preis zu vergrößern.

Vollends im Gegensatze zu unseren Betrachtungen, aber auch, wie man wohl sagen kann, zu irgendwelcher andern unbefangenen wissenschaftlichen Betrachtungsweise steht die heute noch gebräuchliche äußere Politik unserer Diplomaten. Wer hätte schon gehört, daß ein Diplomat auf historische Tendenzen Rücksicht nimmt? Oder daß die europäischen Regierungen bei der Behandlung der orientalischen Wirren sich die ihnen offenbar irrelevant erscheinende Frage gestellt hätten, ob die Bestrebungen der Balkanvölker nach nationaler Einheit in der Richtung der historischen Entwicklung liegen? Diese offizielle Politik ist im wesentlichen noch die Metternichs: das Prinzip der Intervention gegen historische Tendenzen — ausgehend von den scheinbaren oder wirklichen momentanen Machtinteressen des einzelnen Staates; ihr Mittel ist diplomatische List, ihr Zweck Uebervorteilung; sie ist nicht national, sondern nationalistisch; man könnte sagen, sie ist rein privatwirtschaftlich, anarchistisch. Denn sie schließt die Berücksichtigung der Gesamtentwicklung aus. Sie ist aber deshalb auch auf die Dauer absolut unwirksam, da sie nicht von den Gegebenheiten, d. i. von den historischen Entwicklungstendenzen ausgeht, sondern sogar jeden derartigen Hinweis als utopistisch verlacht. Wenn auch ein genialer Staatsmann mitunter instinktiv die Schranken der zünftigen Diplomaten-Routine überspringt, so ist doch das Charakteristische für unsere äußere Politik das ahnungslose Durchtappen und Intriguieren; die naive Empirie, die etwa dem primitiven Handwerke im Gegensatze zur entwickelten bewußten Technik eigentümlich ist. Sie entspricht einer längst überwundenen Stufe historischer Erkenntnis, die das Wesen und die Triebfedern

des historischen Werdens in den Intriguen der einzelnen zufällig zum äußeren Handeln berufenen Persönlichkeiten und nicht in den Massenbewegungen erblickte. Inwieweit dies auf die Struktur des aristokratisch-kapitalistischen Staates zurückgeht, dies zu untersuchen ist hier nicht der Ort — wohl aber zu konstatieren, daß die offizielle Politik sich im Gegensatze befindet zu allem, was soziologische Wissenschaft genannt werden kann.

---

2. Referat von Privatdozent Dr. **Franz Oppenheimer** (Berlin)

über:

Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie.

Meine Herren! Das Thema, das ich zu behandeln habe, fordert viel mehr Raum, als mir hier in einer kurzen Stunde zur Verfügung steht. Ich werde Ihnen daher nur Umrisse geben können und behalte mir vor, das überreiche Material später zu veröffentlichen.

Die Rassentheorie ist eine geschichtsphilosophische Lehrmeinung, die mit dem Anspruch auf der Bühne steht, den gesamten Ablauf der Weltgeschichte in ihren Hauptzügen aus den Rasseneigenschaften der sozialen Gruppen erklären zu können[1]). Als solche fordert sie von dem Soziologen eine doppelte Betrachtung und kritische Untersuchung.

Sie ist erstlich selbst eines der Objekte der soziologischen Forschung. Denn sie ist eine »Ideologie«; wollen Sie das Wort hier zunächst in seiner rein objektiven Bedeutung auffassen, der noch keinerlei Werturteil beigemengt ist; wir wollen unter dem Begriff »Ideologie« nichts anderes verstehen als die sozialpsychologischen Wertungen und Ueberzeugungen, die als Teil des »Oberbaus«, um marxisch zu reden, auf einem gegebenen materiellen Unterbau, einer gegebenen politisch-sozial-ökonomischen Grundlage ruhen. Diese Ideologien sind, darüber sind wir uns einig, als solche eines der bedeutsamsten soziologischen Forschungsobjekte. Es handelt sich um das Problem, ob über-

---

[1]) Diese Definition sollte, so dachte ich, zu keinerlei Mißdeutungen Anlaß geben können. Dennoch bin ich, wie die erregte Debatte bewies, so verstanden worden, als wollte ich jede Bedeutung der Rassen für die Geschichte leugnen. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich die ersten Absätze meines Vortrages wörtlich abgelesen habe. —

haupt zwischen Unter- und Oberbau regelmäßige Beziehungen von Ursache und Wirkung bestehen, ob sie von unten nach oben oder von oben nach unten reichen oder reziprok sind usw. So werden wir denn auch die Rassentheorie, die eine typische Ideologie ist, als eines unserer Forschungsobjekte zu betrachten haben. Wir haben zu fragen, unter welchen Umständen sie entsteht, welchen Bedürfnissen sie dient usw. Das ist eine im wesentlichen sozialpsychologische Untersuchung.

Dieser aber hat nun zweitens eine logische Untersuchung an die Seite zu treten, die Untersuchung auf den Wahrheitsgehalt der einzelnen konkreten Lehren, durch die immanente Prüfung von Prämissen und Schlußverfahren und durch die Prüfung ex consequentibus. Denn diese Theorie, obgleich ein soziologisches Objekt, tritt doch auch — und das ist ein wohl in keiner anderen Wissenschaft mögliches Geschehen — gleichzeitig als soziologisches Subjekt auf. Sie will die gesellschaftliche Entwicklung wissenschaftlich erklären, tritt mit logisch geordneten Argumenten auf den Plan und darf ihre wissenschaftliche Würdigung fordern. Diese Würdigung soll unsere erste Aufgabe sein.

Die geschichtsphilosophische Rassentheorie tritt, wie gesagt, mit dem Anspruch auf, den gesamten Gang der Weltgeschichte aus ihrem einen Prinzip der verschiedenen Rassenbegabung erklären zu können. Es gibt Sachkenner genug, die ihr jede Berechtigung absprechen und behaupten, auch der Neger und Papua hätten bei ungestörter Weiterentwicklung aus eigenen Kräften die Höhe der Kultur ersteigen können. So weit wollen wir unser Thema nicht stecken; lassen wir die Frage offen, ob Neger, Papua und Indianer der Tierheit dauernd näher stehen als wir; kommen wir dem Examinanden sogar so weit entgegen, daß wir die Frage nach der Kulturfähigkeit der gelben Rasse aus der Diskussion ausscheiden, trotz des sehr unbequemen Postens Japan in der Bilanz — dann bleibt das übrig, was wir in überheblicher pars pro toto die »Weltgeschichte« zu nennen pflegen, die Entwicklung der weißen Rasse, und hier heißt es dann: hic Rhodus, hic salta! An diesem Prüfstein hat sich die Lehre zu bewähren; sie darf nicht versuchen, mit Neger- und Kuli-Argumenten sich zu drücken.

Der erste wissenschaftliche Schöpfer einer Rassentheorie war der Graf Gobineau, ein französischer Diplomat und Dichter

von hohem Rang, dessen »Renaissance« und »asiatische Novellen« zu den Schätzen der Weltliteratur gehören. Er stammte von südfranzösischen Stadtpatriziern ab; da aber seit St. Simon die — übrigens sehr wenig vertrauenswürdige — Theorie in Frankreich viel Ansehen genoß, daß der dortige Adel aus Germanenblut und die populace aus Kelto-Romanenblut stamme, so erhob er sich durch eine überaus kühne genealogische Konstruktion selbst zum Odinsprossen und wurde dadurch zum ersten Opfer einer Geisteskrankheit, die kurz vorher in dem Enthusiasmus der napoleonischen Zeiten in Deutschland ausgebrochen war, der Germanomanie. Ich glaubte, das Wort geprägt zu haben, es stammt aber schon aus dem Jahr 1815, ist der Titel einer kleinen satirischen Schrift, in der Saul Ascher aus Berlin den Teutschtümler Adam Müller und die christlich-deutsche Tafelgesellschaft verspottet[1]). Dank dieser Germanomanie ist Gobineau in dem vorwiegend keltomanischen Frankreich als Soziologe zu einer komischen Figur geworden, während er in gewissen Kreisen Deutschlands umgekehrt natürlich als Weltgenie ausgerufen wird.

Diese Monomanie hat die wunderbarsten Blüten getrieben. Wo in der Welt irgend ein Genie oder ein kriegerischer herrschbegabter Stamm auftaucht, wird er als germanisch, mindestens als arisch ausgerufen. Daß die Führer der Türken zum großen Teile den aus geraubten Christenkindern gebildeten Janitscharen entstammen, ist noch die mildeste Behauptung. Woltmann wittert sogar in den Inka, ja selbst (nach Gumplowicz Gesch. d. Staatstheorien p. 548) in den Herrschern von Tahiti »europäisches Erobererblut«. Und er macht Ramses den Großen zum Nordarier, weil er blondes Haar habe. Ich habe die Mumie gesehen, sie hat allerdings einen spärlichen Rest flachsartiger Haare; wäre nicht Woltmanns Autorität, so hätte ich vermutet, daß das vielleicht schon ergraute Haare des großen Pharao durch die Mumifizierungsmittel gebleicht worden sei. Difficile est, satiram non scribere!

Gerade jetzt hat der heitere Plan einer germanisch-eugenischen Zuchtanstalt, einer Art von Menschengestüt, die Oeffentlichkeit amüsiert. Er geht wie viele der schlimmsten Tollheiten, auf Vacher de Lapouge zurück.

---

[1]) »Germanomanie«, Skizze zu einem Zeitgemälde zit. nach S. Rahmer: »H. v. Kleist als Mensch und Dichter«. Berlin 1909.

Züchterische Bestrebungen müssen diesen Theoretikern ja überhaupt nahe liegen; auch Schallmeyer, Driesmans in seinen »Wahlverwandtschaften« u. a. träumen von einer Verbesserung der Rasse durch zweckmäßige Zuchtwahl in der Ehe, wie auch der Nibelungen-Dichter Jordan in seinem seltsamen Roman »Zwei Wiegen« ähnlichen Bestrebungen Ausdruck gegeben hat; selbstverständlich sind diese Ideen, wenn auch Einwänden ausgesetzt, nicht mit den oben genannten Tollheiten in einem Atem zu nennen.

Kommen wir nun zu Gobineau zurück, dem wir als dem ersten Vertreter der Rassentheorie der Weltgeschichte etwas mehr Raum geben müssen.

Das Gobineausche Buch über die Ungleichheit der Menschenrassen ist interessant genug, das Werk eines geistreichen, belesenen und sogar scharfsinnigen Mannes. Es betrachtet die gesamte Weltgeschichte als das Resultat eines Rassenkampfes zwischen niederen und edlen Rassen. Die edleren Rassen, denen allein das Geschenk staatenbildender Kraft verliehen ist, unterwerfen kraft ihrer Herrschertugenden die unedlen Rassen und gründen mächtige Reiche, die eine Zeitlang blühen, dann aber mit verhängnisvoller Geschwindigkeit welken und dahinsinken, und zwar ausschließlich durch den Verfall der Herrscherrasse, der sich im wesentlichen durch zwei Umstände vollzieht. Erstens durch Bastardierung: die Männer der Herrenrasse verschmähen es nirgends, sich mit den Frauen der beherrschten Rasse zu vereinigen, und so entsteht eine meist sehr zahlreiche Schicht von Bastarden, die dem väterlichen Blut in ihren Adern eine höhere Kraft und Staatsbegabung verdanken. Werden sie ohne weiteres, wie es zuweilen geschieht, in den Herrenstand mit aufgenommen, so sinkt er durch die Mischung mit dem unedlen Blut. Bleiben sie, wie es häufiger geschieht, von dem Herrenstand ausgeschlossen, so werden sie, dank ihrer höheren Begabung, die Führer der unterworfenen Volksmasse gegen die Herren. Dieser Rassenkampf oder Klassenkampf im Innern der Reiche muß schließlich zur Vernichtung der Herrschaft der Edelrasse führen, weil das Verhältnis der Zahl für sie ein immer ungünstigeres wird, und das ist der zweite Grund für den Verfall der Reiche. Denn erstens vermehrt sich die Edelrasse nicht mit der Geschwindigkeit wie die »kaninchenhaft« sich vermehrende beherrschte Schicht — die Fabel von der Löwin, die nur ein Junges zur Welt

bringt, ist eine echt aristokratische Klassenfabel —. Und zweitens ist die Lebensbedrohung der Herrenklasse im Felde eine viel größere als die der gemeinen Masse. So verfällt das Reich allmählich und wird zur Beute eines neuen Volksstammes der hohen Rasse, der mit ungemischtem Blute und daher ungebrochener Kraft aus der Steppe oder Wüste hervorbricht. So schichtet sich Reich über Reich, bis zuletzt das Reservoir der adligen Völker reinen Blutes erschöpft ist. Den Gang der Geschichte schildert Gobineau derart, daß erst die Gelben die Schwarzen unterwerfen, daß dann die Weißen die Kultur zu noch höherer Stufe emporführen, bis schließlich das reinste, edelste, höchststehendste Volk, das der Planet erzeugt hat, die Germanen, die Bühne betreten. Aber auch dieses Edelvolk verliert seine Rassen- und Blutreinheit, bastardiert sich und sinkt. Das Rassenchaos verschlingt gleich einer Sintflut alle Kultur, die Götterdämmerung ist hereingebrochen. — Denn nun ist kein Volk mehr auf dem Planeten zu entdecken, das die Kulturlast der Germanen auf seine Schultern nehmen könnte, und so muß alle höhere Menschlichkeit im Weltenbrande zugrunde gehen.

Diese Theorie hat also unzweifelhaft etwas Bestechendes, und man konnte sie zu ihrer Zeit immerhin als eine wissenschaftliche Leistung gelten lassen. Heute ist das nicht mehr möglich.

Zunächst wurde es nämlich unzweifelhaft klargestellt, daß die S p r a c h e nichts für die R a s s e beweist; das war im ersten Enthusiasmus über die Erfolge der jungen Sprachvergleichung, namentlich den Nachweis der indogermanischen Sprachgemeinschaft, übersehen worden. Man mußte sich eingestehen, daß die Völker schon zu der Zeit, wo sie zum ersten Male die historische Bühne betraten, so gut wie immer aus verschiedenen ethnischen Elementen gemischt sind, um gar nicht von der überaus starken Durchmischung der entwickelten historischen Nationen, der späten Römer, der Franzosen, der Engländer, der mindestens aus Slaven, Kelten und Germanen gemischten Deutschen, oder von den Juden zu sprechen, die immer noch, neuerdings von Sombart, als eine seit uralter Zeit, seit mindestens der Wüstenwanderung, einheitliche, und zwar semitische Rasse angesprochen werden, weil sie ursprünglich eine semitische Sprache besaßen, während doch sicher scheint, daß sie schon zur Zeit ihrer Seßhaftigkeit in Palästina aus mehreren völkischen Elementen gemischt waren: echten Semiten, He-

thitern und vielleicht »Ariern«; wenigstens nimmt das Chamberlain an.

Max Müller (Vorlesungen über die Sprachwissenschaft, I. VIII. Vorl.) spricht sein Bedauern darüber aus, daß man Sprachwissenschaft und Ethnologie in Zusammenhang gebracht habe. »Die Sprachwissenschaft«, sagt er, »und die Ethnologie litten beide darunter, daß man sie nicht genug voneinander schied. Die Klassifikation der Sprachen und der Rassen sollte voneinander ganz unabhängig sein. Denn Menschenrassen wechseln ihre Sprachen; dafür liefert uns die Geschichte Beispiele genug; eine Rasse kann sich verschiedener Sprachen bedienen und verschiedene Rassen können dieselben Sprachen sprechen«[1]).

An anderer Stelle (cit. in Hertz »Moderne Rassentheorien« p. 68 ff.) sagt er: »Für mich ist ein Ethnologe, der von »arischer Rasse«, »arischem Blut«, »arischen Augen und Haaren« spricht, ein ebenso großer Sünder wie ein Sprachforscher, der von einem dolichokephalen Wörterbuch oder einer brachykephalen Grammatik redet. Es ist ärger als die babylonische Verwirrung — ja geradezu ein Betrug. Wenn ich von Ariern rede, so meine ich ... einfach diejenigen, die eine arische Sprache sprechen.« R. Hartmann sagt, er halte die »Arier« nicht für ein Urvolk, sondern für eine Erfindung der Studierstube.

Diese Erkenntnis, daß die Sprachgemeinschaft nicht auf Rassengemeinschaft schließen läßt, stellte dem rassengläubigen Germanomanen eine schwere Aufgabe. Es handelte sich darum festzustellen, welchem Urbestandteil der völkischen Mischung das einzelne geschichtlich wirksam gewordene Individuum, die einzelne wichtige Gruppe entstammt, ganz oder doch der Hauptsache nach. Dabei war zu finden — thema probandum der Gruppen-Ideologie —, daß alle bedeutenden Männer von Verdienst und Erfolg Germanen, mindestens Arier gewesen sind, während die Gegner als Nicht-Germanen, womöglich sogar als Nicht-Arier zu entlarven waren.

Diese Aufgabe zu lösen, suchte man zuerst nach leiblichen, somatischen »guten« Kennzeichen im Sinne der Zoologie, nach einem Kennzeichen, das so sicher gestattet, den Edeltypus aus dem Rassengemenge herauszufinden, wie es etwa die Hautfarbe

[1]) Gumplowicz, Allgemeines Staatsrecht p. 67.

und die blauen Halbmonde der Fingernägel angeblich gestatten[1]), Abkömmlinge von Negern aus einer reinblütig weißen Bevölkerung herauszufinden und den Grad ihrer Bastardierung zu bestimmen.

Daß solche »guten Kennzeichen« existieren müssen, daran haben die Rassefanatiker von jeher wie an ihre Existenz geglaubt. Hans Delbrück berichtet, daß die ersten französischen Anatomen sehr erstaunt gewesen sind, so gar keine Unterschiede des Baus zwischen aristokratischen und plebejischen Leichen entdecken zu können. Der Adel selbst war wahrscheinlich noch viel erstaunter darüber.

Nun, ebensowenig wie Klassenmerkmale konnte die anatomische Wissenschaft Rassenmerkmale finden, die zwischen den Angehörigen des gleichen Volkes zu unterscheiden erlaubten. Man hat alles untersucht, und alles hat versagt.

Die Farbe der Augen und Haare beweist für das einzelne zu bestimmende Exemplar so gut wie nichts, abgesehen davon, daß es sich hier um eine besonders labile Eigenschaft zu handeln scheint, die sehr stark von dem Milieu abhängt; es scheint, daß bei längerem Leben in städtischen Verhältnissen, wo Sonne und Wind viel weniger stark einwirken, die Neigung zu dunklerer Pigmentierung besteht. Auch die Körpergröße ist kein sicheres Symptom: wir wissen, daß bei kräftiger Ernährung die Durchschnittsgröße steigt, bei elender Ernährung herabgeht, beim Menschen nicht anders als beim Haustier. Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal zurück.

Wie mit der Körpergröße, so ist es mit allen anderen körperlichen Eigenschaften, die man untersucht hat. Es läßt sich kein »gutes Kennzeichen« auffinden.

Sogar eine sehr minutiöse Untersuchung, die sich auf das populärste aller Rassenmerkmale, die Judennase, richtete, hat trotz aller Sorgfalt der äußeren und inneren Messung keine verwertbaren Kennzeichen herausbringen können.

So hat sich denn diese Theoretik zuletzt auf ein einziges körperliches Symptom zurückziehen müssen, das der Schädelform. Nach der orthodoxen Lehre zeichnet sich die Edelrasse der Arier und namentlich der Germanen, durch eine ausgesprochene Dolichokephalie, Langköpfigkeit, aus, während der

---

[1]) Auch dieses Kennzeichen trügt, wie Experimente von Dr. Pearce Kintzing erwiesen haben. (American Medicine, Juli 1904, zit. a. Finot p. 379.)

Index der unedlen Rassen Mesokephalie, Brachykephalie und sogar Hyperbrachykephalie, Kurzköpfigkeit aufweist. Das soll nun das Kennzeichen sein, an dem die Germanen und die vorwiegend germanischen Mischlinge aus der Völkermischung herausgefunden werden können.

Leider steht es auch damit sehr schlimm. Schon die Methode ist so unsicher [1]), daß die Messungen zweier verschiedener Beobachter gar nicht mit Sicherheit zusammengenommen werden dürfen. Aber viel schlimmer ist folgendes:

Die Rassengläubigen gehen von dem axiomatisch postulierten, geradezu durch eine petitio principii gewonnenen Satze aus, daß der Schädel ein konstantes Rassezeichen ist, durch nichts verändert werden kann als durch Rassenmischung. Danach werden die Tatsachen gedeutet. Wenn z. B. als festgestellt betrachtet wird, daß in den alten europäischen Reihengräbern sich um so mehr langköpfige Schädel finden, je älter, und um so mehr kurzköpfige, je jünger die Gräber sind, dann ziehen diese Theoretiker daraus den Schluß, daß die ursprünglich rein arische edle Bevölkerung des homo europaeus septentrionalis sich mehr und mehr mit dem unedlen kurzköpfigen homo alpinus gemischt habe. Der Schluß steht und fällt mit der Voraussetzung der Schädelkonstanz [2]).

Diese Voraussetzung ist durch nichts bewiesen, ja, sie ist sogar durch eine ganze Reihe von Tatsachen als mindestens verdächtig, wenn nicht als ganz falsch erwiesen. Virchow sagt nach Brehmer [3]), daß »die besonders kräftige Ausbildung des Kauapparates der Grund sein kann für eine allmähliche Umgestaltung des ganzen Schädels. Um Raum für den Ansatz der Kaumuskeln, welche an der Seite des Schädels liegen, zu schaffen, soll der Schädel der Eskimo innerhalb großer Zeitläufe die ausgesprochene Langform angenommen haben«. Wenn das wahr ist, und es ist vom physiologisch-anatomischen Standpunkt sehr

---

[1]) Nach Manouvrier. (Finot p. 88.)

[2]) Nährwert und Geldwert unserer Nahrung p. 28.

[3]) Diese Voraussetzung scheint darauf zu beruhen, daß sich bei gewissen sehr abgeschlossen lebenden Bergvölkern namentlich des Kaukasus, nach anthropologischen Untersuchungen die Schädelform in Jahrtausenden sich nicht verändert hat. Nehmen wir die Tatsache als gegeben, — beweisen tut sie nichts. Denn hier sind eben auch alle Verhältnisse des »Milieu«, nicht nur das Klima, sondern auch die soziale Verfassung und Wirtschaft während dieser Zeit unverändert geblieben; es fehlte also jede Ursache für eine Variation der Schädelform.

wahrscheinlich, dann würde nicht nur die Menge und Güte, sondern auch die Art und Bereitung der Nahrung mächtig auf das Skelett, namentlich den Schädel einwirken. Die Langform des Schädels ebenso wie der Prognathismus der Urvölker wäre auf die Muskelarbeit beim Kauen roher Nahrung zu beziehen, und die Abnahme der Langschädel in jenen Gräbern könnte leicht erklärt werden dadurch, daß mit fortschreitender Kultur jene Gräberstämme zu gekochter, leichter kaubarer Nahrung übergegangen sind. Ebenso leicht ist möglich, daß die Schädelform, wie so viele andere körperliche Eigenschaften, sich dem geographischen und vielleicht sogar dem sozialen Milieu anpaßt: die Tatsache, daß Bergvölker in der Regel kurzköpfig sind, könnte als eine der bekannten Korrelativ- und Kompensations-Varianten auf die Anpassung an das Bergsteigen und das Bergklima, den breiteren Thorax, das hämoglobinreichere Blut, das stärkere Herz usw. zurückgeführt werden.

Alle diese Dinge werden von den Kraniometristen überhaupt nicht in die Debatte gezogen. Für sie ist die Konstanz der Schädelform ein Dogma, an dem nur ein Ketzer zweifeln darf. Ein wunderlicher Heiliger, wie Ammon, baut eine ganze Soziologie, nämlich eine volle Geschichts- und Wirtschaftsphilosophie, auf diesem unsicheren Fundament auf. Die eigentlichen Fachkenner verhalten sich, soweit ich sehen kann, durchaus ablehnend. Eine kleine Blütenlese aus sehr großem Material.

Johannes Ranke, wohl unser bester Anthropolog, schreibt[1]: »Die langköpfigsten Rassen sind die »edlen« Typen der Australneger, Eskimo, Kaffern, Polynesier, Abessinier usw. usw. Zahlreiche Autoren nehmen an, daß das Gebirgsleben Brachykephalie begünstigt. Durch Messungen an aus verschiedenen alten Gräbern stammenden Schädeln und jetzt lebenden Typen ist konstatiert worden, daß auch bei den Aegyptern und Juden der kurze Schädel den langen verdrängt hat. Es ist unwahrscheinlich, daß dieser Veränderung überall Rassenmischung zugrunde liegt. Auch Krankheiten, wie z. B. die Rhachitis, an der in den Großstädten ein Drittel aller Kinder leidet, bewirken Schädeldeformationen.«

Kruse (a. a. O.) lehnt die Schlüsse Ammons und der Seinen als aus willkürlichen Voraussetzungen abgeleitet, völlig ab, bezeichnet sie als »zweifelhafte Spekulationen, die sogar wenig

[1]) Der Mensch p. 211. 213.

wahrscheinlich sind«. »An sich ist es schon wenig wahrscheinlich, daß sich die von Anfang an kinderreichen germanischen Völker, die jetzt schon mehrere andere Erdteile bevölkert haben, von anderen so leicht hätten überwuchern lassen. Die Kurzköpfe sind noch vor tausend Jahren nur in kleinen Prozentsätzen vertreten gewesen, später hat natürlich durch Einwanderung und Kriege eine Beimischung fremden Blutes stattgefunden, aber auch diese kann nicht sehr erheblich gewesen sein.«

Fr. Hertz führt aus[1]: »Es steht fest, daß insbesondere die Kaumuskeln einen großen Einfluß auf den Gesichtsschädel ausüben, ein Einfluß auf den Gehirnschädel ist sehr wahrscheinlich. Man bedenke, welch große Leistungen heute noch das Gebiß ausübt, nachdem wir nicht mehr, wie der Naturmensch, rohe und zähe Nahrung mit den Zähnen bewältigen müssen; das Aufbeißen eines Fruchtkerns bedeutet einen Druck von mehreren Zentnern. So wird das breite oder schmale Gesicht und damit einer der wichtigsten Rassencharaktere sehr erheblich durch die Nahrung bedingt. Neuerdings hat Nyström-Stockholm die auf den Schädel wirkenden Faktoren untersucht. Als solche bezeichnet er den Druck des Gehirns und Blutes, den er experimentell feststellt, und der den Schädel nach dem Pascalschen Prinzip in die Breite zu drängen sucht. Andererseits wirkt der Zug der Nackenmuskeln, den eine vorgebeugte Haltung erzeugt, auf die Streckung des Schädels in die Länge. Der Einfluß der Geburt auf die Schädelform sei nur erwähnt. Durch Resorption von Knochenmassen an der Innenfläche und Apposition neuen Stoffes außen bleibt der Schädel lange Zeit erweiterungsfähig. Körperliche Arbeit, die eine Anspannung der Nackenmuskeln bedingt, wird also auf Dolichokephalie hinwirken, die Maschinenverwendung, die den Arbeiter aus der gebückten Haltung befreit und aufrecht stehen läßt, kann so, wie Nyström ausführt, eine wesentliche Aenderung der Schädelform herbeiführen. Andererseits muß eine erhöhte Gehirntätigkeit natürlich eine Tendenz zur Brachykephalie bewirken. Tatsächlich fand Nyström durch Messungen an 500 Schweden (die nach Ammon rein dolichekephale Germanen sein sollen), daß die höheren und gebildeten Klassen einen viel größeren brachykephalen Prozentsatz haben als die niederen und ungebildeten. Von 100 Dolichokephalen

[1]) Soz. Mon.-Heft. 1902, II. Bd. Mod. Rassentheorien, p. 962 ff.

gehörten 76,6 den niederen, 23,5 den höheren Klassen an; von ebensoviel Brachykephalen aber nur 41,6 den Ungebildeten und 58,4 den Gebildeten. Hochgradige Brachykephalie fand Nyström bei 27 höher Gebildeten und 8 anderen, hochgradige Dolichokephalie bei nur 3 Gebildeten gegenüber 8 Mindergebildeten. Auch stellt Nyström fest, daß die Brachykephalen in größerer Menge aus den niederen in höhere Stände übergehen; natürlich kann man auch sagen, daß sie bei diesem Uebergang erst brachykephal werden. Dies ist eine direkte Widerlegung der Ammonschen Theorie. Dieselbe Tendenz scheint sich übrigens auch an den Schädeln großer Männer bemerkbar zu machen. Napoleon, Bismarck, Laplace, Pascal, Raffael sind einige Beispiele von Rundköpfen, Schillers Schädel mit seinem Index von 84 ist beinahe schon hyperbrachykephal (die Hyperbrachykephalität beginnt bei 85), und Kant mit seinem Index von 88 wird nur von den beinahe kreisrunden Schädeln der Altperuaner und einiger Tiroler übertroffen.

Der Uebergang zur höheren Kultur scheint also die brachykephale Tendenz entschieden zu begünstigen, ohne daß wir genötigt sind, überall Rassenmischungen zu sehen.«

Um dieses tragikomische Kapitel zu schließen, will ich noch mitteilen, daß nach Zeitungsnachrichten es gelungen sein soll, dolicho- und brachykephale Menschen nach Wunsch zu fabrizieren. Je nachdem man die Neugeborenen auf der Seite oder auf dem Rücken liegen läßt, gibt es danach Lang- oder Kurzschädel; in einer Geburtsklinik soll der Professor auf diese Weise von zwei Zwillingsbrüdern dem einen den »edlen« Typus der Nordeuropäer, Neger, Eskimo etc., dem anderen den unedlen Typus Schillers und Kants beigebracht haben. Ob daraufhin bereits eine Klage gegen den Sünder wegen Kunstfehlers eingeleitet worden ist, weiß ich nicht zu vermelden.

Danach wäre es möglich, daß sich Dolichokephalie oder Brachykephalie ausbildet, je nach der Gewohnheit der Mütter eines bestimmten Volkes, ihre Säuglinge zu betten und herumzutragen. Uebrigens ist es weit bekannt, daß bei manchen Wildstämmen, so z. B. bei manchen Nordindianern, die Kopfform Sache der Mode ist: die Mütter sorgen durch Einschnüren in Bretter und dgl. dafür, daß ihr Säugling die moderne, für schön oder edel gehaltene Kopfform erhält.

Trotzdem alle diese Dinge längst publici juris sind, exi-

stieren sie für Ammon, Lapouge und die Ihren noch immer nicht. Mit Ammon sich zu beschäftigen, dürfte sich für eine wissenschaftliche Gesellschaft erübrigen, nachdem Ferd. Toennies ihn ein für allemal erledigt hat; was aber selbst vernünftigere Autoren unter dem Banne solcher Gruppenideologien fertig bekommen, dafür möchte ich Ihnen aus einem Werke des verstorbenen Ludwig Woltmann »Die Germanen in Frankreich« einiges beibringen dürfen: Woltmann legt das Hauptgewicht seiner Untersuchungen in diesem Bande auf die Ausgestaltung einer im Keime auch schon früher angewandten Methode, nämlich auf die Zuteilung der führenden Genies der Kulturvölker zu einer der drei hypothetischen Rassen, aus denen die europäischen Völker sämtlich schon in vorhistorischen Zeiten zusammengemischt sein sollen, des homo mediterraneus, des langköpfigen Brünetten; des homo alpinus, des kurzköpfigen, klein gewachsenen Brünetten, und des homo europaeus, des hochgewachsenen langköpfigen Blonden. Aus Portraits, zeitgenössischen Beschreibungen usw. will er den Typus dieser meist längst verstorbenen Männer, deren Schädel unglücklicherweise nur in den seltensten Fällen noch der kraniometrischen Untersuchung zugänglich sind, mit solcher Sicherheit feststellen, daß ihre Zuordnung zu einer jener drei Rassen möglich ist. Es wäre das selbst dann fast unmöglich, wenn derjenige, der diese Untersuchung heute anstellt, mit der vollen Unbefangenheit des Forschers an sein Material heranträte, dem es ganz gleichwertig ist, ob das oder das Ergebnis herauskommt. Denn man braucht z. B. bloß die Fülle der Goethe-Portraits zu vergleichen, um zu sehen, wie ungeheuerlich schwer es ist, das Aussehen eines Verstorbenen nachträglich zu rekonstruieren; und es mag in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen werden, daß es sich eben gerade jetzt als unmöglich erwiesen hat, durch Umfrage bei seinen sehr zahlreichen noch lebenden Bekannten mit Sicherheit herauszubekommen, von welcher Farbe der berühmte Schnurrbart Napoleons III. gewesen ist. Aber selbst wenn diese Schwierigkeiten nicht gegeben wären: einem Rassentheoretiker geht jene notwendige Objektivität, trotz größter subjektiver Gewissenhaftigkeit, völlig ab. Er hat den Wunsch, daß irgend jemand, den er aus Gründen seiner persönlichen Weltauffassung für einen besonders hervorragenden Mann hält, der von ihm vor allem verehrten Rasse angehöre; und aus diesem Grunde

deutet er Bild und Ueberlieferung unwillkürlich so, daß das gewünschte Resultat herauskommen muß. Ein einziges Beispiel sei angeführt: für Woltmann ist Napoleon Bonaparte unzweifelhaft ein Mitglied der nordeuropäischen Erobererrasse, eine Ansicht, die er durch genealogische Studien zu stützen sucht, über deren Gewißheit er sich wohl selbst keinen Täuschungen hingegeben haben dürfte. Daß »dieser kleine fette Korse« dem von ihm selbst präkonisierten Edeltyp des homo europaeus nicht im mindesten entsprach, muß er natürlich selbst zugeben; aber er hilft sich damit, daß er das Vorkommen besonders »graziler« Varianten dieser Edelrasse supponiert. Mir erscheint das besonders charakteristisch. Die scheinbar feste anthropologische Grundlage dieser Theoretik erhält so viel willkürliche Ausnahmen von den Regeln, daß schließlich alles beweisbar wird. Wenn ein Fanatiker des homo alpinus oder mediterraneus aufträte, so könnte er mit genau derselben Methode und mit genau derselben wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit einen sehr großen Prozentsatz der von Woltmann als nordeuropäisch beanspruchten Genies als zu seiner eigenen Lieblingsrasse gehörig erklären.

Während sich dieser Bankerott der anthropologisch und kraniometrisch vorgehenden Germanomanie unaufhaltsam vollzog, hatte noch eine zweite wichtige Erkenntnis sich durchgesetzt, die das Gobineausche Gedankengebäude noch stärker erschütterte: der Urbegriff, mit dem er operierte, hatte sich mit ganz neuem, ja entgegengesetztem Inhalt gefüllt. Für ihn, der noch in der vor-darwinschen Zeit lebte, war die »Rasse« ein A n f a n g, für uns bedeutet sie heute ein E n d e.

Gobineaus Auffassung war noch beherrscht von der Ueberzeugung, daß jede Art, jede Varietät, jede »Rasse«, jede für sich, durch einen eigenen Schöpferakt fertig in die Welt gestellt sei, mit ganz bestimmten Eigenschaften des Körpers und der Seele. Es war im Geiste seiner Zeit und vom Standpunkte der damaligen Wissenschaft durchaus einwandfrei, wenn Gobineau annahm, daß auch die menschlichen Rassen, jede für sich, als »gute Art« durch einen solchen Schöpferakt entstanden seien, und so konnte er nicht nur Neger, Gelbe und Weiße, sondern auch Gräkoitaliker, Kelten, Germanen und Slaven als eigene, wohl charakterisierte, leiblich und geistig durch »gute Kennzeichen« voneinander geschiedene, von Anfang an differente Rassen auffassen.

Diese Grundlage seines Denkens ist heute geschwunden. Unsere ganze Zeit wird beherrscht von dem Gedanken der Entwicklung: unerschütterlich fest steht uns die Tatsache, daß Arten, Varietäten und Rassen nicht durch je einen eigenen Schöpferakt entstanden sind und sich seitdem als unveränderlich und unverändert erhalten haben, sondern daß eine aus der anderen durch langsame Entwicklung entstanden ist. Das gilt auch für die Menschenrassen; auch sie sind kein Anfang, sondern ein Ende, auch sie sind nicht unveränderlich, sondern im höchsten Maße bildsam und anpassungsfähig.

Dieser neuen Erkenntnis gibt Albrecht Wirth, der nur in sehr begrenztem Sinne den Rassenphilosophen zugerechnet werden darf, in seinem Buche »Volkstum und Weltmacht« die Formel. Für ihn ist die Rasse nichts rein Naturgegebenes, sondern ein Produkt von leiblichen Anlagen, geistiger Kultur und Einflüssen der natürlichen klimatischen Umgebung, und zwar vermutet er, daß die Bildung einer Rasse in diesem Sinne nicht Jahrtausende, sondern zumeist nur wenige Menschenalter erheischt. Dafür sind ihm Yankees und Buren Beispiele: »Die Entstehung dieser Völker weist darauf, daß der Ursprung eines Volkes und einer Rasse nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklungsreihe liegt. Rasse wird gezüchtet. Sie entsteht durch Zusammensetzung und Mischung, sowie längere Isolierung des Mischungsergebnisses. Es gibt weder Urrassen noch Ursprachen. Rasse ist beständig im Fluß, rastlose Umbildung ist ihr Lebensgesetz; ähnlich den Elementen, die fast nie ungemischt vorkommen, findet sich so gut wie nirgends eine ganz reine Rasse. Eine solche ist lediglich Postulat unseres Denkens« (S. 7).

Aehnlich sagt Ratzenhofer [1]: »Wir sprechen also von einer besonderen Rasse dort, wo sich die ererbten Anlagen, durch das inhärente Interesse geleitet, den konkreten Lebensbedingungen in der Generationenfolge und unterstützt durch Auslese derart angepaßt haben, daß eine gewisse Harmonie zwischen Anlagen und Lebensbedingungen besteht, und wo sich durch Inzucht die Anlagen derart gefestigt haben, daß sie der Einwirkung geänderter Lebensbedingungen relativ dauernd widerstehen.«

---

[1]) Soziologie p. 37.

Dieser neue Begriff der »Rasse« stammt uns aus den Erfahrungen der Züchter an Pferde-, Rinder-, Hunde-, Tauben-, Rosenrassen usw. Der Züchter weiß, wie sie entstehen, denn er macht sie selbst. Eine Rasse entsteht dadurch, daß man ausgewählte Eltern miteinander kreuzt, von dem Nachwuchs die geeignetsten Exemplare auswählt, wieder miteinander kreuzt usw., bis diejenigen Eigenschaften wohl ausgebildet sind, deren Erzielung der Zweck des Züchtungsvorganges gewesen ist. Es ist bekannt, daß die lebende Substanz so plastisch ist, daß die unglaublichsten Variationen in verhältnismäßig kurzer Zeit erzielt werden können. Man kann Pferde auf Zugkraft oder Geschwindigkeit, Hunde auf Größe oder Kleinheit, bestimmte Färbung und bestimmte Eigenschaften z. B. Jägereigenschaften, Tauben auf fast jede beliebige Form und Farbe züchten usw. Die Bedingungen sind immer dieselben: geeignete Auswahl der Eltern und Isolierung der Zuchtprodukte gegen die Kreuzung mit solchen Exemplaren, die die gewünschten Eigenschaften nicht besitzen.

Hieraus ist es klar, daß Menschenrassen nur dann zu bestimmten charakteristischen Eigenschaften des Leibes und der Seele gelangen können, wenn die Natur oder die Geschichte selbst als Züchterin beiden Postulaten genügt.

Aber beide Postulate sind in der freien Natur viel schwerer zu erfüllen als im Garten oder Stall des Züchters. Schon die Auswahl der Eltern ist unverhältnismäßig schwieriger, denn die Natur hat auch die weniger »edlen« Wesen mit leistungsfähigen Zeugungsorganen versehen, deren sie sich rücksichtslos bedienen, wenn kein menschlicher Wille vorhanden ist, der sie abschließt, tötet oder der Organe beraubt. Und aus demselben Grunde ist es unverhältnismäßig schwieriger, die schon einmal durch irgendwelchen Zufall erreichte Veredelung der Rasse vor ihrer Wiederzerstörung durch die Panmixis zu bewahren.

Um diesen Schwierigkeiten gedanklich auszuweichen, haben einige neuere Rassentheoretiker eine Konstruktion ersonnen, die an Kühnheit der Phantastik Jules Verne weit hinter sich läßt. Sie benutzen die Eiszeit als Deus ex machina. Die Vorstellung ist die, daß eine Gruppe der primitiven Menschen, die noch sehr tief in der Kultur standen, durch die erste Eiszeit in einem Polargebiet abgeschlossen worden seien; hier habe die Härte und Rauhigkeit des Klimas, die Schwierigkeit der Lebens-

fürsorge die schlaffen und schwachen Elemente vernichtet und nur die besten und stärksten, energischsten und tatkräftigsten übrig gelassen. Da die Eisbarre das Eindringen der südlichen Verwandten Tausende von Jahren wirksam verhinderte, so hat sich hier allmählich in der glücklichen Isolierung eine höhere Rasse mit festen guten Kennzeichen entwickelt, die dann, ganz wie bei echten Zuchtrassen, stabil, konstant blieben. So entstand aus der schwarzen, noch sehr affenähnlichen Urrasse die gelbe Rasse. Die zweite Eiszeit schloß dann wieder einen Teil der gelben Rasse ab und züchtete sie zur weißen Rasse, und schließlich entstand durch die dritte Eiszeit die Rasse der Rassen, die Edelblüte der Menschheit, die Germanen.

Das Gute bei dieser ganzen Theorie ist nur das, daß sie uns die Hoffnung übrig läßt, es könne auch noch nach den Germanen eine noch edlere Rasse von Nietzscheschen Uebermenschen entstehen. Denn die Möglichkeit, daß noch einige Eiszeiten kommen, ist ja, gottlob, nicht gänzlich ausgeschlossen.

Wollte man selbst dieser baren Phantasterei allen Kredit gewähren — über die große Schwierigkeit hilft auch sie nicht fort, wie es möglich sein soll, aus dem Völkergemisch die edlen Elemente herauszufinden. Darum sind denn auch die Eiszeitler, soweit ich sehen kann, immer noch Vertreter der anderen Phantasterei von der Schädelkonstanz und der diagnostischen Beweiskraft der Dolicho- bzw. Brachykephalie.

Aber sie haben nur noch wenig Kredit. Die Führerschaft der Germanomanie ist übergegangen auf einen Mann, der klug genug war, die völlig zusammengeschossene Bastei der Kraniometrie aufzugeben, auf Houston Stuart Chamberlain. Er gibt mit Resignation zu »von der anatomischen Wissenschaft sei nur wenig nützliche, für das praktische Leben verwertbare Belehrung zu erwarten«, und operiert nur noch nebenher, zur Unterstützung sozusagen, mit den lieben alten anatomischen Kennzeichen. Das Hauptgewicht aber legt er auf *seelische*, *psychologische* Kennzeichen.

Die Theorie ist, trotzdem Chamberlain in der Frage der »Rasse« sich den modernen Anschauungen zuneigt, der Gobineauschen außerordentlich ähnlich. Die Weltgeschichte zeigt auch ihm, daß es eigentlich nur eine kulturtragende historische Rasse gibt, eben den »homo europaeus«, den Arier; und daß wieder innerhalb dieses engeren Kreises der Menschheit ein engster

als besonders hochgezüchtetes Vollblut sich abhebt, der Nordarier, der »Germane« in einer besonderen Fassung, der hochgewachsene blonde, blauäugige, wesentlich dolichokephale Nordeuropäer, der Kelto-Germano-Slave, den unser Autor als einheitliche »Rasse« anspricht.

Die antike Welt ist zugrunde gegangen, weil ihre führenden Nationen nicht die ausreichende Rassenkraft besaßen, um Bleibendes zu schaffen, weil — ganz Gobineau — außerdem die vorhandenen arischen Rassentugenden durch fortwährende Kreuzungen mit den niederen Rassen des Mittelmeerbeckens allmählich verdünnt oder zerstört wurden. Was sie übrig ließen, ihre Erbschaft, fiel drei verschiedenen »Erben« zu, dem »Rassenchaos« und zwei reinen »Rassen«, dem Germanen in jener eigentümlich weiten Fassung und — dem Juden. Der Jude ist eine Kreuzung aus vorwiegend »hethitischem« Blut — in Parenthese: wir wissen vom Hethiter so gut wie nichts, und Chamberlains Auffassung gründet sich augenscheinlich auf einige hethitische Bildnisse mit ausgesprochen mosaischem Profil — also aus vorwiegend hethitischem Blut mit starken semitischen und spärlichen europäischen (Amoriter) Beimengungen, zu denen vielleicht noch andere, mongolische etc., Elemente getreten sind. Daraus hat sich eine wohlcharakterisierte Rasse gebildet dank namentlich der strengen Isolierung nach dem babylonischen Exil, der strengen Abschließung von der Ehemischung mit anderen Völkern, eine Rasse, der Chamberlain sehr viel Schlechtes und nur wenig Gutes nachzusagen hat. Sie ist phantasie- und im tiefsten Kerne auch religionslos, für höhere Wissenschaft und Kunst unbegabt, aber fanatisch und intolerant — sie hat den Glaubenswahn und die Verfolgungswut in die Welt gebracht —; sie ist dem »Germanen« von Natur todfeind, sein einziger, wirklich gefährlicher, weil rassenreiner Feind, mit ganz anderen »plis de la pensée« im Gehirn, unfähig, ihn auch nur zu verstehen, seine siegfriedische Sorglosigkeit schlau ausnützend, kurz, das ganze Kredo des »gebildeten Antisemitismus«, der sich roher Schimpfworte enthält.

Das sind die Erben. Die Erbschaft aber besteht außer aus griechischer Kunst und Philosophie und römischem Recht hauptsächlich aus dem Gedanken des Imperiums, dem rassenfeindlichen, völkernivellierenden, kosmopolitischen, wie ihn das »Völkerchaos« gebar, und wie ihn die spätere, semitisierte, oder

hethitisierte christliche Kirche in ihrem Verfall ausgestaltete, und dem Christentum, das Chamberlain als historischen Faktor so hoch einschätzt, daß er auf das Jahr 1 einen der beiden großen Abschnitte der Weltgeschichte datiert. Seine Rassentheorie, nach der ein derartiger »echt-germanisch« religiöser Genieblitz unmöglich aus dem in ganz andere »Falten des Gedankens« gelegten Gehirn eines Rassejuden stammen kann, rettet er, indem er eine ganze Anzahl von Beweisen dafür zusammenträgt, daß in Jesu Heimat, in Galiläa, der »europäische«, blonde, dolichokephale Stamm vorgeherrscht habe: Jesus war reiner »Amoriter«.

Diese Kräfte sind die Komponenten, aus deren Zusammenwirken nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte die Weltgeschichte weiter bewegt worden ist. Die Germanen treten die Erbschaft der antiken Welt an, infizieren sich mit den für ihren Rassencharakter unvereinbaren Elementen des Imperialismus und Kosmopolitismus, gewinnen dagegen immer neue Kraft aus dem eigentlichen, unrömischen resp. antirömischen Christentum — der Germane ist der geborene Protestant —, haben mit den anderen Erben, den »Mestizen des Rassenchaos« einerseits und den Juden andererseits harte Kämpfe zu bestehen und vermögen es dennoch, kraft ihrer unvergleichlichen Rassentugend, den Bau der Kultur auf allen seinen Flügeln immer höher empor zu führen. Aber — latet anguis sub herba! Wenn der sorglose Germane im sicheren Gefühle seiner Kraft sich nicht vorsieht, wenn er das Ungermanische und Antigermanische nicht schonungslos ausrottet, soweit es nicht voll assimiliert werden kann, dann droht ein Weltuntergang: denn keine Rasse ist mehr vorhanden, begabt genug, um die Germanen an dem Bau der Kultur abzulösen, wenn sie zugrunde gehen.

Das ist eine, wenn man will, künstlerische Konzeption des weltgeschichtlichen Verlaufs, wenn auch, trotz aller Polemik Chamberlains gegen Gobineau, dem er sie in fast allen Zügen verdankt, keine neue. Aber sie ist als solche nicht im mindesten Wissenschaft; sie kann es nur werden, wenn es möglich ist, die einzelnen, geschichtlich bedeutsamen Gruppen und Persönlichkeiten mit genügender Sicherheit ihrer Rasse nach zu bestimmen, und wenn aus dieser Prüfung im einzelnen sich die allgemeine Auffassung mit genügender Genauigkeit bestätigt. Mit anderen Worten: wo ein herrschbegabter, innerlich religiöser, kultur-

fördernder Stamm oder Mann erscheint, muß er wenigstens als Arier, bei hoher Begabung sogar als Nordarier festgestellt werden können, — und wo umgekehrt ein herrschunbegabter, äußerlich fanatischer, kulturzersetzender Stamm oder Mann erscheint, da muß er als Nicht-Arier, als Bastard des Rassenchaos oder als Semit festgestellt werden können. Erwiese sich das Gegenteil auch nur in einem irgend beträchtlichen Prozentsatz der Fälle als wahr, so wäre die ganze Grundkonzeption als irrig dargetan.

Woran aber Stämme und Menschen sozusagen eichen? Somatische Merkmale von beweisender Kraft gibt es leider nicht. Bleibt nichts anderes als psychische Merkmale. Wie sie im allgemeinen bestimmen? Wie sie im einzelnen Falle feststellen? Wie sie messen?

Die Antwort ist charakteristisch. »Gefühl ist alles«. Das »Gefühl der Rasse im eigenen Busen« wird als der souveraine unfehlbare Schiedsrichter hingestellt. Dieses Gefühl gibt unserem Geschichtsphilosophen die Kenntnis von seinen und seiner Rasse eigenen Eigenschaften, und, warnend, von den Eigenschaften des Rassefremden. Es erkennt fehllos, durch Sympathie, den Blutsfreund und ebenso fehllos, durch Antipathie, den Fremden. Sub hoc signo vinces: mit dieser Wünschelrute in der Hand kann der selbst rassereine Mensch alle Rätsel der Geschichte lösen, alle Stämme und Männer mit Sicherheit ihrer Rasse nach bestimmen.

Wie Chamberlain dieses diagnostische Hilfsmittel handhabt, dafür ein einziges, charakteristisches Zitat: Er schreibt vom späten Römerreich:

»Nun könnte man freilich einwerfen, es seien aus dem damaligen Völkerchaos sehr bedeutende Männer hervorgegangen. — Hierdurch wird die unwiderlegbare Erkenntnis von der Bedeutung der Rasse für das Menschengeschlecht durchaus nicht aufgehoben. Mitten in einem Chaos könnten einzelne Individuen noch ganz reiner Rasse sein, oder wenn das nicht, doch vorwiegend einer bestimmten Rasse angehören. Ein solcher Mann wie Ambrosius z. B. ist ganz gewiß aus echtem edlen Stamme, aus jener starken Rasse, der Roms Größe gemacht hatte: zwar kann ich es nicht beweisen . . . es kann aber auch niemand das Gegenteil beweisen, und so muß es seine Persönlichkeit entscheiden!«

Das ist Chamberlains Methode in Reinkultur! Aus bestimmten psychologischen Eigenschaften wird auf die Rassenzugehörigkeit geschlossen, und nun werden dieselben Eigenschaften als Rassenmerkmale angesprochen: ein typischer Kreisschluß!

Die Beispiele für diese Methode ließen sich häufen: er nimmt immer an, was ihm gerade in den Beweis paßt. Ich greife noch eins heraus: nirgends hat sich das »Völkerchaos« so lange, so ungestört und so gründlich gemischt, wie in Süditalien, wo achäische, jonische und dorische Griechen, Sabeller, Samniter, Römer, Karthager im Altertum durcheinandergerührt wurden, wo während der Römerzeit das ganze Mittelmeerbecken samt den Hinterländern bis zum Niger, Aethiopien, Hindukusch, Kaspi-See, und Nord- und Ostsee seine Einwohner als Sklaven deponierte, wo dann später Deutsche, Normannen, Araber, Türken etc. eintraten: dennoch spricht Chamberlain (Seite 519 Anm.) Männer wie Bruno und Campanella als Germanen an, weil sie dem Katholizismus entgegentraten. Beweis: es sollen dort dolichokephale Schädel relativ häufig sein (!). Die haben aber nach seiner Feststellung auch reine »Semiten«.

Ich meine, das genügt wohl für die Charakterisierung der Methode und die Würdigung der Beweise.

Immerhin: trotz aller Mißmethodik — der Mann könnte doch recht haben! Es ist schon mehrfach vorgekommen, daß Genies intuitiv die größten Entdeckungen erflogen haben, die dann die mühsam nachhinkende, methodisch arbeitende Wissenschaft verwundert bestätigen mußte.

Gibt es nun ein Kriterium, an dem wir, Methodik hin, Methodik her, die objektive Wahrheit der Chamberlainschen Grundauffassung prüfen können? Ich glaube, es gibt eins! Wenn das Gefühl der Rasse im eigenen Busen in der Tat Wahrheit lehrt, so muß es wenigstens in der Mehrzahl der rassereinen Menschen untrüglich sprechen und von jeher gesprochen haben. Fragen wir also die Geschichte!

Da zeigt sich nun: soweit wir die Menschheitsgeschichte rückwärts verfolgen können, finden wir die Selbstschätzung der Völker auf Kosten ihrer Nachbarn gegründet auf das Rassenvorurteil. Sprechen wir nicht von dem Hochmut der Aegypter gegen alles Fremde, da sie ja wirklich eine eigene »Rasse« gebildet haben mögen, die sich körperlich und seelisch von dem »homo europaeus« des Mittelmeerbeckens unterschied: aber auf

welchen objektiven Erscheinungen baute der Hochmut des arischen Griechen gegen den arischen Perser, Mazedonier und Thraker, der Dünkel des spartiatischen Doriers gegen den achäischen Periöken und Messenier, des Atheners gegen den Böotier, des Römers gegen den Gallier?

Es ist in der Neuzeit nicht anders. Der Sachse empfindet sich noch heute als eine andere »Rasse« wie der Preuße, obgleich beide eine aus den gleichen Bestandteilen gekreuzte Mischung von Germanen engeren Sinnes und Nordslaven sind. Das beste argumentum ad hominem aber ist: Chamberlain selbst sieht sich genötigt, drei der kostbarsten nationalistischen Eier in seinen Teig zu schlagen, um seinen Kuchen gar zu bekommen, und zwar mit seiner Konstruktion vom »Germanen« weiteren Sinnes, der die Kelten und Slaven mit umfaßt. Der alte Klemm, auch ein Kirchenvater der Germanomanie, hat Iren und Slaven im Gegensatz zu den aktiven Germanen als p a s s i v e Rassen bezeichnet; und diese Bewertung entsprach durchaus dem »Gefühl der Rasse im eigenen Busen« der germanischen Herren. Seit einem Jahrtausend und mehr empfindet sich der Deutsche als Rassenfeind des Franzosen und Slaven, der anglosaxo-normannische Brite als Rassenfeind des Iren und Schotten; der Panslavismus erhebt das Rassenpanier zum Kampfe gegen den »faulen Westen«, und uns predigt man mindestens seit der Teilung Polens unaufhörlich, daß »der Slave« in alle Ewigkeit unfähig bleibe, Staaten zu bilden und zu führen, wenn das germanische (engeren Sinnes) Krieger- und Regentengenie nicht den Sauerteig in den faden Brei liefere. In Böhmen kennen sich Deutsche und Czechen geradesogut an den »Nasen« und ekeln sich vor dem widerlichen »Seelenduft«, um mit Jäger zu sprechen, wie manche Antisemiten vor dem des Juden — und nun ist das alles nicht mehr wahr! Es gibt gar keine Rassenverschiedenheit, nur »Germanen« mit kleinen Meinungsverschiedenheiten, aber denselben plis de la pensée, derselben Begabung und denselben Ansprüchen auf die Weltherrschaft! Sollte dann jenes Rassengefühl wirklich mehr Wert haben als die unter Protestanten der niedersten Klasse weit verbreitete Meinung, daß die Katholiken »falsch« seien?

Ich möchte um Himmels willen nicht falsch verstanden werden. Gerade in dieser allumfassenden Konstruktion des »Germanen« erblicke ich das einzige bleibende Geschenk des Chamberlainschen Buches. Es ist die höchste Zeit, daß einmal von natio-

nalistischer Seite selbst dem ebenso gefährlichen wie törichten Nationalismus entgegengetreten wird, der die Völker Europas miteinander verhetzt. Aber ich behaupte, daß ein Prinzip, das hier preisgegeben werden muß, weil es Unfug und Unheil stiftet, nicht seelenruhig an anderer Stelle als geschichtsphilosophischer Hauptschlüssel angewandt werden darf.

Ich meine, damit dürfte die psychologische Variante der Germanomanie wissenschaftlich ebenso erledigt sein wie die anatomische.

Ich kann nur zu dem Ergebnis gelangen, daß das Werk Houston Stuart Chamberlains in der Hauptsache vollkommen verfehlt ist. Es hat wohl in Einzelheiten, aber nicht im mindesten als Ganzes den geringsten Erkenntniswert, ausgenommen denjenigen, daß es kräftigen Widerspruch erwecken wird, weil es viel gelesen und besprochen wird.

Daß Chamberlain selbst sich je von der Richtigkeit der ihm entgegengehaltenen Argumente überzeugen lassen wird, ist mir unwahrscheinlich. Er ist nicht nur ein völlig unwissenschaftlicher Kopf, sondern auch noch stolz darauf. Und solche Patienten pflegen unheilbar zu sein. Sie finden sich namentlich unter feinsinnigen Aestheten, charakteristischerweise! Denn im Aesthetischen, im rein Subjektiven ist in der Tat das »Gefühl im eigenen Busen« die einzig mögliche Richtschnur, und Menschen, die sich des siegreichen Geschmacks bewußt sind, sind selten davon zu überzeugen, daß er sie in den Sumpf lockt, sobald sie sich auf das Gebiet des Objektiven wagen. Ein solcher besonders feinsinniger Aesthet soll Chamberlain sein, wie man mir sagt — und darum liegt der Fall wahrscheinlich hoffnungslos.

Zum Glück für mich finde ich, daß die ernste Kritik mit — soweit ich sehen kann — staunenswerter Einhelligkeit zu demselben Ergebnis gelangt, daß die »Grundlagen« wissenschaftlich vollkommen wertlos sind. Sonst würde ich mir die Frage vorlegen müssen, ob nicht meine spezifische Hirnanlage mich dauernd verhindere, die plis de la pensée des reinen Germanen zu begreifen. Glücklicherweise bestätigt mir das gleichlautende Urteil meiner arischen Mitkritiker, daß es doch nur eine Logik in der Welt gibt, die auch »allmenschlich« ist wie Hunger und Liebe. Die mittelalterlich-scholastische Weisheit von der zweifachen Wahrheit, des Glaubens und der Wissenschaft, ist doch wohl nicht wieder ins Leben zu rufen . . . .

* * *

Gegen sämtliche Varianten dieser m o d e r n e n Rassentheorie, die die Rasse als ein E n d e (nicht aber wie die ältere, als einen A n f a n g) anschaut, läßt sich folgendes, wie mir scheint, sehr starkes Argument gebrauchen, das ich, soweit ich sehe, zuerst angewendet habe.

Sie berufen sich immer auf die Erfahrungen der Z ü c h t e r. Der Züchter aber ist ein Experimentator, der als solcher immer nur e i n e n Faktor des Versuchs variiert, während er die anderen Faktoren konstant erhält. Der variable Faktor des züchterischen Experimentes ist die B l u t k r e u z u n g, und darum spricht er nur von ihr, wenn er berichtet. Der konstante Faktor aber ist die gute und gleichmäßige Fütterung, Behausung und Behandlung der Zuchtergebnisse; sie versteht sich von selbst, und darum spricht der Züchter niemals von ihr.

Wenn man ihn aber fragen würde, ob Fütterung usw. seiner Zöglinge von Einfluß auf ihre Rasse sein könnten, so wird jeder Züchter mit einem Kopfschütteln über die törichte Frage ohne Besinnen mit Ja! antworten. Sein Wahlspruch ist ja, daß die halbe Rasse durch den Mund eingeht. Nichts ist gewisser, als daß die edelste Rasse durch lange Unterernährung, schlechte Stallungen, Versagen freier Bewegung und rohe Behandlung auf das äußerste heruntergebracht werden kann, wenn auch nur edelstes Vollblut zur Kreuzung kommt. Und umgekehrt ist ebenso gewiß, daß unedle Rassen trotz fortgesetzter Panmixis bei guter Fütterung und Behandlung unendlich an Qualität gewinnen.

Das gilt für Menschen nicht minder wie für Tiere. Wir haben, als wir den rassendiagnostischen Wert der Leibesgröße und Kraft besprachen, bereits ausgeführt, daß notorisch die Körpergröße von der Ernährung stark abhängt. All das existiert für die Rassentheoretiker nicht im mindesten. Sie sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß im Laufe der Geschichte die Ernährung, Behausung und Behandlung der menschlichen Zuchtergebnisse durchaus kein konstanter, sondern ein im höchsten Maße variabler Faktor gewesen ist; und deshalb beziehen sie alles auf den e i n e n Faktor der Blutkreuzung.

Dabei ist nichts gewisser als daß die menschlichen Rassen in erstaunlichstem Maße das besitzen, was ich vorgeschlagen habe als »P l a s t i z i t ä t d e r R a s s e« zu bezeichnen, eine erstaunliche Fähigkeit, sich allen Einflüssen ihrer Umgebung physisch

und psychisch auf das schnellste anzupassen, so daß Albr. Wirth wahrscheinlich recht hat, wenn er annimmt, eine Rasse brauche zu ihrer Entstehung nur wenige Generationen. Ein paar Beispiele: Vor 150 Jahren wog eine Kuh in Deutschland im Mittel 4, heute 12—14 Zentner, eine Bulle damals 6, heute bis zu 20 Zentner. Nach Retzius und Fürst [1]) hat man, wie in Baden, Holland und England auch in Schweden ein Größerwerden der Bevölkerung beobachtet; sie nahm von 1840 bis 1898 um ca. 1,8 cm zu. Umgekehrt berichtet Karl Marx (Kapital I, p. 200/1 Anm. 46) nach Justus von Liebig, daß während der Zeit des schlimmsten Raubbaues an der Volkskraft, während der frühkapitalistischen Periode um 1800, die Größe der Männer und ihre Militärtauglichkeit überall enorm zurückging.

Von Holland sagt ein Bericht: »Der sich in diesen Ziffern ausdrückende Fortschritt ist kolossal: 1863: 13 Männer auf 100 unter 1,55 cm Höhe, 1898: 3; 1863: 23 Männer von 1,70 m Länge und mehr, 1893 über 37! In Frankreich machten nach einer Notiz der Zeitschr. f. Soz.W. die wegen Kleinheit zum Heeresdienst Untauglichen 1817/24 fast 20% der Stellungspflichtigen aus; die Zahl nahm dann aber rapid und weiterhin langsam ab, bis zu 6—7% in den 60er Jahren. Nach Carret (Art. Rasse Hdb. d. ST. W. I. p. 395) hat von 1811/12 bis 1872/79 die Größe der savoyardischen Konskribierten um nicht weniger als 6 cm zugenommen, »und zwar infolge des gesteigerten Wohlstandes und der besseren Ernährung«. Aehnliches gilt von allen anderen Kulturländern mit halbwegs leidlicher Verwaltung, während aus Rußland, dem hungernden Rußland, mitgeteilt wird, daß Größe und Kraft des Volkes sichtlich verfallen. Leider stehen mir hier keine Zahlen zur Verfügung. Dagegen kann ich auf die wohlbekannten Untersuchungen von Landsberger und Roberts für Deutschland, von Livi und Pagliani für Italien, von Erismann u. a. verweisen, die ziffernmäßig an Schulkindern und Jugendlichen den Beweis erbracht haben, daß Körpergröße und Wohlstand in direktem Verhältnis zueinander stehen. Und so erscheint die Frage, die nach einer Zeitungsmeldung der verstorbene Kaiser von Japan vor einigen Jahren an sein Ministerium gerichtet haben soll, gar nicht als irrationell, ob es angebracht sei, durch eine Veränderung der Volksnahrung die Japaner zu größerer Körperlänge

---

[1]) Anthropologica suecica cit. n. Ztschr. f. Soz.Wiss. VI. (1903) p. 40.

zu züchten. »Nach einem bekannten Ausdrucke der Tierzüchter geht die Hälfte der Rasse durch den Mund«, sagt Kruse (»Entartung« Ztschr. f. Soz.W. VI p. 364) und fährt fort: »In dieser Beziehung verfolgen Kultur des Menschen und Zucht der Haustiere dieselben Ziele . . ., haben auch wohl ähnliche Erfolge erreicht gegenüber dem sog. Naturzustande.« Und Kruse stimmt hier mit niemand Geringerem als Ratzel überein, der die Kleinheit der Zwergvölker auf ihre elenden Lebensverhältnisse zurückführt. Er erklärt sie geradezu für »soziale Rassen« (Völkerkunde II p. 170), wie er auch sonst überall den Einfluß der Ernährung auf die Größe und Kraft betont, so z. B. sagt er, »die an der Küste wohnenden Eweer sind bei reichlicher Fleischnahrung und der Beschäftigung auf der See stärker und größer als die des Inneren«.

An anderer Stelle sagt er [1]: »Sind doch auch andere waldbewohnende und jagende Stämme verkümmert: in den Wäldern am Lulua leben Baschilange, die, klein und mager, Wißmann sofort an die zwerghaften Batua erinnerten. Der nahrungsarme Wald Afrikas kann ebensogut den Wuchs verkleinern, wie harte Arbeit und schlechte Ernährung in unseren Industrieländern. Wo nun Gemeinden von 15—20 Mann in enger Siedelung beisammen wohnen, wie bei den Alongo, ist Inzucht geboten und heilsame Kreuzung erschwert. Und die nahverwandten Buschmänner werden ja von hervorragenden Anthropologen als eine Rasse mit den Merkmalen des Rückganges und der Heruntergekommenheit angesehen.«

Aehnlich sagt Karl Bücher [2], daß die niederen Jäger nicht degeneriert, sondern die Hirten und Ackerbauern dank besserer Ernährung stark fortgeschritten sind. Ratzel erwähnt Fälle erstaunlicher Anpassung. Er sagt wörtlich [3]: »Der Araber als Hirt, Nomade, Reiter, Räuber erhält mit der Zeit anders gebaute Gliedmaßen als der Aegypter, der seit Jahrtausenden Lasten trägt, hackt, pflügt, Wasser schöpft.« Und er berichtet von dem Fischervolk der Wenia in der Nähe der Stanley-Fälle [4]: »Sicher lebt es seit vielen Geschlechtern in dieser Region und hat seit lange die Gewohnheit, einen großen Teil der Tage und selbst der

[1]) Ratzel, Völkerkunde Bd. 1, p. 716.
[2]) Carl Bücher, Entstehung d. Volkswirtschaft p. 14.
[3]) Ratzel, Völkerkunde Bd. II, p. 404.
[4]) Ratzel, Völkerkunde II, p. 286.

Nächte in den Kähnen zuzubringen; daher herkulisch in Brust und Armen, verkümmert in den Beinen.«

An anderer Stelle führt er aus [1]: »Die Rasse ist außerdem nach zwei Richtungen hin durch soziale Einflüsse auseinander gegangen. Regelmäßige harte Arbeit prägt einzelnen Völkern die Züge von Kulturrassen auf, die ans Pathologische streifen. So stehen die Milano Borneos an Gestalt und Regelmäßigkeit der Züge weit hinter den Malayen zurück; sie sind von Farbe hell, aber mit einem oft ungesunden Ton; da sie ihr ganzes Leben hindurch Sago aus dem Palmenmark heraustreten oder pressen, so werden ihre Füße breit; ihre Figuren sind stämmig und untersetzt. Die seit Jahrhunderten indischen, chinesischen und europäischen Einwirkungen ausgesetzten, hochkultivierten Javanen und Maduresen sind zarter, edler gebaut als ihre Nachbarn. Wenn die Orang Laut, die Seemalayen der Halbinsel, die den größten Teil ihres Daseins auf dem Wasser zubringen, dunkel von Farbe sind, so ist das nur natürlich. Wald- und Bergstämme sind durch ihr wildes, ärmliches, unregelmäßiges Leben verändert: so sind die Lubu, Ut, teilweise die Badju, die verschiedenen Philippinenstämme, die die Spanier fälschlich unter dem Namen Igorroten zusammenfassen, auch im Aeußeren echte Parias. Aber auf solche leichtere Abwandlungen Einteilungen in Rassen und Unterrassen zu gründen, ist doch nicht angängig.«

Ratzenhofer sagt [2]: »Es unterliegt keinem Zweifel, daß zahlreiche Merkmale, wie Zurückbleiben der Körpergröße, schwache Muskulatur, entstellte Gesichtszüge u. a. m., einer Dauerform zuzurechnen sind, die als krankhafte Anlage gelten kann. Wenn wir z. B. die auffallende Körpergröße des Adels bei den arischen Völkern den günstigen Lebensbedingungen der Entwicklungsreihe, also einer artgemäßen Prosperität, zuschreiben dürfen, so müssen wir das rapide Sinken der Körpergröße, des Brustumfangs und der Muskulatur bei der armen Städtebevölkerung Europas als krankhafte Entartung der Rassen erkennen.«

Umgekehrt führt das Leben unter günstigen Bedingungen selbst Angehörige der niedersten Menschenrassen schon anatomisch zu höherem Typus empor. »Eine Bemerkung G. Fritschs konstatiert eine auffallende Annäherung dieser zivilisierten Kaf-

---

[1]) Ratzel, Völkerkunde I, p. 362.

[2]) Soziologie p. 61.

fern auch in körperlicher Beziehung an die Weißen: die Gesichtsbildung der Fingu macht den Eindruck »stärkerer Vermischung durch Annäherung an den europäischen Typ«. Besonders von den Kaffern des östlichen Teils der Kolonie und Britisch-Kaffrarias unterscheiden sie sich durch die meist stärker entwickelte Nase und die breite Stirn«[1]). Die Neger der Ver. Staaten nähern sich nach vielen Berichten in Typus und Farbe mehr und mehr den Weißen, ihr spezifischer Geruch ist angeblich verschwunden. Uebrigens sollen die Japaner gleichfalls am Europäer einen unangenehmen Geruch wahrnehmen.

Von diesen Erfahrungen geleitet, stellt Ratzel[2]) folgende grundsätzliche Erwägungen über den Zusammenhang von körperlicher »Rasse« und Milieu an, die allen Rassefanatikern sehr ans Herz gelegt zu werden verdienen: »Wir kommen hier zuerst zu dem Wunsche, daß man den Begriff Kulturrasse mit Rücksicht auf die Menschheit eingehender prüfe, als es bis jetzt geschehen ist. Man würde, das läßt sich voraussagen, finden, daß zunächst im Körperbau der Kulturvölker Eigenschaften auftreten, die durch die Kultur hervorgerufen sind, ebenso wie andererseits der Körper der Naturvölker in gewissen Zügen deutlich die Wirkungen einer Lebensweise aufweist, die durch den Mangel an fast allem bezeichnet wird, was wir gewohnt sind, Kultur zu nennen. Gustav Fritsch, ein Anatom, der die Naturvölker mitten in ihrer Natur studiert hat, stellt den Satz auf, daß die harmonische Entwicklung des menschlichen Körpers nur unter dem Einfluß der Kultur möglich sei; und man gewinnt aus seinen Schilderungen der Hottentotten, Buschmänner und selbst der Kaffern die Ueberzeugung, daß gut entwickelte, plastisch schöne Körper bei ihnen seltener sind als bei uns angeblich abgelebten Kulturmenschen.«

»Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Kulturbegriff ist. N a t u r v ö l k e r s i n d k u l t u r a r m e V ö l k e r! Es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten oder in der Kultur zurückgegangen sein. Die alten Deutschen und Gallier traten der römischen

[1]) Ratzel, Völkerkunde II. p. 130.
[2]) Ratzel, Völkerkunde I. p. 15.

Kultur verhältnismäßig nicht minder kulturarm gegenüber als uns die Kaffern oder Polynesier, und manches, was sich heute zum Kulturvolk der Russen zählt, war zur Zeit Peters des Großen noch reines Naturvolk.«

»In der Tat ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung. Man erwäge, daß in dem, was die Höhe der Kulturstufe ausmacht, in dem gesamten Kulturbesitz eines Volkes, eine Fülle von Zufälligkeiten wirksam ist, die uns höchst behutsam machen sollte, daraus zugleich Schlüsse auf die körperliche, geistige und seelische Ausstattung des Volkes zu ziehen. Hochbegabte Völker können kulturlich arm ausgestattet sein und dadurch den Eindruck einer allgemein niederen Stellung innerhalb der Menschheit machen. Chinesen und Mongolen gehören derselben Rasse an und doch, welcher Unterschied der Kultur! Noch größer ist dieser, wenn wir an die Stelle der Mongolen irgend einen der barbarischen Stämme setzen, die sich in den Grenzprovinzen Chinas, wie Inseln aus der höher zivilisierten Menschenflut abheben, die sie rings umgibt und bald überflutet haben wird. Nach neueren Forschungen möchte es scheinen, daß manche von den Aino, den Urbewohnern der nördlichen japanischen Inseln, der kaukasischen Rasse näher stünden als der mongolischen. Und doch sind sie ein Naturvolk, sogar in den Augen der mongolischen Japaner. Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun. Es wäre zwar töricht, zu leugnen, daß in unserer Zeit die höchste Kultur von der sog. kaukasischen oder weißen Rasse getragen wird; aber andererseits ist eine ebenso wichtige Tatsache, daß seit Jahrtausenden in aller Kulturbewegung die Tendenz vorherrscht, alle Rassen heranzuziehen zu ihren Lasten und Pflichten und dadurch Ernst zu machen mit dem großen Begriff »Menschheit«, dessen Besitz zwar als eine auszeichnende Eigenschaft der modernen Welt von allen gerühmt, an dessen Verwirklichbarkeit aber von vielen noch nicht geglaubt wird. Blicken wir aber nur über den Rahmen der kurzen und engen Begebenheiten hinaus, die man anmaßend die Weltgeschichte nennt, so werden als Träger der jenseits liegenden Ur- und Vorgeschichte Glieder aller Rassen anzuerkennen sein«[1]).

---

[1]) Ratzel, Völkerkunde I. p. 17/18.

Diese monumentalen Sätze des Schöpfers der Anthropogeographie haben uns schon von der Anpassung des Körpers zu der Anpassung der Seele an das Milieu, an den monde ambiant Geoffroy-St. Hilaires, geführt. Auch davon weiß der Germanomane nichts!

Und doch sollte auch hier ein Blick auf die züchterische Praxis und das Leben genügen, um vor der Ueberschätzung des Kreuzungsfaktors zu warnen. Jeder Züchter weiß, daß ein ungeschickter Reiter das edelste Vollblut zum miserabelsten Verbrecher verderben, daß ein ungeschickter oder roher Jäger den edelsten Jagdhund zum niederträchtigsten Köter verprügeln oder verwöhnen kann. Oder ein anderes: ich erwähnte bereits, daß vor 150 Jahren in Deutschland ein Bulle etwa 6, heute 18 ja 20 Zentner und darüber schwer ist. Ist das rein physisch? Seele und Leib sind eines nur! Der kleine schwache Stier von 1750 war nicht einmal einem Wolf gewachsen, der gewaltige Riese von heute nimmt es spielend mit einem Bären auf.

Im Menschlichen ist es nicht anders. Selbstverständlich wandelt sich der Charakter mit dem Leib. Ein riesengroßer, gut ernährter, muskelstarker, in Selbstachtung und Körpertraining aufgewachsener Mann hat mindestens einen ganz anderen physischen Mut als ein schlecht ernährter, von Jugend auf verfolgter, gehetzter, verachteter Knirps. Und Mut ist wieder die Grundlage von Sorglosigkeit, Großherzigkeit, Persönlichkeitsbewußtsein usw.

Nur ein gänzlich voreingenommener Mensch kann übersehen, daß der Charakter überall variiert mit der Verumständung. Alle Völker mit Naturwirtschaft üben die schöne Sitte der unbeschränkten Gastfreundschaft — die Geldwirtschaft rottet sie aus. Die Bauern und die Landarbeiter des deutschen Ostens waren 1811 noch eine ungeschiedene gleichartige »Rasse«; es war fast überall der reine Zufall, der die einen zu selbständigen Besitzern, die anderen zu Proletariern machte — und heute sind sie nicht nur an Kraft, Größe und Gesundheit, sondern auch psychisch zwei gänzlich verschiedene »Rassen«: der Bauer selbstbewußt, fleißig, redlich, der Tagelöhner ein fauler, sklavischer, oft tückischer und diebischer Knecht. Und sind Enkel derselben Großväter! Wir haben allen Grund, in Deutschland heute von der unerfreulichen Psychologie der Festbesoldeten zu sprechen, dem Typus des feigen, ängstlichen Urphilisters, und Henry Ge-

orge [1]) entrollt das erfreuliche Gegenbild, wenn er von dem Charakter seiner Landsleute spricht:

»Die allgemeine Intelligenz, der weitverbreitete Komfort, der tätige Erfindungsgeist, die Fähigkeit der Anpassung und Assimilation, der freie unabhängige Geist, die Energie und das Selbstvertrauen, die unser Volk auszeichnen, sind nicht Ursachen, sondern Wirkungen — sie sind aus dem freien Grund und Boden erwachsen. Das öffentliche Gebiet ist die umgestaltende Kraft gewesen, die den schlaffen, Ehrgeiz nicht kennenden europäischen Bauern in den selbstvertrauenden Landmann des Westens verwandelt hat . . .«; »In Amerika hat es in jedem Fall doch immer noch das Bewußtsein, daß das öffentliche Gebiet hinter ihm liege, und die Kenntnis dieses Umstandes hat in Aktion und Reaktion den ganzen Volkscharakter durchdrungen und demselben Großmut, Unabhängigkeitsgefühl, Elastizität und Ehrgeiz verliehen.«

Diese Abhängigkeit des menschlichen Charakters von dem gesamten geographischen und sozialen Milieu ist universal, ist so mächtig, daß wir imstande sind, typische Gruppen und Klassencharaktere aufzustellen, die unter den gleichen Bedingungen der Umwelt in allen Zonen, bei allen Rassen aller Farben wiederkehren.

Der primitive Jäger ist überall der Künstler und praktische Anarchist, der einen anderen Willen über sich nicht duldet und wohl zu vernichten, aber nicht zu unterwerfen ist; der Hirt ist überall der stolze, rassenstolze Krieger, der in aristokratischer Demokratie, ein Gleicher mit Gleichen, von der Arbeit seiner Sklaven lebt, undiszipliniert im Frieden, streng diszipliniert im Kriege; der primitive Hackbauer ist überall der wehrlose, harmlose Knecht, der die wechselnde Herrschaft der Nomaden über sich hinstürmen läßt, wie sein Ackerhalm die Gewitter, um sich hinter ihnen unzerstörbar wieder aufzurichten; und bei den höheren Ackerbauern, wo ein Adel oben und eine Bauernschaft unten einen »Staat« im eigentlichen Sinne bilden, haben wir ganz typische Klassencharaktere, die mit der wirtschaftlich-politischen Entwicklung, mit dem Uebergang z. B. von der Natural- zur Geld- und Kreditwirtschaft, zur Städtekultur, zum Getreidehandel, zur Beamtenregierung usw. wieder in völlig typischer

[1]) Fortschritt und Armut p. 345 und 346.

Weise wechseln, ohne daß die Rasse einen erkennbaren Unterschied bedingte. Das schlagende Beispiel ist wahrscheinlich die Ausgestaltung eines Feudalsystems in Japan, das dem westeuropäischen bis in die kleinste Einzelheit des äußeren Aufbaues, vor allem aber in der Psychologie, in dem hochgespannten Ehrbewußtsein usw., zum Staunen gleich ist. Und doch sind die Japaner reine Mongolen und ihre Landwirtschaft kennt weder Zugvieh noch Pflug; aber die soziale Bedingung der Klassenschichtung war die gleiche wie in Westeuropa. »Stufenpsychologie, nicht Rassenpsychologie«, sagt K. Breysig; ja, aber vor allem Klassenpsychologie!

Ernst Grosse [1]) prägt diesen Sachverhalt in folgenden Sätzen aus: »Wir stehen vor der Aufgabe, die verschiedenen Kulturformen, mit denen uns Geschichte und Völkerkunde bekannt machen, als höher und niedriger entwickelte in eine Stufenfolge einzuordnen. Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß es sich hier nicht um die physische, sondern um die kulturelle Eigenart der verschiedenen Menschengruppen handelt; denn man hat das Problem bekanntlich oft genug heillos verwirrt, indem man es vom anthropologischen Standpunkte aus zu lösen versuchte. Die Konstruktion der kulturellen Stufenleiter der Völker ist eine Aufgabe der Ethnologie, mit der die physische Anthropologie zunächst nicht das geringste zu schaffen hat. Die Anthropologie könnte höchstens eine physische Stufenleiter der Rassen liefern. Rassen und Völker aber sind sehr verschiedene Dinge. Die Eigenschaften, welche die Zugehörigkeit eines Individuums zu einer bestimmten Rasse bezeichnen, entscheiden nicht über seine Zugehörigkeit oder Befähigung zu einer bestimmten Kulturform. Man könnte die verschiedenen Rassencharaktere mit weit größerem Rechte für die Wirkungen verschiedener Kulturformen erklären, als umgekehrt annehmen, daß die Kulturformen durch die Rassencharaktere bedingt seien. Gerade unsere Untersuchungen über die primitive Kunst werden einen neuen Beweis dafür erbringen, wie gering der Einfluß des Rassencharakters auf die Gestaltung der Kultur ist.« Und er schließt diese Gedankenreihe grundsätzlich wie folgt [2]):

»Diese durchgängige Einförmigkeit beweist unmittelbar, daß der Charakter der Rasse keine entscheidende Bedeutung für die

[1]) Die Anfänge der Kunst p. 32/33.

[2]) Ernst Große a. a. O. p. 295 und 296.

Entwicklung der Kunst besitzt. Die Einheit der primitiven Kunst steht in dem schärfsten Gegensatz zu der Verschiedenheit der primitiven Rassen. Die Australier und die Eskimos sind einander in anthropologischer Beziehung so unähnlich, wie es zwei menschliche Rassen nur sein können; und nichtsdestoweniger sind die Ornamente der einen denen der anderen häufig so ähnlich, daß es zuweilen sehr schwer sein würde, die Herkunft eines solchen Musters zu bestimmen, wenn man nicht in der Form und dem Material des ornamentierten Gegenstandes einen Anhalt fände. Wer nur einmal die Felszeichnungen der Australier und der Buschmänner, und sodann die Australier und die Buschmänner selbst verglichen hat, wird es kaum noch wagen, die Lehre Taines, daß die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassencharakters sei, aufrecht zu halten, — wenigstens nicht in der allgemeinen Gültigkeit, welche Taine dafür in Anspruch nimmt . . .«

»Der einheitliche Charakter der primitiven Kunst weist unzweideutig auf eine einheitliche Ursache hin; und diese einheitliche Ursache haben wir in demjenigen Kulturfaktor gefunden, der bei den Jägerstämmen aller Rassen und Zonen einen völlig einheitlichen Charakter besitzt, und der zugleich bei allen Völkern auf alle übrigen Teile des kulturellen Lebens den mächtigsten Einfluß übt, — in dem Nahrungserwerbe.«

Wer diese Zusammenhänge nicht beachtet, kann die historischen Dinge niemals vollkommen verstehen. Und sie werden wenig beachtet. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, zu zeigen, wie weit z. B. Lamprecht bei der Aufstellung seines geistreichen psychologischen Entwicklungsschemas durch dieses Uebersehen abgelenkt worden ist; oder wie Sombart in seiner Analyse der jüdischen Rasseneigenschaften dank diesem Uebersehen in die Irre geführt worden ist — der angeblich aus der Wüstenwanderung mitgebrachte Rassencharakter ist der typische Charakter einer vielsprachigen, verstädterten ehemaligen Herrenklasse — aber die Zeit steht mir nicht zur Verfügung. Nur e i n einziges charakteristisches berühmtes Beispiel möchte ich mir anzuführen erlauben.

Cäsar hat den Charakter der Kelten meisterhaft scharf und knapp umrissen, und seit ihm hat alle Historik, Mommsen einbegriffen, diese Psychologie zum Haupterklärungsmittel der französischen Geschichte gemacht. Man braucht aber nur hinzu-

sehen, um zu finden, daß ganz derselbe Charakter in all seinen Hauptzügen sich bei Deutschen, Polen, Böhmen, Ungarn, im Altertum bei der böotischen, thessalischen, lukanischen und kampanischen Ritterschaft usw. in gewissen Epochen ihrer Geschichte zeigt. Und wenn man dann näher hinschaut, so findet man die merkwürdige Tatsache, daß diese »Keltenpsychologie« die regelmäßige Begleiterin eines Entwicklungsstadiums ist, in dem eben die Grundaristokratie über die vollfreie Bauernschaft hinauswächst. Nicht umsonst sind die Polen, die nie über diese erste Stufe des Feudalismus fortkamen, die »Franzosen des Nordens«.

* * *

Wie ist es zu verstehen, daß nicht nur Dilettanten, sondern erprobte Männer der Wissenschaft so groben Irrtümern verfallen können? Darüber wird uns die zweite Art der Betrachtung einigen Aufschluß geben können, zu der ich jetzt übergehe, zu der Betrachtung der Rassentheorie als eines Forschungs-Objektes der Soziologie.

Dabei kann ich mich leider bei dem noch stark chaotischen Zustande unserer jungen, noch im Werden begriffenen Wissenschaft auf keine allgemein anerkannten Sätze stützen. Ich kann nur mein eigenes Kredo geben und befinde mich dabei in der traurigen Lage, es aus Zeitnot kaum begründen zu dürfen.

Wie ich die Dinge sehe, ist der Hauptträger allen gesellschaftlichen Lebens nicht das Individuum, sondern die soziale Gruppe, eine Anzahl von Menschen, die durch ein gemeinsames Interesse verbunden sind. Dieses Interesse, Ratzenhofers »inhärentes« Gruppeninteresse, besteht darin, auf der Linie des geringsten Widerstandes von einem Ort höheren, d. h. als höher empfundenen, psychischen Druckes zu einem Orte geringeren Druckes zu gelangen, wobei ich in Parenthese bemerken will, daß es sich in der Regel, wenn auch nicht immer, um ein sozialökonomisches »Seelengefälle« handelt, wenn das Wort gestattet ist.

Eine solche strömende Masse hat, wie alle anderen strömenden Massen, die diesem universalen Gesetz des kleinsten Kraftmaßes folgen, in jedem gegebenen Augenblick nur eine mögliche Bewegungsrichtung, die ihr einerseits ihr geographisch-klimatisches Milieu, andererseits ihr soziales Milieu, d. h. der

Gegendruck anderer, anders gerichteter Gruppen vorschreibt. Der übermenschliche Soziolog, der diese gesamte Verumständung bis in die letzte Einzelheit kennen würde, würde auch die Bewegung auf das genaueste vorhersagen können, geradeso wie ein Ingenieur auf Grund genauester Karten exakt angeben kann, wohin eine Wassermenge sich richten wird, wenn sie auf einen gegebenen Punkt ausgeschüttet wird[1]).

Und nun, meine Herren! wie ich es sehe: dieser selbe übermenschliche Soziolog, der die Strömung genau kennen würde, würde auch die Ideologie der Gruppe genau kennen. Sie ist vollkommen durch die Strömung determiniert, wie diese durch die Verumständung. Ich bedaure, das reiche Tatsachenmaterial, das mich zu dieser Ueberzeugung geführt hat, hier nicht anführen zu können: nur als Andeutung, daß die Gruppentheorie ganz gesetzmäßig sich verändert, sobald die Strömungsrichtung sich verändert; das glorreichste Beispiel dafür ist der Umschlag in der Klassentheorie der deutschen ostelbischen Groß-Kornproduzenten: sie waren Freihändler pur sang, solange Deutschland Getreide exportierte, und wurden in einer Metamorphose von fast komischer Schnelligkeit ebenso fanatische Hochschutzzöllner in dem Augenblick, wo Deutschland begann, Getreide zu importieren. Aehnliches gilt von der Ideologie gewisser nordamerikanischer Halb-Sklavenstaaten usw.

Dieser Zusammenhang von Ursache und Wirkung äußert sich darin, daß die Gruppe psychisch gezwungen ist, alles das für gut, vernünftig und gerecht zu halten, was die Strömung des Augenblicks gerade in dieser Richtung, gerade zu diesem Ziele fördert, und umgekehrt alles das für schlecht, ungerecht und unvernünftig zu halten, was die Strömung ablenkt und aufhält.

Nun ist ein Hauptteil alles geschichtlichen sozialen Lebens

---

[1]) Diese umfassende, wenn nicht alle, so doch viele Momente berücksichtigende »Milieutheorie« ist von dem, was man im allgemeinen so nennt, recht verschieden. Ich habe diese meine »sozialökonomische Geschichtsauffassung« in Barths »Archiv für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie« theoretisch begründet und praktisch, als Methode der Geschichtsschreibung in meinem »Staat« (Frankf. a. M. 1907) und meinem »Großgrundeigentum und soziale Frage« (Berlin 1898) angewendet und, wie ich hoffe, als brauchbar und ausreichend nachgewiesen. Vgl. auch meine Kritik der Sombartschen Rassentheorie in »Neue Rundschau« 1912.

bisher der Gruppenkampf gewesen, international in den Kämpfen der politischen Gesellschaften, auf höherer Stufe also der Staaten, und intranational in den Kämpfen der sozialen Klassen. Die eine Gruppe betritt in ihrer Bewegung zum Orte ihres niederen Druckes notwendigerweise das Gebiet einer anderen, der Kampf mit kriegerischen oder anderen Waffen wird unvermeidlich. Und das hat nun die Folge, daß jetzt die gegnerische Gruppe unserer ersten, in ihrer Bewegung gehemmten Gruppe als aus Menschen zusammengesetzt erscheint, die sich aus Bosheit der guten Sache, aus Ungerechtigkeit der gerechten Forderung, aus Torheit der Vernunft widersetzen.

Das gilt namentlich, und das ist einigermaßen paradox, auch von denjenigen Gruppen, die aktiv, aggressiv in das Rechts- und Machtgebiet anderer Gruppen einbrechen, um sie und ihr Eigentum für sich anzueignen, auszubeuten, zu bewirtschaften. Hier kooperiert das eben angeführte sozialpsychologische Hauptgesetz, wonach die Gruppentheorie durch die Strömungsrichtung determiniert ist, in sehr eigentümlicher Weise mit einer, wie es scheint, allmenschlichen Seelenanlage, nämlich mit dem »kategorischen Imperativ«, dessen Inhalt das Sprichwort bezeichnet: »Was Du nicht willst, daß man Dir tu, das füg' auch keinem Andern zu.«

Dieser Imperativ scheint schon bei den tiefststehenden Völkern sehr laut zu sprechen von dem Augenblick an, wo im Menschen der Nachbarhorde der Mensch erkannt ist, d. h. wo er nicht mehr einfach als jagdbares Wild erscheint. Von diesem Augenblicke an wird Gewalttat und Unterdrückung, Raub, Ausbeutung und Bewirtschaftung zwar nicht etwa unterlassen, wohl aber vor Vernunft und Sittlichkeit gerechtfertigt durch eine typische Gruppentheorie, die ich vorgeschlagen habe, die »legitimistische« zu nennen. Ihr Inhalt ist demgemäß der folgende: die angegriffene, unterworfene, beherrschte, ausgebeutete Gruppe verdient ihr Schicksal, denn sie ist von schlechterer Art als ihre Besieger oder Herren; ja, dieses Schicksal ist sogar im Grunde ihr Glück, ihre einzige Rettung vor dem völligen Untergange: denn ihre Art ist so schlecht, ihr Verstand so gering, ihre Sittlichkeit so tief, daß sie sich selbst niemals erhalten, verwalten, regieren könnten; sie »würden sich gegenseitig auffressen«, wie der Kraftausdruck der modernen Legitimisten lautet.

Mit diesen Argumenten rechtfertigt sich die Gewalt und Unterdrückung in allen Zonen, unter jeder Hautfarbe, auf jeder Kulturstufe auf diesem Planeten, rechtfertigt sich, wie gesagt, vor dem nie schweigenden Richter in jeder Menschenbrust, dem ethischen Postulat des kategorischen Imperativs. »Jede Fratze zeugt für den Gott, den sie entstellt«, sagt Richard Dehmel.

Soweit diese Theorie sich in wissenschaftlichem Gewande gibt, tritt sie in verschiedenen, einander recht nahe verwandten Formen auf, die ich als das »Gesetz von den zyklischen Katastrophen« zusammengefaßt habe. Sie vertreten sämtlich das Prinzip »Autorität, nicht Majorität«, und beweisen aus der Geschichte, namentlich aus einer, wie ich meine, grundfalschen Analyse der Geschichte der antiken Stadtstaaten, daß nur die Herrschaft der Besten, der Kaloikagathoi, die Völker davor bewahren kann, in den Abgrund des Verderbens zu rollen. Eine dieser Varianten der legitimistischen Theorie der zyklischen Katastrophen ist die Rassentheorie der Weltgeschichte.

Damit ist unsere sozialpsychologische Aufgabe zu einem Teile gelöst, wenn die gesamte Grundlage der hier vorgetragenen Auffassung als richtig gelten darf. Wir haben das Objekt, das unserer Forschung vorliegt, im allgemeinen bestimmt, seinen Platz in der großen Registratur festgestellt, seine Entstehung und seinen Inhalt sozialpsychologisch abgeleitet.

Aber das ist erst ein Teil unserer sozialpsychologischen Aufgabe. Denn wir haben es hier ja nicht nur mit der Rassentheorie im allgemeinen, sondern mit den einzelnen Rassentheorien zu tun, die von individuellen Gelehrten oder vielleicht Pseudogelehrten ausgedacht und ausgearbeitet sind. Ist hier mit einer objektiven, rein kausalen Erklärung noch weiter zu kommen?

Meine Herren, wir rühren hier an das Problem, das nach meiner Ueberzeugung das tiefste Problem aller Geschichte und daher aller Soziologie ist, an das Problem von den Beziehungen zwischen dem Individuum und seiner sozialen Gruppe. Auch hier kann ich nicht mehr als mein persönliches Kredo geben, ohne es ausführlich begründen zu können; aber hier glaube ich, soweit ich sehen kann, mich mit der Mehrzahl der heutigen Forscher einig, z. B. mit meinem verehrten Freunde Vierkandt, dessen Buch »Stetigkeit im Kulturwandel« zum großen Teile diesem Kernproblem

gewidmet ist, und sogar mit scheinbaren Gegnern, wie z. B. Sommerlad.

Also, wieder, wie ich die Dinge sehe: Gruppe und Individuum stehen in Wechselwirkung zueinander, aber doch so, daß die Einwirkungen der Gruppe auf das Individuum unendlich viel stärker sind als die Einwirkungen des Individuums auf seine Gruppe. Selbst den seltenen Starken, den führenden Persönlichkeiten, ist nur ein sehr enger Kreis der Wahl- und Bewegungsfreiheit gegönnt; für die Masse ist dieser Kreis als nahezu punktförmig zu betrachten, und ihn zieht und begrenzt das inhärente Gruppeninteresse, der Zwang, die Strömungsrichtung des gegebenen Augenblicks einzuhalten und vor Vernunft und Sittlichkeit zu rechtfertigen. So ist das Individuum, abgesehen von jenem winzigen Kreise, soziologisch nicht anders denn als ein Gruppenbestandteil zu betrachten; es wertet, denkt und handelt unter einem objektiven Zwange, wie das inhärente Gruppeninteresse das fordert, wobei es kraft der wohlbekannten Selbsttäuschung optima fide völlig davon überzeugt bleibt, daß es nur ewig gültigen ethischen Grundsätzen und logischen Vernunftschlüssen folgt. Dieser psychologische Mechanismus scheint sehr allgemein anerkannt zu sein; die verschiedensten Schulen lehren seine Existenz. Wenn Roß in der social control und Durckheim in der force coërcitive die eigentlich soziale Tatsache erblicken, so haben sie außer der äußeren zwingenden Gewalt von Recht und Staat auch diesen inneren unbewußten Zwang im Auge; wenn Ludwig Gumplowicz sagt: »Naturgesetzlich handelt der Mensch, und menschlich denkt er hinterdrein«, so hat er dasselbe im Auge und drückt es noch nicht einmal so hart aus wie sein sonstiger Antipode Gabriel Tarde, der das Individuum geradezu als einen »Somnambulen« bezeichnet, weil er es als einen, des eigenen Willens und Bewußtseins fast völlig Beraubten, sozusagen nur als Kreuzungspunkt derjenigen Energien auffaßt, die von der Gruppe ausstrahlen — übrigens ein interessantes Analogon zu der Auffassung der modernsten Physik vom Atom!

Wir kommen danach — immer abgesehen von jenem selbst für die führenden Persönlichkeiten sehr engen Kreise der Wahl- und Bewegungsfreiheit — zu dem folgenden strengen, fast mechanischen, rein kausalen Zusammenhange: die causa causans ist das Milieu, die gesamte natürliche und soziale Verumstän-

dung und ihre Veränderungen; dadurch ist streng determiniert die Gruppenströmung nach Richtung und Tempo, dadurch streng determiniert die Gruppen-Ideologie nach Wertung und Ueberzeugung, und dadurch schließlich ebenso streng determiniert ist Wertung, Ueberzeugung und Handlung des Individuums. Das Ganze ist eine Ableitung aus, oder vielleicht eine Bestätigung der Schopenhauerschen Lehre vom Primat des Willens über den Intellekt. Wenn der Lakai Verstand schon dort zu gehorchen hat, wo der individuelle »Wille« befiehlt, um wie viel mehr muß er gehorchen, d. h. rechtfertigen, wenn das immanente Gruppeninteresse, der »Gruppenwille« spricht, der ja in der Regel viel stärker ist, als der Individualwille, wie alle Natur- und Menschengeschichte lehrt.

Meine Herren! Wir stehen am Schlusse unserer kritischen Untersuchung. Sie hat ergeben, was erwartet werden durfte: die rassentheoretische Geschichtsphilosophie ist keine Wissenschaft, sondern Pseudowissenschaft, ist die typische legitimistische Gruppenideologie der herrschenden Oberklasse; sie hat keine sicheren Fundamente; und namentlich das »Gefühl der Rasse im eigenen Busen« enthüllt sich uns als Wirkung jenes sozialpsychologischen Hauptgesetzes, demzufolge der Einzelne als Gruppenbestandteil immer so wertet, denkt und handelt, wie es im inhärenten Gruppeninteresse erforderlich ist.

Es handelt sich um durchaus nichts Besseres als um eine wissenschaftliche Mimicry; es ist der uralte Nachbarhaß und die ebenso alte Klassenverachtung, die sich hier unter gestohlenem Mantel in die Halle der Wissenschaft einschmuggeln will. Immer hat sich die Herrschaft mit den gleichen Argumenten vor dem Richter in der eigenen Brust gerechtfertigt. Kaum war der fränkische Hofadel, ein Gemisch von Kelten, Romanen, Germanen und »Mestizen« des »Rassenchaos«, zu ausschlaggebender Macht in den Grafschaften und Herzogtümern gelangt, so empfand er sich schon als »besseren Blutes« als die vollfreien urgermanischen Bauerschaften seiner Bezirke; und er preßte sie als »unbotmäßige, freche, unbändige« Menschen, die nur mit Gewalt gehalten werden können, bona fide in die Hörigkeit herab. Derselbe Umwertungsvorgang verwandelte einige Jahrhunderte später den ehemals hörigen, ministerialischen Schwertadel in »Männer besseren Blutes«, die ersten städtischen Patrizier des-

gleichen; und heute haben wir genau denselben Vorgang vor Augen, der den jung emporkommenden Geld- und Industrieadel in typischer Weise psychisch feudalisiert und ihn die Arbeitermassen geradezu als Menschen von schlechterer Rasse, als Kulturdünger betrachten gelehrt hat. Es gibt keine rassenstolzeren Arier als getaufte Juden und ihre Abkömmlinge, namentlich wenn sie dem Adel angehören; und der schneidige Fabrikant in Björnsons »Ueber unsere Kraft« spricht das bekanntlich der Deputation gegenüber mit aller Brutalität aus. Er empfindet sich so sehr als den Angehörigen einer »individualisierten, moralisch und intellektuell gekennzeichneten Rasse«, daß ihm ebenso wie Chamberlain das Vorhandensein »anatomischer Charaktere, die zur Klassifikation verwertbar sind« (S. 495), eine Frage ganz untergeordneten Ranges ist. Ja, die Identität dieses Klassendünkels mit dem älteren Rassendünkel geht so weit, daß der genannte Fabrikant — ganz Gobineau — das Aufflackern gewaltsamer Rebellion gar nicht anders deuten kann, als daß durch außereheliche Kreuzung das bessere »Blut« des neuen Adels in einzelne Arbeiter hineingelangt ist.

Und dieser Mann ist nichts weniger, als eine bloße dichterische Konstruktion. Wir finden seine Auffassung in lebenden Zeitgenossen überall in gleicher Kraft. Eine ganze Anzahl von Nationalökonomen verfechten sie mit mehr oder minder Schärfe.

Die Lehre, die den Profit des Unternehmers als »Genielohn« rechtfertigen möchte, ist sehr weit verbreitet; ich nenne von deutschen Autoren nur Ehrenberg, Julius Wolf, Reinhold. Der mehrfach genannte Ammon hat diese Lehre sehr naiv auf Rassenunterschiede aufgebaut, und kein geringerer als Gustav Schmoller bildet sozusagen das Bindeglied zwischen ihm und jenen Volkswirten. Karl Bücher polemisiert in seiner »Entstehung der Volkswirtschaft« gegen ihn und Riehl und widerlegt seine Meinung, daß »alle höhere Gesellschaftsordnung auf fortgesetzter, durch die Arbeitsteilung hervorgerufener Differenzierung beruhe«, wirksam mit der Entartung des deutschen Handwerks, die sich vollzog, trotzdem »die Meisterstellen sich mit verschwindenden Ausnahmen vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert vom Vater auf den Sohn vererbten«. Er fährt fort: »Jene Vererbungstheorie trägt darum, ihrem Urheber gewiß ganz unbewußt, die unerfreulichen Gesichtszüge einer sozialen Philosophie der beati possidentes . . . Ich könnte

glauben, so schließt er, daß man den auffallenden Schlußsatz Schmollers unbedenklich umkehren und sagen kann: die Verschiedenheit des Besitzes und Einkommens ist nicht die Folge der Arbeitsteilung, sondern ihre Ursache.«

Wenn selbst Männer der Wissenschaft und sogar so hohen Ranges solchen klassenmäßigen Suggestionen ihren Tribut zahlen müssen, dann ist es kein Wunder, wenn die große Masse der beati possidentes darin geradezu schwelgt. Es ist so süß, im Genuß aller guten Dinge das gute Gewissen in dem Bewußtsein haben zu dürfen, daß man das alles nicht dem Zufall verdankt, sondern lediglich der eigenen guten Art; und nach all der Elendskunst und der Periode des großen sozialen Mitleids auf das Gehudel unter sich herabblicken zu dürfen mit dem Bewußtsein, daß den Fronenden nur ihr Recht geschieht, daß sie erhalten, was ihrer schlechten Art und Rasse zukommt.

Darin, daß sie die sozialen Gegensätze verschärft und verbittert, daß sie den Besitzenden das Rückgrat steift selbst gegen gerechte Forderungen der Masse, daß sie allen Widersinn unserer Ordnung rechtfertigt — darin liegt die ungeheure Gefahr dieser Theorie und das allein ist der Grund, warum sich ernste Wissenschaft mit ihr kritisch beschäftigen muß. An sich, als angeblich wissenschaftliche Leistung, ist sie ihres Schwertes unwürdig. Man tut der Klassenlehre kein Unrecht, wenn man sie grob und deutsch als eine Reihe von Varianten über das eine Thema bezeichnet: »Jedem Narren gefällt seine Kappe.« Man kann aus jedem dieser Bücher ohne weiteres die sichersten Schlüsse auf den Autor ziehen. So habe ich einmal öffentlich die Wette angeboten, daß Herr Chamberlein dunkelhaarig ist oder in seiner Jugend war, und man sagte mir, daß ich sie gewonnen hätte. Ich hatte ihn nie gesehen, aber er legt einen überaus verdächtigen Nachdruck auf die Feststellung, daß es auch dunkelhaarige echte Germanenfamilien gibt. Darf ich zum allerletzten Schlusse noch ein anderes heiteres Beispiel dafür geben, wie jeder einzelne dieser Autoren immer gerade sein besonderes Steckenpferd reitet, d. h. wie jeder mit der gleichen sogenannten Methode immer gerade das Gegenteil dessen herausbringt, was der andere herausbringen wollte und wirklich zu seiner unsagbaren Freude auch gefunden hat.

Gobineau war Graf und starrer Aristokrat, Woltmann war Bürgerlicher und stand dem Sozialismus recht nahe. Beiden

bedeutete die französische Revolution den Kampf zwischen den edlen Germanen und den unedlen Keltoromanen. Aber selbstverständlich erklärt Gobineau die Aristokraten, und Woltmann die Führer der siegreichen Revolution für die reinblütigen Germanen.

Chamberlain ist überzeugter Christ — und zwar protestantischer Christ —, wie er überzeugter Arier — und zwar Germane — ist. Für ihn kann daher Jesus unmöglich ein Sproß des religionslosen »allein abseits stehenden« Judenvolkes sein, sondern er ist rassenreiner Europäer aus der »vorwiegend blonden« amoritischen Nation. Wäre er Antisemit Dühringscher Observanz, erblickte er also gerade in dem Christentum das Nessushemd der arischen Kultur, so hätte er nicht die mindeste Schwierigkeit, Christus als rassenreinen Semiten anzusprechen, wie Dühring in der Tat getan hat. Es sei nebenbei bemerkt, daß nach einer Auskunft von sachverständigster ägyptologischer Seite gerade die Amoriter auf ägyptischen Bildwerken in krummen Nasen und spitzen Ziegenbärten einen ausgesprochen hebräischen Typus aufweisen sollen, während die Cheta (Hethiter) nichts davon beobachten lassen. Triebsand!

Chamberlain ist, wie gesagt, Protestant aus Herzensüberzeugung. Als solcher ist ihm die Katholisierung, die Veräußerlichung und der Imperialismus des entfalteten Christentums ein Greuel. Sie sind ihm eine Folge des Völkerchaos, aller Kampf dagegen von Arius bis auf Dante und Luther aber Ausfluß des Germanentums. Es ist aber ein katholischer Germanomane moderner Richtung denkbar (Gobineau war es und deutete daher manche Erscheinung gerade entgegengesetzt), der von demselben grundsätzlichen Standpunkt der Rassentheorie mit genau derselben scheinbaren Stringenz das gerade Gegenteil beweist, daß nämlich die Reformation das Werk ungermanischen Geistes ist, während der Katholizismus geradezu die fine fleur des Germanismus darstellt. Wenn es ihm nicht gelingen sollte, nachzuweisen, daß der heilige Augustinus, den Chamberlain nicht anders als einen »afrikanischen Mestizen« nennt, weil er ihn vor allem für die Umwandlung verantwortlich macht, daß also Augustin ein rassenreiner »homo europaeus« war, so wird er mit Leichtigkeit ein Dutzend anderer Patres und Bischöfe finden, die es sicher gewesen sind. Er wird Dante auf Grund seiner krummen Nase und vielleicht der großartigen Systematik

seines Gedichtes für einen unzweifelhaften Abkömmling der unbotmäßigen Semitenrasse erklären, Luther vielleicht für einen Vollslaven, und in Konrad von Marburg den eigentlich germanischen Glaubenskämpfer präkonisieren. Er wird vielleicht wahrscheinlich machen, daß Ignatius von Loyola, Chamberlains rassenreiner Antigermane, ein im Baskenland angesessener Hidalgo rein gothischer Abstammung, und Pedro de Arbuez ein Amalungen-Enkel war. Wenn er dieselbe »Methode« anwendet wie Chamberlain selbst, so gibt es positiv nichts, was nicht bewiesen werden kann.

Ich bin am Schlusse und möchte mit einer Verwahrung schließen. Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß es keine Unterschiede der Rassenbegabung gibt, und daß sie keinerlei historische Wirkung ausüben. Im Gegenteil: Rasse *wird* und *wirkt* und wirkt fort, vielleicht noch lange fort, nachdem die Bedingungen der Umwelt längst verschwunden sind, die sie erschufen. Das sehen wir deutlich. Aber ich wende mich mit aller Schärfe gegen die plumpe Art, mit dem einen Schlagwort alle Rätsel der Geschichte lösen zu wollen, statt dem wunderbar reizvollen Gegenspiel der Kräfte ehrfurchtsvoll nachzuspüren, die sie bewegen. Zu diesen Kräften gehört auch die Rassenanlage. Wie es möglich ist, sie in ihrer Bedeutung zu erfassen, ihre Mitwirkung zu messen, das ist ein Kapitel für sich.

---

3. Referat von Professor Dr. **Robert Michels** (Turin)

über:

Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens.

Ich werde mich bemühen, Ihnen heute einige Elemente zur Aetiologie des Patriotismus mitzuteilen. Daß es sich dabei nur um einen Versuch handelt, erhellt aus der Komplexheit und inneren Schwierigkeit des Themas an sich. Es gehört ohnehin Kühnheit dazu, ein Gefühl wie das der Vaterlandsliebe zu objektivieren und es auf Herz und Nieren zu prüfen. Ich muß daher gleich meinen Vortrag damit beginnen, Sie um Nachsicht zu bitten. Er behandelt, wie Sie wissen, die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens, war also seiner Natur nach ausgesprochenermaßen als Einleitung zu dem Generalthema, mit dem sich die diesjährige Tagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie beschäftigt, gedacht. Diese bescheidene Absicht ward indes durch die Stellung, welche Sie meinem Vortrag gegeben haben, vereitelt. Dadurch, daß Sie ihn an das Ende der Verhandlungen setzten, drängten Sie ihn in die unbescheidene Lage, den Anschein zu erwecken, als ob er ein zusammenfassendes abschließendes Bild der Gesamtbetrachtungen über die Probleme der Nation und des Patriotismus zu geben beabsichtigte; eine Absicht, die ihm fernlag. Aber noch aus einem weiteren Grunde ist meine Aufgabe in hohem Grade undankbar. Nachdem nun auf diesem Kongreß bereits so viel Tüchtiges gesagt worden ist, ist die Gefahr für mich groß, mich in Wiederholungen zu ergehen. Indes glaube ich doch, manches sagen zu können, das eigenes Gepräge trägt. Immerhin habe ich es ausdrücklich unterlassen, den Vorträgen des Kollegen Oppenheimer und Ludo Hartmann beizuwohnen, um mich dem Einfluß ihrer

gewiß sehr interessanten Ausführungen a priori zu entziehen und etwaigen unbewußten Wiederholungen die Frische und, wenigstens vor mir selbst, die Originalität zu bewahren. Und nun, nach diesen Prämissen, gestatten Sie mir, auf das Thema selbst einzugehen.

Wenn wir vom klassischen Altertum, über dessen Konzeptionen Staat, Volk und Vaterland das Werk von Fustel de Coulanges: La Cité Antique immer noch das letzte Wort bedeutet, absehen, sind die ersten Ansätze des Vaterlandsgedankens in folgenden zwei Erscheinungen zu suchen: Munizipalismus und Vasallentum. Beide beherrschten, häufig in grimmiger Fehde untereinander, die Ideologie und das Tatsachenleben des Mittelalters, das von dem modernen Begriff der Nation oder gar des Vaterlandes keine Vorstellung besaß. Die Vasallentreue, deren Intensität und Solidität in der Regel im umgekehrten Verhältnis zur Größe und Macht des Lehnsinhabers seinen Lehnsherrn gegenüber stand, war ein rein juridisches, staatsrechtliches Verhältnis, berührte also kaum irgendwelche Solidaritätsgefühle linguistischer oder gar ethnischer Art. Das Städtebewußtsein dagegen beruhte, ohne natürlich koerzitiver Elemente völlig zu entbehren, auf den festesten Wurzelzusammenhängen individuellen Instinktlebens, der Liebe zum eigenen Heim, zur eigenen Gewohnheit, verstärkt durch die geringe Mobilität des mittelalterlichen Menschen, den keine glänzenden Kommunikationswege mit der Außenwelt verbanden und in dem infolgedessen das Milieu eine die Mentalität in weit größerem Umfange beherrschende und bestimmende Rolle spielte als das heute, im Zeitalter der Freizügigkeit, des Mechanismus und der dritten Klasse in den Schnellzügen, auch nur entfernt möglich wäre. Dazu trat die Enge der Interessengemeinschaft zwischen dem Menschen und seinem Heimatsort, welche sich teils aus der geringen Verbreitungssphäre der Kapitalsanlagen, teils aus der geringeren Höhe des beweglichen Kapitals (und der geringen Beweglichkeit selbst des Beweglichen) an sich ergab. Beide Formen — Lehnstreue und Stadtliebe — sind mit dem Patriotismus nur einseitig verwandt; diese enthält von ihm nur den rohesten Keim, jene gar nur ein rein äußeres Band.

Nationale Gegensätze, die zunächst einzigen Symptome nationaler Gefühle, waren dem Mittelalter fremd. Es ist bekannt, wie weite Teile Italiens sich nach dem deutschen Kaiser sehnten;

wie ein Dante Heinrich von Lützelnburg als Erlöser begrüßte; wie ein Petrarca Kaiser Karl IV. herbeirief und ihm die »Beruhigung Italiens« als »schönste und heiligste Aufgabe« vor Augen führte. Die großen nationalen Befreiungsschlachten des Mittelalters, die heute noch als nationale Taten gefeiert werden, die Schlacht bei Legnano 1176, in welcher die Lega Lombarda den Kaiser Rotbart schlug, und die Schlacht bei Bouvines, die Philipp August von Frankreich 1214 über seine flämischen, englischen, deutschen Feinde und seine eigenen Vasallen gewann, sind, im Lichte der Geschichte betrachtet, Ereignisse, von denen das eine rein dynastischen, das andere rein regionalen Charakter trug. Bei Bouvines fochten auf beiden Seiten Franzosen, bei Legnano auf beiden Seiten Italiener. Die Kämpfe, auch die zwischen zwei »Völkern«, stellten sich dar als Kämpfe um und für Lehen. Die meisten mittelalterlichen Kriege gehören dem feudalen Motivkreise an.

Der große Gegensatz im Mittelalter lag nicht zwischen den Nationen, die erst noch zum Bewußtsein erwachen mußten, sondern zwischen den Religionen. Hie Islam, hie Christenheit, war der Wahlspruch. In den Kreuzzügen haben sich jahrhundertelang in beiden Lagern die verschiedensten Völker solidarisch, einheitlich zusammengefunden. Was außer dem einigenden Band des Christentums dem Aufkommen nationalen Sonderbewußtseins vornehmlich hindernd im Wege stand, das war die innere Zerrissenheit, unter der alle Staatengebilde gleichmäßig litten. Die Mehrzahl der Vasallen der Fürsten bekämpften sich auf Grund des Fehderechtes gelegentlich untereinander. Da konnte von der Entstehung einer ethnischen Solidaritätsempfindung über ganz enge Sphären hinaus nicht die Rede sein. Es war deshalb ein großer Schritt in der Richtung auf die allmähliche Bildung eines Nationalbewußtseins hin geschehen, als es König Philipp dem Schönen von Frankreich gelang, den Rechtsgrundsatz zur Geltung zu bringen, daß die Vasallen der französischen Krone wenigstens während der auswärtigen Kriege des Fürsten — »durante guerra nostra« — sich jeglicher Fehde untereinander zu enthalten hätten.

Der einheitliche Staatsgedanke entstand zuerst in England, Frankreich und Spanien. Die Völker, die jene Staaten enthielten, wenn anch nicht zusammenhielten, waren verschiedenartig, getrennt durch Sitten und Gebräuche, durch Satzungen und Zölle.

Aber der Staat, wenn auch stets in Streit mit einzelnen Teilen des Ganzen, und fortwährend dem Abfall der Großen ausgesetzt, wirkte, wenn auch zunächst nur in beschränktem Maße, allein durch seine Existenz doch als einigendes Mittel. So kann man sagen, daß es, einen bestimmten Grad völkischer Homogenität vorausgesetzt, der Staat war, der die Nation schuf. Die Tatsache der staatlichen Einheit erzeugt die Nation. Daher entstanden die ersten Ansätze der modernen Vaterlandsliebe in Ländern, in denen sich eine staatliche Solidarität gebildet hatte.

Zu dieser Entwicklung leistete die Vulgärsprache ein mächtiges Kontribut. Das allmähliche Verschwinden des Lateinischen als der lingua d'uso der gebildeten Welt bedeutete die allmähliche Beseitigung einer die Klassen eines Volkes trennenden Barrière. Die Einführung der Vulgärsprache hatte dagegen hinsichtlich der Völker eine differenzierende Wirkung. Die Universitas Litterarum im weiteren Sinne, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gelehrtenwelt, zusammengehalten durch die Gemeinsamkeit der Sprache, ging in Trümmer. An seiner Stelle entstanden langsam aber unaufhaltsam die nationalen Literaturen. Im Mittelalter hatten die Vulgärsprachen nur einen Teil der Poesie, insbesondere die lyrische, und fast ausschließlich auch davon nur die erotische, beherrscht. Nun begannen sie auch die wissenschaftlichen Dissertationen zu gewinnen, wenn sich auch diese Entwicklung je nach den Disziplinen und den einzelnen Ländern, in sehr verschiedener Weise und Schnelligkeit vollzog; von den Wissenschaften blieben die Medizin und die katholische Theologie, von den Ländern Ungarn, das in ihm ein Bindeglied mit Europa erblicken mußte, dem Latein am längsten treu. Die Vulgärsprache aber half mächtig, daß sich die Völker auf ihre Eigenart zu besinnen anfingen. Die Literatur wurde nunmehr so recht das Ausdrucksmittel nationalen Stolzes und nationaler Bestrebungen. Sie ist es bis heute geblieben.

Auch der Humanismus trug zunächst einen die Kulturvölker Europas vereinigenden Zug. Er beruhte ja — künstlerisch wie philosophisch — auf der Wiedererweckung, der Renaissance, dem Rinascimento klassischer Formen und klassischen Geistes. Dieser Klassizismus aber war einheitlich, national unteilbar. Mehr noch als die katholische Kirche. Diese war eine Einrichtung der Gegenwart, und somit durch reale Menschen vertreten, die einer bestimmten Volkssphäre angehörten, mit

bestimmten Machtmitteln kämpften und allen Schwankungen und Erwägungen des realen Daseins ausgesetzt waren. Jener aber, der im Humanismus neuentstandene Klassizismus, gehörte längst vergangenen Zeiten an, einem Heiligenbild vergleichbar, zu dem alle pilgern können, weil es sich stets gleich bleibt, und keinen Haß, keine Zwietracht zu säen vermag. So war der Humanismus so recht die Synthese zweier großer verbindender Elemente: Christentum und Antike, deren Durchdringung und Versöhnung er anstrebte.

Nichtsdestoweniger fallen gerade in diese Zeit die ersten Aeußerungen nationaler Sondergefühle. Das erklärt sich aus mehreren Ursachen. Zunächst hatte die neue Beschäftigung mit dem Altertum etwas geistig Befreiendes, das dem Druck der unmittelbaren Tradition entgegenwirkte und die einigende Macht des Christentums und seiner für unabänderlich gehaltenen Lehren abschwächte. Jede Abschwächung dieser Art aber bedeutete eine erhöhte Möglichkeit, die Verschiedenheit der Nationen schärfer zu fassen. Ferner aber waren einige Völker bereits nicht nur zu Staaten geeint, sondern machten, gerade kraft des hierdurch gewonnenen Schwergewichts, gewaltige Versuche, die übrige Welt in ihren politischen Rahmen zu spannen. So geschah es, daß, wachgerufen durch das eigene Leid und die fremde Macht, sich im Schoße der unterdrückten Völker, soweit diese auf einer großen Vergangenheit fußten und sich deren wieder bewußt wurden (wozu der Humanismus wieder ein mächtiger Ansporn ward), das Gefühl der eigenen Eigenart und der heftige Wunsch nach ethnischer Selbständigkeit und staatlicher Einheit, regte.

In Italien entstand der revolutionäre Patriotismus. In Florenz trat Niccolò Machiavelli in seinem Principe (1535) gegen die Fremden auf, die Spanier, Deutschen, Franzosen, die Italien beherrschten und die er bisweilen mit dem Gesamtnamen barbari bezeichnete.

In Deutschland waren die ersten Lebenszeichen des Patriotismus auf das Engste mit der Reformation verknüpft. Deutschland war bis zum Dreißigjährigen Kriege von Fremdherrschaft insofern freigeblieben, als es keine Landstrecken gab, die sich in auswärtiger Gewalt befunden hätten. Wohl aber begann die katholische Kirche in manchen Köpfen als fremd, ihre natürlichen Einmengungen als unerträgliches Joch empfunden zu werden. Zunächst freilich nicht die Kirche an sich, sondern die höchsten Prälaten, die sie vertraten

und die zu großen Gelegenheiten, zur Schlichtung innerer Händel und feierlichen Inspektionen, die deutschen Lande heimsuchten. Diese obersten Kirchenspitzen waren Italiener. So kam in Deutschland der Fremdenhaß gegen Rom auf, aus dem Gefühl der Eigenart als Reaktion auf das Bewußtsein der Verschiedenheit gegenüber den italienischen Vertretern des Papstes. Ulrich von Hutten zuerst war es, der diesen Gegensatz als einen nationalen konstruierte.

Am Ausgang, sozusagen in letzter Stunde, des Mittelalters, stoßen wir noch auf eine große nationale Bewegung, vielleicht die geschlossenste und wichtigste nationale Bewegung auf dem Boden der Tatsachen überhaupt. Wir sprechen hier von der Erhebung der Tschechen gegen das Deutschtum. Die Geschichte kennt sie unter dem Namen der Hussiten-Kriege. Die Bezeichnung enthält die religiöse Verkleidung eines vorzugsweise nationalen Inhalts. Denn mit wenigen Ausnahmen kann man sagen: Hussit hieß Tscheche, und Tscheche Hussit. Indes die Erscheinung selbst, daß eine nationale Erhebung sich unter religiöser Formel offenbarte, beweist hinlänglich, daß wir uns in einer Uebergangsperiode befinden. In der Tat ist die Hussitenbewegung nicht nur die erste größere, sondern auch auf lange hin die letzte Tat des in Aktion getretenen Nationalbewußtseins. Die Nationen lagen im Sterben. Nur im theologischen Talar vermochten sie noch einmal aufzutreten. Dann war es aus mit ihnen. Was übrig blieb, war der theologische Talar.

Dem noch in zartestem Alter befindlichen Sonderbewußtsein der Völker entstand ein unerbittlicher Feind in der konfessionellen Spaltung, die durch die Reformation erzeugt wurde. Durch die Zwiespaltung der Christenheit in Katholiken und Protestanten wurde fast auf anderthalb Jahrhunderte das Gemütsleben der Völker auf Bahnen gelenkt, welche von denen, die zur Weiterbildung der vorhandenen patriotischen Keime führten, weitab lagen. Das konfessionelle Interesse erdrückte das nationale völlig. Hinter dem Gegensatz der Religionen verschwand der Gegensatz der Völker in der Versenkung. Das Solidaritätsgefühl wandte sich allüberall über die Grenzen hinweg dem Glaubensbruder zu. Der Volksgenosse war nichts, wenn er nicht zugleich Glaubensgenosse war. Wohl suchten die Fürsten diesem Zustand, dessen nicht nur das Volksleben, sondern auch das Staatswesen zersetzenden Einfluß sie begriffen, ein Ende zu machen,

indem sie gemeinsam bestimmten, daß ihre Untertanen kein Recht hätten, einem andern Glauben zu huldigen, der nicht ihr, der Fürsten, Glaube sei. Cuius Regio, eius Religio. Durch diesen Satz hatten sie wenigstens im eigenen Ländchen Ruhe. Aber für größere Verhältnisse, für das Reich, reichten diese auf Einzelstaaten kleinen Umfangs berechneten Bestimmungen nicht aus.

Um ihre Religion im Lande zu befestigen, begingen beide, Katholiken wie Protestanten, beständig Handlungen, die wir heute als Hochverrat bezeichnen würden, die aber damals durchaus dem natürlichen Empfinden entsprachen, da eben im Bewußtsein der Menschen des sechzehnten Jahrhunderts die Pflichten der konfessionellen Solidarität diejenigen der nationalen Solidarität bei weitem an Schwerkraft überwogen. So trug niemand Anstand, zur Verteidigung der eigenen Religion und Niederschmetterung des Bruders, wofern dieser sich einem anderen Glaubensbekenntnis verschrieben hatte, kurz zu Heilszwecken, den Feind ins Land zu rufen. So riefen in den französischen Bürgerkriegen zur Zeit der sog. falschen Valois die Ligisten die Spanier, die Hugenotten die Holländer und Engländer; zur Zeit der deutschen Religionskriege die deutschen Protestanten die Dänen und Schweden, und später sogar die katholischen Franzosen, während die deutschen Katholiken die Spanier und ihre italienischen Hilfstruppen heranholten. Wie stark das Band religiöser Gemeinsamkeit einerseits und wie groß das trennende Element konfessioneller Verschiedenartigkeit andererseits war, mag an dem Beispiel der katholischen Niederlande ersehen werden, von denen der Aufstand gegen Spanien seinerzeit ausgegangen war, die aber, sowie sich ihnen annehmbare Bedingungen in Aussicht stellten, auf die nationale Freiheit Verzicht leisteten und sich von den Holländern, mit denen sie durch Blut und Sprache auf das Engste verwandt waren, trennten, um mit den fremden, aber die gleiche Religion mit ihren bekennenden Spaniern im gleichen Staatsverbande zu verbleiben. Die Machtgruppierung in der ersten, größeren Hälfte des Dreißigjährigen Krieges war ganz losgelöst von vaterländischen Gesichtspunkten irgend welcher Art und völlig durch das konfessionelle Moment bestimmt.

Indes, der erste Staat, der sich aus der Hypnose der rein konfessionellen Betrachtungsweise der auswärtigen Politik befreite und sich ohne Rücksicht auf die eigenen Beine des reinstaatlichen Interesses stellte, hieß Frankreich. Es war Richelieu, der den

Bann brach, und das katholische Frankreich an der Seite der protestantischen Schweden und Norddeutschen gegen das katholische Oesterreich, Spanien und Bayern auf den Plan stellte, als ausdrückliche Schutzmacht des deutschen Patriotismus.

* * *

Der bedeutende Berufssoldat stellte seinen Degen in den Dienst des Meistbietenden. Tapferkeit war eine Ware wie jede andere. Sie war für hohen Preis jedem feil. Um sich von dem Umfang dieses Handels einen Begriff zu machen, genügt ein Blick auf die Feldherrenliste des Dreißigjährigen Krieges.

Im Dreißigjährigen Krieg erreichte das nationale Durcheinander der Soldateska das höchste Maß. Die österreichischen und bayrischen Truppen wurden von Schotten, Iren, Wallonen, Italienern geführt. Tilly und Boucquoi waren Belgier, Mercy französisch-Lothringer; Piccolomini und Savelli Italiener; Ferdinand III. verdankt seine Rettung, Wallenstein sein Verderben, lediglich dem Verhalten schottischer und irischer Soldoffiziere: Gordon, Butler, Leslie, Deveroux, Macdonald. Eine Ironie des Schicksals wollte es, daß 1634 bei Rheinfelden das kaiserliche Heer durch einen Franzosen (Mercy), das französische hingegen durch einen Deutschen (Herzog Bernhard von Weimar) befehligt wurde.

Auch im achtzehnten Jahrhundert waren just die bedeutendsten Heerführer keine Landsleute der Truppen, die sie befehligten, und keine Bürger des Staates, zu dessen Glorie sie fochten, so, um nur die größten zu nennen, Moritz von Sachsen in Frankreich und der Livländer Laudon in Oesterreich. Um das Nationalbewußtsein jener Fremden, denen manche Staaten, wie Oesterreich, durchaus ihre Existenz verdanken, muß es nach unseren Begriffen merkwürdig ausgesehen haben. Es liegt auf der Hand, daß sie weder einen Rassen-, noch einen Sprachen-, noch einen Staaten-Patriotismus empfinden konnten; höchstens war ihnen ein Adoptiv-Patriotismus zu eigen, den einzelne von ihnen aber — es sei hier nur an die Haudegen Melander und Schomberg erinnert, die hintereinander nicht weniger als sechs Staaten dienten, — auch noch über Gebühr häufig wechselten. Es wäre eine äußerst anziehende Aufgabe für den Vaterlandsforscher, den eventuellen Bekenntnissen und Erklärungen dieser Männer in bezug auf die Vaterlandsliebe in ihren Schriften, Erlassen,

Prozessen etc. nachzuspüren. Soweit wir sehen können, freilich eine schwere Aufgabe. Wir selbst wenigstens sind auf unseren vielfachen Streifzügen auf diesem Gebiet leider keinerlei Wild begegnet.

Die erste Regung des erwachenden Vaterlandsgefühls machte sich indes gegen die Ausländer geltend, welchen es gelungen war, in hohe Aemter und Würden zu gelangen. So in Frankreich gegen die Italiener, welche im Gefolge der beiden Mediceerinnen gekommen, und die, welche später zu den Zeiten der Fronde eingewandert waren: hier sind die Namen Concini und Mazarin nur als Stichwörter zu nennen; in Spanien in den ersten Zeiten der Bourbonenherrschaft gegen die Italiener und Franzosen: die Principessa Orsini, eine geborene Französin (Anne Marie de La Trémouille), Alberini; und in Rußland, England und Dänemark gegen die Deutschen: Struensee. Jede dieser von Fremdenhaß getragenen Bewegungen hat ganze Literaturen, die Bibliotheken füllen und heute noch sachgemäßer Bearbeitung zur Beleuchtung unserer Frage harren, zurückgelassen.

Die Spezies Patriotismus, die als Reaktion gegen die Gunst, in der fremde Eindringlinge bei den einheimischen Fürsten standen, einsetzte, war in erster Linie Konkurrenzneid; sie ist mutatis mutandis in ihren Beweggründen etwa den Agitationen zu vergleichen, wie sie in jüngster Zeit seitens deutscher und auch französischer, italienischer, schweizerischer usw. Studenten gegen ihre russischen Kommilitonen unternommen wurden. Den Italophoben in Frankreich war die Denkweise gemeinsam, welche der französische Lustspieldichter Pierre Ronsard (1525—1585) in die gegen die Italiener gerichteten Worte kleidete: Ces gens-là prennent tous les gros morceaux. Il faut les renvoyer. Diese Art von Fremdenhaß ging in der Regel nur von kleinen Interessentengruppen aus. Die Intriguen der einheimischen Großen gegen die fremden Bewerber mochten jedoch manchmal Formen annehmen, welche die Existenz des Herrscherhauses selbst in Gefahr setzte, Revolutionen, wie die der französischen Noblesse gegen Mazarin in den sog. Fronde-Kriegen (1651—1659); und die des dänischen Adels gegen Struensee (1772). Weise Könige wie Ludwig XIV. vermieden es daher sorgfältig, Ausländer in größerer Zahl oder an besonders einflußreichen Stellen an ihrem Hofe zu dulden. Ludwig XIV. gab sogar seinem Enkel Philippe d'Anjou, als dieser den spanischen Thron zu besteigen im Begriffe stand, den guten

Rat mit auf den Weg, die hohen Stellen der Bureaukratie, Vizekönigtümer und Gouvernements, nur an Einheimische zu vergeben und auch die französischen Diener, die er mitführe, niemals gegen etwaige Angriffe der Spanier in Schutz zu nehmen, sondern vorkommendenfalls stets zu entlassen. Hinter dieser anscheinend unfranzösischen Art lag tiefe Staatskunst verborgen. Sie deutete die einzige Möglichkeit an, den französischen Prinzen auf dem spanischen Thron zu festigen.

* * *

In Frankreich begann nach Beendigung der Religionsfehden der Vaterlandsbegriff einem Kriterium zu folgen, das heute noch in vielen Ländern zur Formierung des Begriffes allein den Ausschlag gibt: die Sprache. Als Heinrich IV. im Jahre 1601 die Abgesandten der dem Reiche soeben neuerworbenen Landschaften La Bresse und Pays des Gers empfing, sagte er ihnen: Il était raisonnable que puisque vous parlez naturellement français, vous fussiez sujets à un Roy de France. Je veux bien que la langue espagnole demeure à l'Espagnol, et l'allemande à l'Allemand, mais toute la françoise doibt estre à moy. Das war die klippe und klare Beanspruchung des gesamten französischen Sprachgebietes für die französische Monarchie, zugleich freilich ein durchaus verständiger Vorschlag zu internationaler dauernder Verständigung vermittelst Aufteilung der Länder auf Grund des linguistischen Vaterlandskriteriums.

Zu keiner Zeit wurde in Frankreich vom Vaterlande und der Nation so wenig gesprochen, als im glorreichen Zeitalter Ludwigs XIV. Die philosophischen Schriftsteller des Zeitalters, die über alle Verhältnisse des Menschenlebens und des Gruppenlebens etwas zu sagen wußten, versuchten sich nicht an der Erklärung des Vaterlandsbegriffes; sie streiften nicht einmal das Vorhandensein eines Vaterlandsgefühls. Weder bei La Bruyère noch bei La Rochefoucauld finden wir die geringste Andeutung vom Vaterlande. Dieser Umstand darf freilich nicht als Beweis für einen Zustand der Vaterlandslosigkeit gedeutet werden. Man sprach nicht vom Vaterland, aber man begann für es zu handeln. Keine Epoche hat für Frankreich so viel bedeutet und das Franzosentum so eng aneinandergeschmiedet, als das Siècle de Louis XIV. Es schuf einen französischen Nationalstolz, und sogar, zum erstenmal in der Geschichte, eine nationale Opferfreude:

1709, als, während der Drangsal und wirtschaftlichen Folgen des spanischen Erbfolgekrieges König und Adel ihr Silbergeschirr in die Münze sandten und alle Klassen des Volkes sich beim Speisen Entbehrungen auferlegten, um die geleerten Staatskassen wieder zu füllen.

Der Erinnerungsschatz des goldenen Zeitalters legte die Grundlage zu einem Fonds von Gemeinsamkeitsempfinden, der sich bis auf die späteren Generationen fortgeerbt hat. Freilich reduziert sich der Vaterlandsbegriff im Zeitalter Ludwigs XIV. für das Volk auf die Pflicht der Liebe zum dynastischen Staat oder schlechtweg zur Dynastie. Die Royauté machte die Nation mannbar. Aber die Nation erblickte ihren Mittelpunkt im Roy. Die eine war ohne die andere nicht denkbar. Daher nimmt in jenem Zeitalter alles seinen Ausgangspunkt vom Begriff des Königtums. Statt von Mitbürgern sprach man von »Untertanen unseres Königs«. Als der Marschall Villars, der wegen der hohen Kontributionen, die er im Feindesland aufzuerlegen pflegte, berühmt war, einst gefragt wurde, warum er sich nicht an den Spekulationen des schottischen Finanzgenies John Law, die das französische Volk zu ruinieren im Begriff standen, beteiligte, antwortete er, gewiß sei er ein Freund des Geldgewinns, aber er liebe doch nur l'argent des Ennemis du Roy et non pas celui de ses Sujets. Die natürlichen Gemeinschaftsbeziehungen zu den übrigen Mitgliedern der Nation wurden nur auf dem Umweg über die gemeinsamen Beziehungen zum Staatsoberhaupt gefaßt.

Diese Entwicklung blieb freilich nicht ohne Unterbrechung, ja nicht ohne Rückfälle in die konfessionelle Krankheit. Nach der Widerrufung des Ediktes von Nantes, auf Grund dessen 400 000 Franzosen ihre Heimat verließen, strömten die kalvinistischen französischen Flüchtlinge, die Réfugiés, in Scharen in die Armeen der Gegner Ludwigs XIV., ihres Königs, um an der Seite ihrer Glaubensgenossen, ja, selbst an der Seite von fremden Katholiken gegen ihre katholischen Landsleute zu kämpfen.

In Deutschland entstand um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine neue Art Patriotismus in Preußen. Es war das ein ausgesprochenes staatliches Zusammengehörigkeitsbewußtsein ohne jede ethnische Basis. Das Preußentum ist, trotz einiger vereinzelter Versuche es als solche darzustellen, keine Rasseneinheit. Eher schon haben religiöse Ueberzeugungen zu seiner Entstehung beigetragen. Bismarck sagt: Die Frage der Nationalität stand

damals mehr im Hintergrund. Der preußische Staat eignete sich neue polnische Untertanen mit gleicher, wenn nicht mit größerer Bereitwilligkeit wie preußische an, wenn es nur Untertanen waren. An Friedrich II. war ganz gewiß nichts deutsch. Nicht die Gesinnung; nicht die literarische Betätigung, denn als Schriftsteller rangiert er zweifellos unter die Franzosen; nicht die Liebhabereien, — seine Freunde, sein Umgang, waren fast ausschließlich Franzosen und Italiener. Aber, was in Mittel- und Norddeutschland auch außerhalb Preußens von deutschen Gefühlen noch vorhanden war, jauchzte ihm zu, weil er seit Jahrhunderten der einzige Deutsche war, der methodisch zu siegen und sich auch im Ausland einen geachteten Namen zu machen verstand. Dabei machte es wenig aus, daß Friedrich seine vorzüglichsten Siege über eine Macht errang, die auch noch überwiegend deutsch war, Oesterreich, und daß selbst das Deutsche Reich in seiner Gesamtheit ihm den Krieg erklärt und seine Truppen gegen ihn ausgesandt hatte. Auf solche Subtilitäten ließ sich der noch unausgebildete elementare Gefühlssinn der damaligen deutschen Barden noch nicht ein. Das mächtigste Ergebnis der friderizianischen Triumphe auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges war also die Entstehung des Patriotismus in Preußen.

* * *

Schon zu Lebzeiten Ludwigs XIV. selbst, ja, an seinem eigenen Hofe, entwickelten sich inzwischen die Keime einer von allen bisher skizzierten grundverschiedenen Vaterlandsidee. Der gelehrte Bischof von Cambrai, Fénélon, der Lehrer des Thronfolgers, begann mit großem Nachdruck zwischen zwei Begriffen zu unterscheiden: Le roi und la patrie. In seinem rekonstruierten Dialog zwischen dem sterbenden Ritter Bayard und dem Oberbefehlshaber der spanisch-deutschen Armee in Italien, dem Franzosen Connétable de Bourbon, legt er dem Ritter, der den Abfall des Franzosen von der französischen Sache heftig tadelt, dessen Vorwürfe der Connétable aber mit dem Bemerken zurückzuweisen versucht hatte, der König habe ihn beleidigt und es stehe ihm deshalb ein Recht auf Rache zu, die Worte in den Mund: Si le Roi ne méritait pas des égards, la France entière les méritait. Das war eine scharfe Absage auf das Recht auf Vaterlandslosigkeit, wie es von den Granden beansprucht wurde, und

ein klares Durchbrechen der gewöhnlichen Gleichsetzung von Fürst und Volk.

In England erhielt der nationale Patriotismus gleich bei seinem Entstehen einen konstitutionellen Beigeschmack. Schon der Engländer des siebzehnten Jahrhunderts war stolz auf sein Vaterland und seine Freiheit, oder auf sein Vaterland, weil es frei war, d. h. seinen Bürgern Freiheit ließ. Parlamentarischer Konstitutionalismus leuchtet uns aus den Manifestationen des englischen Nationalbewußtseins der ersten Jahrhunderte nach der Renaissance-Periode entgegen.

Dieser schon mehr nach innen gerichtete Zug der englischen Vaterlandsliebe tritt auch bei einem der bedeutendsten britischen Staatsmänner hervor, der in einer ziemlich dickleibigen Auseinandersetzung nicht nur den Begriff untersuchte, sondern bereits selbst den Namen Patriotismus anwendete. Im Jahre 1735 schrieb Lord John Bolingbroke seine »Letters on the Spirit of Patriotism«. In ihnen definierte er zunächst die Pflichten eines »patriot King«, ein ganz neuer Terminus, der zwei bisher völlig getrennte Begriffe kühn miteinander verschmolz. Bolingbroke wirft die Frage auf, was ist ein wirklich patriotischer König? und er antwortet: Ein Sterblicher, welcher nach der Ehre strebt, sein ganzes Leben lang dem Schutze des Guten zu dienen. Der König soll die Geißel alles Schlechten und der Guardian of the public liberties sein. Noch typischer sind die Worte, die Bolingbroke über die patriotischen Pflichten der politischen Parteien sagt: die Tories haben die Pflicht, das Bestehende zu verteidigen, die Whigs, es anzugreifen. Es gibt also eine patriotische Pflicht der Opposition. Hier haben wir, unseres Wissens zum erstenmal in der Geschichte des Vaterlandsbegriffes, die klare Einsicht in seine soziale und politische Bedingtheit. Gewiß, das Vaterland ist ein und dasselbe: old England. Aber ihm zu dienen, sind mehrere Möglichkeiten vorhanden, über deren Auswahl Temperament und Ueberzeugung entscheiden. Mehr noch: Vaterlandsliebe schließt selbst solche Mittel und Wege keineswegs aus, die einander ausschließen. Die logische Schlußfolgerung der Bolingbrokeschen Ansätze geht unabweisbar dahin, daß die einzige Basis des Patriotismus als Bewegung in dem reinen und guten Willen der Bürger besteht. Patriotisch ist, wer das Wohl des Vaterlandes will, gewiß ein verständlicher Satz, zu dem sich durchzuringen weder das Zeitalter der Reformation noch das des Absolutismus

ihrer Natur nach fähig waren, und der nur auf dem Boden der friedlichen Debatten einer angesehenen Parlamentsregierung erwachsen konnte.

Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts begann hiermit die staatlich fixierte und dogmatisch gerichtete Vaterlandsliebe eine gewaltige innerpolitische Metamorphose durchzumachen. Sie nahm ihren Ausgangspunkt von geschichtsphilosophischen Erwägungen und steigerte sich im Laufe der Verfassungskämpfe bis zum gänzlichen Bruch innerhalb der Völker, von denen jedes, wie einst zur Zeit der religiösen Wirren, in zwei Teile gespalten erscheint.

Ihr erster Akt freilich war, theoretisch betrachtet, zentrifugal, vaterlandsbildend. Die französische Revolution beseitigte die äußeren Standesunterschiede. Sie schaffte dadurch ein juristisch und politisch gleiches Volk: ein Vaterland, das allen seinen Söhnen die gleichen Rechte zuerkennt und deshalb auch von allen Söhnen die gleiche Liebe beanspruchen darf. Es ist unübersehbar, wie viel Anregung der moderne Vaterlandsgedanke aus diesem neuen Grundsatz geschöpft hat. Die französische Revolution besiegelt das Wesen der französischen Nation. Politisch, indem sie den Begriff sujet durch den Begriff citoyen ersetzte. Verwaltungspolitisch, indem sie die alten Provinzen mit ihren Sonderrechten abschaffte und an ihre Stelle die Départements mit einer zentralen Regierung in Paris setzte. Wirtschaftspolitisch, durch die Niederreißung der Zollgrenzen und Privilegien und die Schaffung eines großen einheitlichen Zollgebietes, welche das ökonomische Gemeinschaftsbewußtsein dem Auslande gegenüber hob.

Das vorrevolutionäre Frankreich trug in den Begriff der Nation und folglich des Patriotismus, immer noch den ursprünglich lokalen Zug, den wir als ein Charakteristikum des mittelalterlichen Munizipalpatriotismus kennen gelernt haben, hinein. So weist selbst Voltaire noch darauf hin, wie sehr der Patriotismus an Kraft hinter dem Lokal- oder doch Provinzialpatriotismus zurückstehe. Er sagt: Plus cette patrie devient grande, moins on l'aime, car l'amour partagé s'affaiblit. Il est impossible d'aimer tendrement une famille trop nombreuse qu'on connaît à peine. Dieser Definition liegt gewiß scharfe psychologische Beobachtung zugrunde. Auch heute noch ist der Patriotismus der Montenegriner sicher einheitlicher und intensiver

als der des Durchschnittsrussen. Aber im Munde eines einer großen Nation angehörigen Mannes setzt die These doch ein noch nicht völlig gefestigtes Staatswesen voraus. Vor 1789 hatte man noch von einer Nation bretonne, auvergnate, dauphinoise gesprochen. Nach 1789 gab es schlechterdings nur noch eine nation française. Die Devise der Konstitutionellen lautete: La Nation, la Loi, le Roi. Frankreich wurde une et indivisible. Die Antike lebte wieder auf und mit ihr der Sinn für die antike Staatsgröße und Heimatsliebe. Das Wort Patriot wurde zum Lieblingswort aller Publizisten, Dichter und Denker Frankreichs.

Indes das Wort Patriot wurde bald synonym mit freiheitlich gesinnt. Nation war die Gesamtheit der Freiheitlichgesinnten, patrie das Land das sie bewohnten. 1766 beklagte sich Ludwig XV. darüber, daß man »die Nation« vom Monarchen trennen wolle. Zumal in den Schriften der Enzyklopädisten wird von dem Wort patriote der ausgiebigste Gebrauch gemacht, so beim Abbé de Saint Pierre, bei d'Argenson. Stets hat es den Sinn: Freund der Reform. Turgot und Necker waren »des ministres patriotes«. Die Anwendung des Wortes in diesem Sinne war durchaus gang und gäbe. Die Anhänger des Bestehenden vor der großen französischen Revolution hüteten sich, sich als patriotes zu bezeichnen. Dagegen nannten sich ihre Gegner nicht nur selbst so, sondern wurden auch von ihnen so genannt. C'est un patriote forcené ist ein Ausdruck, der in den Schriften und Reden der ersten beiden Stände häufig vorkommt, wenn von einem Mirabeau und ähnlichen Freunden der Konstitution die Rede ist. Wort und Sinn schlug auch in den Nachbarländern Frankreichs Wurzeln. Als 1787 in Holland die republikanische Partei gegen den Stadhouder zu den Waffen griff, schrieb sie auf ihre Fahnen den Satz: Pro Patria et Libertate. Ihre Parteigänger selbst nannten sich de Patrioten. Noch heute verzeichnet die holländische Geschichte jene Bewegung als Patrioten-Revolutie. Dem Kaiser Alexander I. von Rußland brauchte ein Offizier nur als Patriote bezeichnet zu werden, um ihn in Ungnade fallen und nach dem Kaukasus versenden zu lassen. Guizot lobt einmal in der Restaurationszeit einen politischen Gegner, indem er ihn »un homme du côté gauche de la France, un patriote« nennt. Radikal und vaterlandsliebend wurden zwei Ausdrücke für den gleichen Gedanken.

In der zweiten Periode der Revolutionszeit wurde der Pa-

triot zum Beherrscher der politischen Situation und somit zum Anhänger des nunmehr Bestehenden. Im Gipfelpunkt der Revolutionsepoche, in der Zeit des Schreckens, mußte demzufolge das Wort Patriot auch eine schreckliche Bedeutung erlangen. In der Tat sang das Volk von Paris während der Hinrichtungen auf dem Place de la Révolution die grausamen Verse:

»Pour un patriote, ô gué,
C'est un jour de fête!
Le Peuple était fatigué
De courber la tête;
Il vient de la relever,
Les Aristos vont sauter!
Pour un patriote, ô gué,
C'est un jour de fête!

Pour un patriote, ô gué,
C'est un jour de fête!
Samson n'est pas fatigué
De couper les têtes.
Près de lui, chaque matin,
Nous buvons à Guillotin!
Pour un patriote, ô gué,
C'est un jour de fête!«

Wer die Verfassung brechen wollte, oder auch nur in den Verdacht solcher Absicht kam, galt als Feind des Vaterlandes und als solcher reif für das Henkerbeil. Darum war es für den »Patrioten« eben eine Freude, solche Köpfe fallen zu sehen.

Die Vaterlandsliebe der französischen Republikaner hatte freilich neben der innerpolitischen auch noch eine materialistische Basis. Die Bauern, die in hellen Haufen zur Armee liefen und sich mit Berserkerwut schlugen, kämpften in des Wortes ureigenster Bedeutung pro domo. Sie waren mit dem Vaterland in seiner neuen Gestalt innerlich wie äußerlich verkettet. Die Nationalversammlung hatte die Güter der Kirche und der Emigranten konfisziert und verkauft. Die Bauern hatten in reichstem Maße von dem Verkauf, der zum Teil zu Spottpreisen vor sich gegangen, Vorteil gezogen. So verdankten Hunderttausende ihren neuen Reichtum der Revolution. Der Sieg der Alliierten und ihrer legitimistischen Freunde aber hätte den ge-

schehenen Kauf ungültig gemacht und das alte Besitztum den ursprünglichen Eigentümern, der Geistlichkeit und dem Adel, zurückerstattet. Der Sieg des »Vaterlandes« bedeutete für die Bauern also die Erhaltung des Erworbenen, seine Niederlage den wirtschaftlichen Ruin. Kein Wunder, daß der Patriotismus der Bauern ohne gleichen war. Allons, enfants de la Patrie!

Die französische Revolution bedeutet aber außer dem Geburtsakt des modernen französischen Vaterlandsgedanken gleichzeitig auch eine Erweiterung dieses Gedankens, der allmählich sein nationales Zentrum verliert und von seinem Ziel abgebracht, auf neue Ziele gelenkt und auf diese Weise entnationalisiert wird. Da der Kern des Patriotismus nicht ethnisch oder linguistisch, sondern verfassungsrechtlich gefaßt und zu einer Weltanschauungssache wurde, verlor er allmählich jede nationale Begrenzung. Als Mitbürger wurde der gleichdenkende Mensch, nicht der gleichsprechende oder im gleichen Staatsverbande lebende Mensch, empfunden. Daher die Erscheinung, daß der Konvent an eine ganze Reihe hervorragender, demokratisch gesinnter oder doch als solche geltender Ausländer — Priestley, Payne, Bentham, Wilberforce, Washington, Hamilton, Klopstock, Schiller, Kosciusko, Gorani — das französische Ehrenbürgerrecht verlieh (26. Aug. 1792). Wie einst die Religion das einzig bindende Band war, so lief der Vaterlandsgedanke nunmehr Gefahr zu einer Sache der politischen Gesinnung zu werden. In Frankreich und anderwärts feierten Patrioten aller Zungen Verbrüderungsfeste, weil sie sich als solche Eins fühlten. Lange Zeit haben Ausländer französische Revolution gemacht: Holbach, Grimm, Anacharsis Kloots, Buonaroti, Adamantios Korais, bis der autochthone Nationalismus, aufgepeitscht durch den Nationalkrieg gegen die Verbündeten, sein Haupt wieder erhob und sie vernichtete oder verscheuchte.

Es war unausbleiblich, daß ein so parteipolitisch aufgefaßter Patriotismus bei anderen Schichten des gleichen Volkes auf starken Widerspruch stieß. Von dem Patriotismus der »Patrioten« war der der Emigranten geschieden wie Tag und Nacht.

Für sie waren die Mitbürger, die das königliche Haus der Guillotine überantwortet, alle Staatsgesetze und Ueberlieferungen gewaltsam umgestürzt hatten, die Feinde, die Russen und Preußen dagegen, welche ihnen die alten vaterländischen Zustände, sei es auch mit Waffengewalt, in ihrer ursprünglichen

monarchischen Reinheit wiederherstellen halfen, die Freunde des Vaterlandes. Daß sie dadurch, daß sie jahrzehntelang an allen Höfen alle fremden Herrscher systematisch zu einem Einbruch in ihr Land hetzten und endlich selbst als Berater, Wegweiser und Mitkämpfer an der Spitze der Fremden in Frankreich einmarschierten, das Werk von Vaterlandsverrätern, wie es typischer nicht gedacht werden kann, taten, davon hatten sie keine Vorstellung. Ihr Vaterlandsverrat geschah durchaus bona fide. Ihre Konzeption des Vaterlandes war ebenso innerpolitisch gerichtet als die ihrer Gegner. Das Frankreich der Trikolore erschien ihnen nicht mehr als ihr Vaterland. Sein Bild war für sie mit gewissen staatsrechtlichen Einrichtungen eng verknüpft, bei deren Fehlen verblaßte es. Genau wie bei den Sansculotten trat auch bei den Emigranten das Band des Blutes und der Sprache hinter dem der politischen Ueberzeugung völlig in den Hintergrund. Die Verklüftung des französischen Patriotismus, auch heute noch nicht völlig gehoben, dauerte in fast unverminderter Gradstärke noch bis tief in die Restaurationsepoche hinein.

* * *

Wir müssen hier eine Parenthese einfügen: das Intermezzo des Napoleonismus, der den Patriotismus wiederum auf ganz andere Bahnen lenkte.

Das festländische West- und Mitteleuropa zur Zeit Napoleons trug einen ganz besonderen Charakter. In der napoleonischen Armee, vielfach in den gleichen Regimentern, dienten mit der gleichen Dienstfreudigkeit und Begeisterungsfähigkeit französische, italienische, deutsche, polnische, holländische, selbst etliche spanische und ungarische Offiziere. Diese Offiziere gehörten den besten Familien ihrer Länder an und hatten zum Teil vorher in den Armeen ihrer angestammten Fürsten gedient. Es schien, als ob der Patriotismus der Einzelnationen ausgelöscht sei und einem nationalen Indifferentismus Platz gemacht habe. In Wirklichkeit ist die Begeisterung für das napoleonische Imperium auf folgende Motive zurückzuführen.

1. Die Glorie, welche die Fahne des Korsen allen denen bot, welche sich unter sie stellten. Die Glorie, d. h. der mächtigste, internationalste Anreiz für alle Romantiker, alle Erfolgsanbeter, alle Abenteurer, welcher Nation sie angehören mögen. Außerdem wirkten zur Entstehung des seiner Natur nach internatio-

nalen Kult des Ruhmes an sich atavistische Gefühle von der Landsknechtszeit her mit.

2. Das Interesse. Die schnelle Karriere, welche die napoleonische Kriegslust und Kriegserfahrung dem Berufssoldaten in Aussicht stellte. Zudem umfaßte diese Karrieremöglichkeit weiteste Kreise, da jeder den Marschallstab im Tornister trug und tatsächlich die Armee in großem Maßstab als Maschinerie zur Klassenerhöhung funktionierte. Die Zahl der aus einfachen, ja einfachsten Kreisen hervorgegangenen höheren Offiziere war in der Tat sehr groß. Durch dieses Mittel wurde in der Armee ein Grad von Hoffnungsfreudigkeit und von Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt, der allen früheren Armeen fremd geblieben war.

3. Die soziale Befreier-Rolle Napoleons, der wenigstens zunächst sehr starke demokratische Zug, der ein mächtiges Band um alle Demokraten schlang, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer völkischen Zugehörigkeit. So waren von vornherein überall alle »Patrioten« napoleonisch gesinnt.

Auf diese Weise entstand, wie auf den Trümmern der alten Vaterländer ein neues Vaterland, l'Empire Napoléonien, entstanden war, allmählich auch im Bewußtsein der diesem angegliederten Völker auf den Trümmern der alten patriotischen Ansätze ein neuer Patriotismus, der patriotisme de la patrie napoléonienne. Napoleon selbst leistete dieser neuen Mentalität in gewandtester Weise Vorschub, indem er die Restbestände vornapoleonischer Gedankenwelt schonend in sein System einzugliedern unternahm. Er war Empereur des Français, aber zugleich auch Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin und versprach den Polen ein neues Königreich Polen. In den Franzosen selbst aber entstand ein erweiterter, auf überwiegend napoleonischer Basis fußender Patriotismus. Es ist interessant zu beobachten, wie in der zeitgenössischen Literatur Frankreichs der Ausdruck La France immer mehr hinter dem Ausdruck l'Empire zurücktrat. Selbst das Lieblingslied der französischen Soldaten hub mit den Worten an: »Veillons au salut de l'Empire!« und schloß mit den Worten:

»Jurons union éternelle
Avec tous les peuples divers!
On ne voit plus qu'une patrie,
Quand on a l'âme d'un français!«

So kam in der kurzen Zeitspanne der napoleonischen Herrschaft so etwas wie ein kontinentaler Gedanke auf, eine Art von europäischem Patriotismus mit Ausschluß Englands und Rußlands. Alles fügte sich ihm und die patriotische Gesinnungswelt der Gebildeten von etwa 1804 bis etwa 1814 wurde wirklich ziemlich homogen.

Es kann unter sotanen Verhältnissen nicht wundernehmen, daß sehr national gesinnte Franzosen über diesen napoleonischen Patriotismus, der ihnen mit dem altfranzösischen Patriotismus unverträglich zu sein schien, murrten. Häufig wurde dem Kaiser seine italienische Abkunft sowie seine zu gute Behandlung der Deutschen vorgeworfen. Taine meinte, Napoleon, der Rassenitaliener, habe sich lange Zeit als Italiener und nicht als Franzose gefühlt, und Alfred Rambaud sagte: Notre grief à nous Français, contre Napoléon, c'est qu'il mettait Allemands et Français au même niveau, comme si nous n'eussions pas été le peuple de la Révolution.

Indes verharrten einige Länder in teils offenem teils geheimem Widerstand gegen das Empire. Aber die Analyse der Motivreihen, welche sie zu diesem Verhalten bewogen, zeigt, daß es vornehmlich keineswegs patriotische Gefühle, so wie wir sie heute in den Völkern voraussetzen, waren, welche sie zum Kampf gegen den napoleonischen Staat bestimmten.

1. Spanien. Hier war die Ablehnung Napoleons bekanntlich am stärksten.

Es ist unleugbar, daß sie getragen wurde von urwüchsigem Fremdenhaß und dem Bedürfnis nach völkischer Selbständigkeit, also Elementen des Patriotismus. Indes überwog in ihr kausal doch der Charakter des Innerpolitischen über den des Außerpolitischen. Sicherlich, die Mehrzahl der den gebildeten Ständen in den Städten angehörenden Männer war dem Königtum Joseph Bonapartes nicht abgeneigt. Los afrancesados, los josefinos. Die Masse des spanischen Volkes hingegen, insbesondere die Bauern, die Landedelleute und die Geistlichkeit, blieben fanatische Gegner der französischen Fremdherrschaft, weil sie in ihr die Todfeindin der Religion erblickten, die Kirchenschänderin und Sanskulottin, und weil sie nicht imstande waren, die wohltätigen Wirkungen der in Frankreich vollzogenen Staatsumwälzung, die nunmehr auch ihnen zugute kommen sollte, zu würdigen.

2. Preußen. Was in Preußen zum Kampf gegen den Napoleonismus drängte, war nur zum geringsten Teil deutscher Patriotis-

mus. Die Mittel-, West- und Süddeutschen hatten die französische Herrschaft teils mit offenen Armen empfangen — Mainz, Köln —, teils sich schnell mit ihr ausgesöhnt. Am Rhein war man gut französisch gesinnt, mindestens aber gut napoleonisch. Die besten Männer ergaben sich unter napoleonischer Obhut einem engstädtischen, an mittelalterliche Verhältnisse erinnernden Patriotismus. In Köln traten hohe Beamte »aus Vaterlandsliebe« in französische Dienste über. Die neugegründete Handelskammer der Stadt, auf deren Antrieb in Köln ein Standbild des geliebten Kaisers erstehen sollte, trat gleichzeitig für eine Einverleibung des sonst innigst gehaßten Holland und gegen eine Einverleibung des nahe stammverwandten Herzogtums Berg ein, beides zum kommerziellen Wohl des engeren Vaterlandes (behufs Abschaffung lästiger Zölle im ersteren, Beibehaltung günstiger Zölle im letzteren Falle).

Die Begeisterung, welche das preußische Volk 1813 zu den Bahnen trieb, war eine ganz überwiegend preußische. Um den preußischen Patriotismus zu verstehen, muß man sich die glorreiche Geschichte des preußischen Staates im knapp verflossenen achtzehnten Jahrhundert vor Augen halten, die dem französischen an militärischem Ruhm nichts nachgab, ja, in den nun Europa beherrschenden Franzosen die Besiegten von Roßbach wiedererkennen ließ. Da stand Staat gegen Staat, Tradition gegen Tradition, Glorie gegen Glorie. Was sich also in Preußen gegen Napoleon aufbäumte, das war ausgesprochenster Staatspatriotismus. Auch später blieb der Patriotismus Preußens überwiegend staatlich, traditionell gebunden. Im preußischen Nationallied von 1830, der preußischen Marseillaise (gedichtet von einem Halberstädter Gymnasialdirektor), heißt es: »Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?« Farben aber sind ein staatliches Symbol. Es ist bezeichnend, daß dieses das einzige gemeinsame Band war, auf das sich der preußische Patriot berufen konnte. Ein preußisches Volk im ethnischen Sinne konnte es bei der Zerstreutheit und Zerrissenheit der preußischen Besitzteile, die mit Unterbrechungen von Memel bis Kleve reichten, und durch Konfession, Rasse, Temperament, Gewohnheiten und Lebensweise vielfach gespalten waren, füglich nicht geben. In dem Manifest, in welchem Friedrich Wilhelm III. die Preußen 1813 gegen Napoleon zu den Waffen rief, nennt er sogar die Stämme, aus denen sich der damalige preußische Staat zusammensetzte, bei ihren

alten Namen: Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer.

3. Die Tiroler. Der Tiroler Aufstand 1809 ist ein typisches Beispiel eines auf die Spitze getriebenen Lokalpatriotismus. Als die Tiroler Bauern sich mit ihrem Löwenmut den französisch-bayrischen Truppen widersetzten, handelte es sich darum, ihr Land mit dem Königreich Bayern zu vereinen. Wenn je, so konnte die Herrschaft Bayerns den Tirolern keine Fremdherrschaft bedeuten. Mit den angrenzenden Bayern waren die Tiroler durch Stammesgleichheit, Gleichheit der Mundart und konfessionelle Gemeinschaft auf das allerengste verbunden, ungleich näher noch als den Niederösterreichern oder gar den Böhmen, mit denen sie durchaus im gleichen Staatsverbande bleiben wollten.

* * *

Nach der doppelten Zerstörung des Empire entdeckten die Völker, auch die, welche bis Leipzig dem Imperator treu geblieben waren, auf den alten Bahnen, die sie verlassen hatten, ihre alten Patriotismen wieder. Als theoretische Ausbeute der napoleonischen kontinentalen Solidarität blieb nichts als ein Manifest des großen Grafen Saint-Simon übrig, geschrieben 1814 in Genf gelegentlich der Eröffnung der Friedensverhandlungen in Wien, in welchem der werdende Sozialist den Vorschlag der Gründung eines England und Frankreich gemeinsamen Parlaments machte, dem später auch die übrigen Staaten beitreten sollten, mit dem Endziel de créer une volonté de corps européenne, un patriotisme européen.

Das Nationalitätenprinzip ist eine Erweiterung des Prinzips der Menschenrechte, mit dem es historisch wie logisch in Verbindung steht, ja dessen notwendige Fortführung es darstellt. Der Unterschied zwischen beiden Prinzipien beschränkt sich darauf, daß, während die Menschenrechte auf die Persönlichkeit bezogen sind und nur deren abstrakte Rechtssphäre fixieren, das Nationalitätenprinzip ethnische Kollektivitäten ins Auge faßt, um deren Rechte festzulegen. Das Nationalitätenprinzip gibt jeder Nation, ja jedem Volksteil unumschränktes Recht auf Selbstbestimmung. Insofern steht es auch in einem nahen Verhältnis zur Kantschen Sittenlehre. Wie der kategorische Imperativ, so impliziert auch das Nationalitätenprinzip den Verzicht auf die Benutzung des Nebenmenschen zu eigenen, ihm fremden Zwecken.

Es führt zu völliger Harmonie und zum vollendeten Equilibrium unter den Nationen und, da es alle Möglichkeiten weiterer Reibungen oder gar Konflikte ausschließt, notwendigerweise zum ewigen Frieden. Seine Voraussetzung besteht in der Annahme, daß jedes Volk sich mit dem Genuß der erworbenen Selbständigkeit und Unabhängigkeit genug tun lasse und die Nebennationen nicht antaste. Es leitet eine Aera angewandter internationaler Gerechtigkeit ein. Kurz, man könnte das Nationalitätenprinzip wohl so definieren: Es ist das Prinzip des altruistischen Nationalismus, oder, des nationalistischen Altruismus. Der Drang zum Vaterland bei gleichzeitiger ausdrücklicher Anerkennung der übrigen Vaterländer; dabei bleibt die äußere Begrenzung des Vaterlandes stets dem Willen der einzelnen Volksteile zur Formulierung und zur Formierung überlassen. In einer der bedeutendsten theoretischen Rechtfertigungen des Prinzips der Nationalität, der berühmt gewordenen Antrittsvorlesung, welche der Völkerrechtslehrer Stanislao Mancini im Jahre 1851 zur Einweihung des für ihn gegründeten Lehrstuhls den Studenten der Turiner Universität gehalten hat, wird die Nationalität begrifflich in folgende »konstitutionellen Elemente« zerlegt: das geographische Element oder das Land; das ethnographische Element oder die Rasse; das rationelle Element oder die Sprache; das religiöse Element oder die Konfession; das traditionelle Element oder die Sitten und Gebräuche und geschichtlichen Erinnerungen; das juridische Element oder die sozialen Gesetze und Einrichtungen. Allen diesen Elementen übergeordnet aber ist das moralische Element, das im Bewußtsein der Nationalität, das heißt im Zugehörigkeitsgefühl, wurzelt und ohne das alle anderen Elemente schwankend und unsicher bleiben müßten.

Das Nationalitätenprinzip erklärt das Vaterland als das Land der Leute, die da ein Volk zu bilden im Sinne haben. Soweit war es dazu geschaffen, zum leitenden Motiv aller kleinen oder doch unterdrückten Völker zu werden, der Völker, die erst Nation werden wollten, der »geographischen Begriffe«, die sich staatliche Konsistenz zu geben beabsichtigten. Das Nationalitätenprinzip wurde eine Waffe der Nationalitäten zur Ertrotzung des Vaterlands. Alle Staaten waren — und sind — von ihm bedroht. Alle Völker beriefen sich — und berufen sich — auf es, solange sie schwach sind, und vergaßen — vergessen — es, sobald sie stark werden. Man möchte das Nationalitätenprinzip als das edle Prinzip des völkischen Kindheitsalters bezeichnen.

Eine derartige Auffassung brachte das Nationalitätenprinzip natürlich der Völkerverbrüderung nahe. In der Tat vereinigten sich die Demokraten häufig zu geräuschvollen Festen internationaler Solidarität auf Grund der Anerkennung des allseitigen Rechtes auf die nationale Freiheit: in Rom feierten die Römer zu Zeiten Pio Nonos unter dem Volkstribunen Ciceruacchio alle Monate Verbrüderungen, abwechselnd einmal mit Russen, ein andermal mit Preußen. Das Nationalitätenprinzip gab die Grundlage ab zu einer großen Zahl von theoretischen Gebäuden und diente einer Reihe hervorragender Männer als Richtschnur für politische Bewegungen. Es wurde in einigen Kreisen polnischer, italienischer und englischer Liberaler und Demokraten Sitte, überall da sich zu Freikorps zu scharen und in Dienst zu treten, wo ein Volk um seine nationale Freiheit kämpfte. So fochten Italiener, Franzosen, Engländer für Hellas gegen die Türken; Engländer, Ungarn, Polen unter Guiseppe Garibaldi gegen die Soldaten des Bourbonen; Italiener unter Ricciotti in den Vogesen gegen die Deutschen. Indes schritten die Anhänger des Prinzips doch nur dann zu seiner Anwendung, wenn sie sich nicht gegen die eigene Nation richtete. Unseres Wissens verzeichnet hier die Geschichte nur einen einzigen Ausnahmefall: den des französischen Architekten Ernest Laviron, der, als Oudinot 1849 gegen die römische Republik ins Feld rückte, empört über die neuerliche Invasion seiner Landsleute in Italien, die dazu ausersehen war, das Selbstbestimmungsrecht der Römer zu vernichten, nach Rom eilte und als römischer Soldat der Freiheit im Kampfe gegen seine eigenen Landsleute bei S. Pancrazio dem Prinzip sein Leben zum Opfer brachte; freilich von denen, welchen die Theorie des internationalen Demokratismus nicht so in Fleisch und Blut übergegangen war als ihm, als gemeiner Vaterlandsverräter geschmäht.

Die M e t h o d e des Nationalitätenprinzips war die Anwendung des Referendums, das sog. Plebiszit: die direkte Befragung der Volksmassen um die Entscheidung, zu welchem Volke sie sich rechnen wollen, welchem Staatswesen sie den Vorzug geben. Es erhellt gerade aus dieser Methode ohne weiteres, daß das Prinzip die Nationalitäten letzten Endes nicht im R a s s e n sinne, ja auch nicht im linguistischen und nicht einmal im geschichtlichen Sinne, sondern nur als wandelbaren Ausfluß der Volksgunst faßt. Die Methode ist durchgehend demokratisch. Die nationale Zugehörigkeit eines Volkes wird durch dieses Volk selbst auf Grund

des Gefühls entschieden. Die Nationalität wird dadurch zu einem Willensakt. Es ist demnach durchaus irrelevant, ob außer dem Willen andere Bande vorhanden sind oder nicht. So wäre es ganz im Sinne des Nationalitätenprinzips gewesen, wenn sich das deutsche Elsaß 1870/71, wie es damals vom ganzen demokratischen Westeuropa gefordert wurde, kraft eines Plebiszits dauernd für Frankreich entschlossen hätte. Umgekehrt war es trotz der Bande des Blutes und der Sprache dem Nationalitätenprinzip zuwider, daß Elsaß gegen seinen Willen mit dem Deutschen Reiche verbunden wurde. Das Nationalitätenprinzip ist ohne ausgesprochenen Volkswillen undenkbar.

Es ist eine Legende, daß die Periode, in der die Völker begannen, in der Politik mitzusprechen, den Anbruch einer völkischen Gerechtigkeit bedeutete. Das Wesen des Staates brachte es mit sich, daß das Nationalitätenprinzip in seiner Anwendung stets wieder durchbrochen wurde. So entstand gerade im Frankreich Napoleons III. wieder die alte Sehnsucht nach der Rheingrenze, die immer höher anschwoll und selbst im Parlament sich mit Gewalt Gehör verschaffte. Napoleon III. persönlich war zwar leidlich prinzipienfest, aber, wie es von ihm in einer Depesche, welche der italienische Botschafter am französischen Hofe, Conte Nigra, 1866 an seinen Kriegsminister sandte, um ihn über die eventuellen Kompensationen, die Frankreich für dieLändererwerbungen Italiens und Preußens fordern würde, in Kenntnis zu setzen, heißt, wenn es ihm auch ein unsympathischer Gedanke sei, deutsche Provinzen Frankreich einzuverleiben und, wie die Oesterreicher das italienische Venedig festhielten, seinerseits sich sozusagen ein Venedig am Rhein zu schaffen, so sei es doch nicht anzunehmen, daß diese Abneigung unüberwindlich bleiben werde. Das Plebiszit in Nizza, in welchem diese italienische Landschaft sich für ihre Einverleibung in Frankreich aussprach, ging unter Umständen vor sich, die die freie Meinungsäußerung und zumal die innere Entschlußfreiheit als zum mindesten stark beeinträchtigt erscheinen lassen. In Frankreich selbst entstand dem Nationalitätenprinzip ein heftiger Gegner in Thiers, der dieses Prinzip für den Ruin seines Vaterlandes erklärte und es unter heftigen Ausfällen auf eine Politik, die soeben die Einheit Italiens errichtet habe und die gegen die keimende Einheit Deutschlands keine geeigneten Gegenmaßregeln zu ergreifen wisse, also Frankreich, das schwacher und in sich zerrissener Nachbarn bedürfe, zwei neue Großmächte

drohend an die Flanke stelle, durch eine neue, nur auf die Größe des eigenen Vaterlandes gerichtete politische Theorie ersetzt wissen wollte: die Theorie vom europäischen Gleichgewicht.

Der nationale Patriotismus, der auf dem Boden des Gefühls erwachsen ist, ist der Wunsch einer durch Solidarität verbundenen Gruppe Menschen, den Staat, den sie bilden, zu erhalten und gegebenenfalls zu mehren, oder aber auch einen neuen Staat, der ihren Wünschen mehr entspricht, zu gründen, bzw. sich einem bereits bestehenden anzuschließen. Der Patriotismus ist also nationale Affirmation eines Sein, oder nationale Aspiration nach einem Seinsollen. Staatliches und affektives Vaterland koinzidieren also nicht allerorten.

Der Patriotismus ist keine angeborene Eigenschaft, sondern eine anerzogene, eine erworbene. Bei der Komplexität des Problems geht diese Anerziehung, dieser Erwerb, freilich nicht immer glatt vonstatten. Die Ziele können verschieden sein, die Direktionen wie die Direktiven. Millionen und aber Millionen werden vor die Wahl zwischen zwei Vaterländern gestellt, die sich gegenseitig ausschließen, wenn nicht gar zu vernichten trachten.

Der Erwerb des Vaterlandsgedankens schließt überall da inneren Kampf, der sich häufig zu äußerem Kampfe steigert, ein, wo Menschen in Verhältnisse hineingeboren werden, in denen Staat und Volk nicht zusammenfallen. Wo ein Antagonismus besteht zwischen der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staatsgebiet mit seinen Anforderungen und der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse, deren Mitglieder im Staate entweder nicht die herrschende Schicht darstellen, oder aber gar, als Volksabsplitter, ihr Vaterland in einem auswärtigen Staat, dem ihrer Stammesbrüder und Sprachgenossen, bereits verwirklicht sehen, da ist Streit zweier Geier um eine Beute, oder, optimistischer ausgedrückt, da sind zwei Helenen für einen Paris. Da wird im Gemüt des Mannes ein furchtbarer Konflikt durchgekämpft zwischen dem koerzitiven Patriotismus des Staates und dem ambientalen, suggestiven Patriotismus des Sondervolkes; zwischen der Anziehungskraft des Staates und der Anziehungskraft der Gens. Wohlverstanden: Die Solidaritätsgefühle, die im Spiele sind, sind beide anerzogen. Zur Anerziehung der einen dient die Schule; zur Anerziehung der anderen dient das Haus. Der Kampf zwischen Schule und Haus bildet deshalb das wesentlichste Charakteristi-

kum aller jener Länderteile, deren Bevölkerung der Koinzidenz von Nationalgefühl und Staatspflicht entbehrt.

Mit dem Erstarken der Staatsgewalt geht eine merkwürdige Entwicklung vor sich. Da wo es irgendwie angängig ist, das heißt, wo er auf einen starken ethnisch homogenen Grundstock rechnen kann, beginnt der Staat sich zu nationalisieren. Er erhält, bzw. nimmt nationale Prägung, aus Selbsterhaltungstrieb, da er diesen Prozeß mit Recht als eine ungeheure Stütze seiner Kraft erkannt hat. Aber auch die Nation lernt den Staat als Bundesgenossen wertschätzen und sich seiner als Instrument bedienen. So schmelzen Nation und Staat vielfach zu einer Einheit zusammen: zum Nationalstaat. Ist in einem Staat der numerische Unterschied zwischen den diesen Staat beherrschenden, ihm ihren nationalen Stempel aufdrückenden Bürgern und den linguistisch heterogenen Elementen zu groß, so nimmt der Staat den nationalen Charakter der ersteren an. Er verlangt dann von allen seinen Bürgern durch seine Organe national gefärbte Vaterlandsgefühle, ethnischen Patriotismus. Also: alle Bewohner des Deutschen Reiches sind zu deutschvölkischem Patriotismus verpflichtet, alle Bewohner der französischen Republik zu französischem, alle Bewohner des Königreiches Italien zu italienischem, usw. Dazu kommt noch eins: die Notwendigkeit der modernen Staaten, sich aus technischen Gründen, nämlich zur Vereinfachung und infolgedessen leichteren Handhabung der staatlichen Maschinerie einer Einheitssprache zu bedienen, überhaupt auch sonst möglichst einer Fusion der Objekte des bureaukratischen Mechanismus zuzustreben. So entsteht die Assimilation, die auf alle Weise, zumal natürlich in koerzitiver Form, betrieben wird. Wir treffen diese Bestrebungen in allen sogenannten Nationalstaaten an. In ihnen allen ist das heterogene Element den heftigsten Ausfällen der Staatsmacht ausgesetzt. Theoretisch ist die Unterdrückung ein Ausfluß der Demokratie. Da entsteht die Formel der Gleichsetzung von Staat und Volk, d. h. vom unbedingten, unumschränkten Recht des letzteren, oder vielmehr der es ausmachenden nationalen Majorität, der ethnischen Minorität kraft des Werkzeuges Staat Gesetze zu diktieren und sie zu vernichten. Frankreich hat auf diese Weise die ihm 1860 zufallenden Italiener der Grafschaft Nizza französiert; ihren Schulen wurde die italienische Sprache als Lehrsprache entzogen

und statt dessen die französische auferlegt, italienische Zeitungen, die im Geruche des Irredentismus standen, unterdrückt, und sogar die italienische Oper in Nizza perhorresziert. In Italien hat die Regierung es unter dem Beifall der Italianissimi unternommen, die seit undenklichen Zeiten französisch sprechenden Bewohner der Valle d'Aosta, des Valdôtain, allmählich durch stückweise Entziehung der französischen Sprache, deren Gebrauch seit Herzog Emanuele Filiberto von Piemont ihr verbrieftes Vorrecht gewesen war, aus allen öffentlichen Schul-, Gerichts- und Standesamtsangelegenheiten zu italianisieren. In Deutschland ist der Staat eifrig darauf bedacht, die nichtdeutschen Elemente, die er umschließt, ihrer Eigenart zu berauben und ihnen zwangsweise deutsches Wesen aufzuerlegen; in der dänischen Nordmark wie in der polnischen Ostmark, wie in der französischen Westmark wird germanisiert. Spanien verbietet den Basken, in ihren Schulen sich der eigenen Sprache zu bedienen.

Wo indessen verschiedenartige, aber gleich starke Völker in einem Staatsverbande zusammenwohnen und sich in ihrer Bedeutung die Wage halten, ist der Staat bestrebt, unter Verzicht auf jegliches ethnische Gepräge, ad hoc ein Staatsvolk zu konstruieren. Bekannt sind die verzweifelten Anstrengungen der belgischen Funktionäre, eine âme belge, eine patrie belge hervorzuzaubern. In solchen Fällen bleibt der Patriotismus staatlich. Prototyp Oesterreich. Solange dieser Staat infolge seines den deutschen Bevölkerungsteil bevorzugenden Wahlrechtes und der generellen Zurückgebliebenheit und Indifferenz der meisten übrigen Völker in seinem äußeren Wesen noch überwiegend deutschen Charakter trug, konnte man in ihm den heranwachsenden Kindern noch lehren, der deutsche Stamm habe, als der rührigste, unternehmendste und gebildetste unter Oesterreichs Völkern, das folgerichtige Recht, an die Spitze des Staates zu treten und die Aufgabe zu erfüllen, die Donaugebiete zusammenzuhalten, mit Güte oder Gewalt. Heute wird ein derartiger Standpunkt in Oesterreich nur noch von den Alldeutschen vertreten. Die nichtdeutschen Völker Oesterreichs sind kulturell, vor allem aber politisch, erwacht und fordern ihre Rechte auf den Staat. Die Entdeutschung Oesterreichs ist deshalb ein längst im Vollzug begriffener Prozeß. Die innere Politik Oesterreichs besteht in einem beständigen Lavieren zwischen den disparaten Nationalitäten, die

es ausmachen. Zur möglichen Beherrschung der Nationen aber gibt es nur einen Weg: in ihnen allen das großzuziehen, was man den oesterreichischen Gedanken genannt hat, mit andern Worten einen, vom Rassengedanken und Sprachengedanken völlig losgelösten, reinstaatlichen Charakter tragenden Patriotismus. Darum muß man in Oesterreich allen Irredentismen, die ja auf der kulturellen Differenzierung beruhen, entgegentreten: die Kornblume im Knopfloch, die Wacht am Rhein in der Männerkehle sind zu Zeiten ebenso verfolgt worden als die italische Trikolore oder der Inno Garibaldi.

Hat eine Nation durch Unglück im Kriege Volksgenossen verloren, die ihrer sprachlichen und anthropologischen Sphäre nicht angehören, so fordert sie deren Rückgabe auf Grund eines Vaterlandsbegriffes, der seine Wurzeln teils in der Tradition teils in der Demokratie hat. Da werden zu Fundamentalbegriffen des Begriffkomplexes Nation die gemeinsam verlebte neuere Geschichte und der Volkswille erklärt. So definiert Renan den Vaterlandsgedanken als das Bewußtsein für die Gesamtheit vollbrachter geschichtlicher Taten und den Willen, in der Gemeinschaft dieser Gesamtheit zu verbleiben. Die Existenz einer Nation ist ihm zufolge ein fortgesetztes Plebiszit. Das ist der Grundgedanke des Nationalitätenprinzips in seiner reinsten demokratischen Fassung. Aber er konnte doch nur von einem Manne ausgesprochen werden, der einem Volke angehörte, welchem soeben einige wertvolle Provinzen abhanden gekommen waren, und das glaubte, der Gesinnungen der Bewohner dieser Provinzen sicher zu sein. In der Tat waren nach 1870 die gelehrten Dissertationen der Franzosen über den Vaterlandsbegriff unverkennbar von dem Wunsche diktiert, die Zugehörigkeit des seiner Mehrheit nach deutsch-sprachlichen und deutsch-rassigen, aber französisch gesinnten Elsaß-Lothringen zu Frankreich theoretisch zu erhärten.

Das Beziehungsgebiet der Vaterlandsliebe hat sich in neuerer Zeit immer mehr erweitert. Der Begriff des Volkes wird heute nicht mehr so eng gefaßt wie vor hundert Jahren. Heute sind keine Städtekriege mehr denkbar; ebensowenig Kriege zwischen den Landschaften ein und desselben Volkes (Piemont und Genua 1745, Preußen und Bayern, Württemberg etc. noch 1866). Dem würde sich in absoluten Einheitsstaaten der Staatsbegriff, in Foederalstaaten, welche die alten Reiche und deren Grenzen

bestehen ließen, vor allem die öffentliche Meinung widersetzen. Daß Deutsche jemals wieder gegen Deutsche, Italiener jemals wieder gegen Italiener fechten, erscheint heute als ausgeschlossen; außer etwa in Bürgerkriegen sozialen Charakters, in denen die Gliederung aber ökonomisch, also horizontal, und nicht landschaftlich, also nicht vertikal, liegen würde. Einen handgreiflichen Beweis für die Erweiterung des nationalen Solidaritätsbewußtseins bis zur völligen Umfassung des ethnisch-linguistischen Gebietes bieten uns die neuerlichen Beziehungen zwischen den Deutschen im Reiche und den Deutschösterreichern. Im Februar 1912 hat das in Schwedt an der Oder stehende erste brandenburgische Dragoner-Regiment Nr. 2 zur Feier des hundertfünfzigsten Jahrestages der von Friedrich dem Großen über die Oesterreicher erfochtenen Siege, an denen das Regiment glorreichen Anteil hatte, eine Kollekte veranstaltet und ihr Erträgnis der Grazer Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins behufs Verbreitung des Deutschtums in Oesterreich zur Verfügung gestellt.

Diese Erscheinungen bedürfen freilich zur richtigen Einschätzung ihres Grenzwertes einiger Ergänzungen. Die Zusammenfassung einzelner Völker hat sich mit solcher Schnelligkeit vollzogen, daß sich neben dem staatlich-gesamtvölkischen Solidaritätsbewußtsein noch starke Abneigungen und Provinzialpatriotismen erhalten haben, die auf der großen Verschiedenheit der ökonomischen, sozialen und historischen Verhältnisse in den einzelnen Landschaften beruhen; so zumal in Italien und Deutschland. Ja, die ethnische und psychologische Besonderheit der Einzelteile hat so starke Wurzeln, daß selbst in Ländern, die auf eine vielhundertjährige Einheit zurückschauen können, wie Frankreich, die nationale Fusion noch keineswegs vollbracht ist und sich einzelne Landesteile mit spezifisch lokal gefärbtem Patriotismus in unverhohlener Gegnerschaft gegenüberstehen. Hier wie dort ist, aus Gründen, deren Untersuchung hier zu weit führen würde, der Gegensatz den Breitengraden nach gerichtet: überall stellt sich Nord gegen Süd und Süd gegen Nord. Im übrigen hat die Geschichte der staatlichen Zusammenfassung nur in weiterem Sinne ähnlicher Teile heute offenbar ihren Höhepunkt überschritten. Gegen eine Erweiterung des völkischen Solidaritätskreises scheint sich das Nationalbewußtsein aufzubäumen: Norwegen hat sich vom stammverwandten Schweden gewaltsam losgerissen. In Portu-

gal bekämpfen Männer aller Schichten und Richtungen gemeinsam die in Spanien aufgetauchte Idee des Hiberismus als national verderblich.

Dem erstarkenden Selbstbewußtsein der Völker erwuchs um die Mitte des XIX. Jahrhunderts ein grimmiger innerer Feind in der internationalen Lohnarbeiterschaft. Der vaterländischen Ideologie der bürgerlichen Klassen setzte sie eine vaterlandsfeindliche entgegen. Der Boden dieses Gegensatzes war ökonomisch. Die veränderte Stellungnahme der Arbeiterschaft gegenüber dem Vaterlandsbegriff war ein Reflex ihrer veränderten Daseinsbedingungen.

Die sozialistischen Theoretiker haben die durch die neue Produktionsweise hervorgerufenen psychologischen Tendenzen aufgegriffen und, wenn auch nicht in ein System gegossen, so doch in scharfe Linien gebracht. Karl Marx hat keine Theorie des Vaterlandsbegriffes gegeben; seine Klassentheorie schloß den Vaterlandsbegriff a priori aus. Im Kommunistischen Manifest heißt es, daß die Arbeiter nichts zu verlieren hätten als ihre Ketten; sie haben also kein Vaterland zu verlieren, da sie keines besitzen. Ihre Taktik soll deshalb abstrahieren von allen Staatsgrenzen und allen Volksunterschieden: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Bakunin ging einerseits noch weiter als Karl Marx: dem Lobgesang Mazzinis auf die italienische Nation erwiderte er höhnisch, Italien bestehe aus mindestens fünf Nationen, nämlich den Klerikalen, der Großbourgeoisie, der Kleinbourgeoisie, den Fabrikarbeitern und den Bauern, wozu sich, als Unterkategorien, noch der Hof, das Militär und die Bureaukratie geselle. Andererseits aber erkannte er doch die Existenz der Verschiedenheit ethnischer Typen ausdrücklich an und bekannte sich prinzipiell als Patrioten aller unterdrückten Vaterländer. Die Negation des Vaterlandes ist erst von Gustave Hervé zum ausdrücklichen Dogma erhoben worden. Hervé zufolge ist keines der heutigen Vaterländer auch nur einen einzigen Blutstropfen eines Arbeiters wert. Selbst fremder Eroberung hat der Proletarier keine Ursache, sich zu widersetzen. Hervé basiert dabei auf der Erkenntnis von der relativen Gleichwertigkeit der europäischen Länder hinsichtlich ihrer kulturellen Einrichtungen sowie auf der Unmöglichkeit, die Begriffe Nationalität und Vaterland wissenschaftlich in irgendwie befriedigender Weise zu fixieren. Seine praktischen Vorschläge gipfeln deshalb in dem Satz, jede Kriegs-

erklärung seitens der Herrschenden an ein Nachbarvolk im sogenannten patriotischen Interesse sei in Wirklichkeit eine revolutionäre Tat, die alle Banden löse und nunmehr auch die revolutionäre Tat des Proletariats seinerseits rechtfertige. Auf Kriegserklärung an ein Nachbarvolk aus sogenanntem Patriotismus — der Generalstreik und die Revolution aus internationalem Menschentum als Antwort; so seine Parole. Daß Hervés Ansichten auch in weitesten Kreisen der französischen Gewerkschaftsführer Anklang fanden, beweist die von Hubert Lagardelle im Mouvement Socialiste veranstaltete Enquête.

Welches ist nun der Grund und Boden, dem diese Theorien entsprossen sind?

Die ungeheuren Umwälzungen demographischer und psychologischer Art, welche die Revolution des Produktionsinstrumentes im Gefolge hatte, rief eine ganz neue Klasse auf den Plan: das industrielle Proletariat. Dieses, völlig auf sich selbst gestellt und von den oberen Klassen seines Vaterlandes durch die Kluft des Begriffes »Besitz« getrennt, mußte, wenn es sich umsah, gewahr werden, daß die wirtschaftliche Lage der Arbeiter in allen Ländern die gleiche war. So ergab sich ganz von selbst zwischen den arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, welches mit dem Bewußtsein der wachsenden Verschiedenheit von den besitzenden Schichten des eigenen Volkes immer mehr wuchs. Es entstand gegenüber dem gemeinsamen Gegner eine internationale Solidarität des internationalen Proletariats. Das Produzentenelement erdrückte in der Mentalität der handarbeitenden Klassen das ethnische Element. Sie vergaßen, daß sie Mitglieder eines bestimmten Volkes waren, um sich desto intuitiver als Mitglieder einer bestimmten Klasse zu empfinden. Der Vaterlandsbegriff flüchtete sich in die Klasse.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Vaterlandsliebe geht vom Volk auf die Klasse über. Die Klasse ist das Vaterland. Das Vaterland ist die Klasse. Das Klassenbewußtsein tötet das Rassenbewußtsein. Dem Machtstaat wird deshalb seitens der Sozialisten der Kulturstaat entgegengestellt. Reich ist das Land, das die wenigsten Bettler hat, groß das, dessen nationaler Reichtum am gleichmäßigsten verteilt ist, stark das, das dem Einzelnen die besten Lebensbedingungen gewähren kann. Insofern darf behauptet werden, daß die sozialistische Konzeption den Vaterlands-

gedanken verinnerlicht. Sie setzt statt des Landes die Menschheit, statt des Abstraktums Vaterland das Konkretum, vaterländische Menschheit. Sie vermeint, ein wohlverstandener Patriotismus weise auf die menschheitlichen Aufgaben im eigenen Lande hin. Sie arbeitet im Dienste eines auf der Voraussetzung einer unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen begründeten Ideals der Menschheit, die in allen Nationen in der Form hundertfältig differenziert, der Substanz nach aber Eins erscheint. Dieser Patriotismus will — wie das in einem offiziellen Werk »vaterlandslosester« Edition, dem »Handbuch für sozialdemokratische Wähler« gesagt ist — »das höchstmögliche Wohl aller, ohne Ansehn der Person, will einen Zustand höchster Gerechtigkeit, und bekämpft deshalb alle Einrichtungen, die der Verwirklichung dieses Zustandes entgegenstehen, so die politische Rechtlosigkeit der Massen und die Unterdrückung und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen in jeglicher Gestalt. Ein Patriot sein heißt zu deutsch ein Mann sein, der sein Vaterland liebt, der also alles aufbietet, um die Zustände in seinem Vaterland zu möglichst guten, vernünftigen und gerechten zu machen, ohne Rücksicht auf persönlichen Vorteil.«

Der Internationalismus der Sozialdemokratie ist freilich starken Unterminierungen ausgesetzt. Diese ergeben sich vor allem aus folgenden Motiven:

1. Aus dem Wesen der Demokratie.

Die Demokratie erstrebt Massenherrschaft. Der Geist der Masse aber ist stets für eigenes Größenbewußtsein ebenso empfänglich, wie für Spott und Hohn gegen alles Fremde und Unbekannte. Selbstüberhebung und Unterschätzung des Fremden sind ihr normale Attribute. Zur Eroberung der Massengunst, ohne die die Demokratie nicht auskommen kann, ist der systematische Lobgesang auf die Menge und ihre Eigenheiten der sicherste Weg. Demokratien sind immer, in weit höherem Grade als Aristokratien, patriotisch.

2. Aus dem Wesen der sozialistischen Taktik.

Die sozialistischen Parteien erstreben die Eroberung der Macht auf dem Wege der parlamentarischen Institutionen und mit der Etappe der Teilnahme an der Staatsgewalt. In demselben Maße, als sich ihnen eine solche beut, nehmen sie aber auch teil an der Staatspsychologie. Es wächst in ihnen das Gefühl für die Verantwortlichkeit dem Volksganzen, also auch der Staats-

wohlfahrt gegenüber. Gleichzeitig leben sich ihre Vertreter in die Auffassungsweise der Beamtenschaft hinein, beziehungsweise zurück. Das Trachten nach Gewinnung von Stimmen behufs Erlangung von Einfluß wirft die Arbeiterpartei in den Strudel wildester Konkurrenz mit den obigen Parteien. Um dieser standhalten, ja sie niederzwingen zu können, müssen die Sozialisten einen Wettkampf zumal um die politisch noch neutralen, indifferenten, also mehr oder weniger mit alten Ideen erfüllten Bevölkerungsteile führen, die sich zumal durch den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit, der in der Bekämpfung der Sozialisten durch die bürgerlichen Parteien stets in erster Linie zu stehen pflegt, von der sozialdemokratischen Agitation abgestoßen fühlen. Um diesen Vorwurf zu entkräften, gellt durch die Praxis der Sozialdemokratie in Wahlkämpfen stets der Ruf: »Ihr irrt euch, wenn ihr annehmt, wir seien vaterlandslos. Im Gegenteil, nicht unsere Gegner, die Geschäftspatrioten, sondern w i r sind die besten Patrioten!«

3. Aus dem zunehmenden Wohlstand und der zunehmenden Bildung.

In allen Ländern ist die Zahl der Analphabeten unter den Arbeitern in ständiger Abnahme begriffen. In einigen ist sie sogar fast völlig verschwunden. Auch die Lohnverhältnisse haben sich im ganzen gebessert. Endlich ist, unterstützt durch die sozialistischen Parteien, auch das Bildungsbedürfnis der Arbeiter erwacht. Die Arbeiter beginnen an den Geisteserzeugnissen ihrer Nation regeren Anteil zu nehmen. Die Kenntnis der nationalen Literatur aber übermittelt ihnen eines der wichtigsten Elemente der Vaterlandsliebe: die Liebe zur Muttersprache.

4. Aus der Erstehung wirtschaftlicher Gegensätze zwischen den nationalen Arbeiterschaften durch die proletarischen Wanderungen.

Zu Zeiten Marxens und Bakunins blieben die Arbeiter im wesentlichen zu Hause. Ihre Mobilität war gering. Nur die sozialistischen Intellektuellen emigrierten und saßen in London, Paris, Genf und Lugano mit heißen Köpfen um den brodelnden Samowar und stritten sich um ihr Volk und ob ihres Volkes untereinander. Seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist das anders geworden. Die Proletarier der einzelnen Länder sind sich zu wirtschaftlichen Konkurrenten herangewachsen. Zwischen den italienischen Auswanderern und den ein-

heimischen Arbeitern Frankreichs, der Schweiz, Argentiniens und Brasiliens ist es wiederholtermaßen zu blutigen Zusammenstößen größeren Stiles gekommen, haben doch häufig wahre Jagden auf die Italiener stattgefunden. In den Vereinigten Staaten tut sich unter den Arbeitern gegen die Einwanderung der Italiener, Slowenen, Ungarn, und der Japaner und Chinesen, in Australien gegen die der letzteren heftige Abneigung kund. Die angelsächsischen Arbeiter bezeichnen ihre Klassengenossen aus den genannten Ländern als undesirables. Ueberall dort ist der Internationalismus des Proletariats in sein Gegenteil umgeschlagen. Selbst die sozialistischen Parteien der von der Einwanderung fremder und zum Teil minderwertiger Arbeitskraft am meisten betroffenen Länder fordern vom Staat Protektion der einheimischen Arbeitskraft. Das Proletariat unterliegt durchweg einem Zug zu nationaler Abschließung, zum Protektionismus, die sich bisweilen bis zur Xenophobie steigern. Durch die schlechte Behandlung, die ihnen im Auslande von ihren Arbeitskollegen zuteil wird, gereizt, haben nun auch die Auswanderermassen begonnen, sich auf ihre nationale Eigenart, der sie diese Behandlung in hohem Grade mitverdanken, zu besinnen und patriotischen Ideen zugänglich zu werden. Es ist, als Reaktion, in den arbeitenden Massen ein spezifischer Auswanderer-Patriotismus erstanden, eine Sehnsucht nach Eroberung und Besiedelung eigener Kolonialgebiete, nach kriegerischer Betätigung, wie man sie noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten haben würde. Das Verhalten der italienischen, besonders süditalienischen Arbeiter und Auswanderer im Tripoliskrieg, das wir an anderer Stelle schilderten, bietet zu diesem Thema einen greifbaren Beitrag.

Der zunehmende Patriotismus traditioneller Prägung in der internationalen Sozialdemokratie äußert sich in hundert Formen. Das internationale Band, das die Proletarier aller Länder umschlingt, wird immer lockerer. Die Kongresse werden seltener, die Einhelligkeit geringer, die gemeinsamen Entschlüsse entbehren immer mehr der Klarheit und Schärfe und bewegen sich nur noch in Selbstverständlichkeiten. Es wächst die Unabhängigkeit der auf nationaler Basis formierten Einzelparteien. Die antipatriotisch-antimilitaristischen Bewegungen, die sich im Schoße mehrerer sozialistischer Parteien kundgegeben haben, sind von den Wortführern dieser Parteien im Parlament überall auf das entschiedenste desavouiert worden. Dagegen haben dieselben Wortführer vor der

Oeffentlichkeit sehr häufig unumwunden patriotische Erklärungen abgegeben, in welchen sie ihrer und ihrer Genossen Bereitwilligkeit Ausdruck verliehen, nötigenfalls das Vaterland bis zum letzten Blutstropfen gegen den Feind zu verteidigen. Daß sie dabei ihren Patriotismus nur für einen sogenannten Verteidigungskrieg reservieren wollen, ist eher als demokratisches Feigenblatt denn als logische Verklausulierung zu erachten, um so mehr als aus dem Wortlaut der abgegebenen Erklärungen einiger Führer hervorgeht, daß die Sozialdemokratie sich auf den Boden des Status quo stellt, also den jedesmaligen Besitzstand des jedesmaligen Vaterlandes zu verteidigen gewillt ist, mit andern Worten, kein Bedenken trägt, alle ethnischen Vergewaltigungen, welche die Geschichte auf ihrem Gewissen hat, anzuerkennen und gegen etwaige Angriffe in Schutz zu nehmen.

In den letzten Dezennien ist überdies noch eine wirtschaftliche Tendenz erstanden, welche dem theoretischen Internationalismus der Arbeiterschaft nach und nach vollends den Garaus zu machen droht: der Imperialismus.

Der Imperialismus gewinnt schnell auch für die Arbeiter Bedeutung. Insofern die industrielle Blüte eines Landes auf der Exportindustrie beruht, betrifft die Abhängigkeit vom die Waren dieser Industrie importierenden Ausland alle an der Herstellung jener Waren interessierten Bevölkerungsteile, also Industrieherren und Aktionäre so gut wie Industriearbeiter. In beider Interesse liegt es, der Ausfuhr die Wege zu bahnen, d. h. ihr den Markt zu erhalten und möglicherweise zu vergrößern. Ein Aufhören der Ausfuhr würde die Basis des Wohlstandes selbst beseitigen und eine Krise zur Folge haben, als deren Niederschlag sich gleichzeitig Vermögensverlust für die Fabrikanten, und lange, vielleicht chronische Arbeitslosigkeit für die Lohnarbeiter einstellen würde. Diese Zusammenhänge sind so klar, daß sich die Industriearbeiterschaft auf die Dauer dem Bewußtsein der Produzentensolidarität dem den Prozeß der Warenausfuhr störenden Auslandsteile gegenüber schlechterdings nicht entziehen kann. Die Entwicklung dieses Bewußtseins ist desto unwiderstehlicher, als übrigens in Uebereinstimmung gerade mit der sozialistischen Doktrin, die Produktivität der Arbeit über die Kaufkraft der einheimischen Massen immer mehr hinwegwächst, wodurch ein stets größer werdendes Bedürfnis nach wachsender Steigerung auswärtigen Konsums entsteht. Der Arbeiter gerät auf diese Weise in Ab-

hängigkeit von der Stellung, welche der Industriezweig, welchem er mit angehört, auf dem Weltmarkt einnimmt. Der Imperialismus beabsichtigt, den Erzeugnissen des Landes alte Märkte zu sichern und neue Märkte zu erobern. Er gibt damit den Massen, insbesondere wenn diese durch straffe Organisation instand gesetzt sind, den Gewinn der Kapitalisten in etwas zu kontrollieren und sich einen Teil der Beute zu ertrotzen, Geld und Brot. Die Geschichte des Imperialismus in England lehrt uns, in wie hohem Grade die privilegierte, ständisch organisierte englische Arbeiterschaft diese Zusammenhänge begriffen und in engem Klasseninteresse ausgebeutet hat.

Das primäre Element bei der Bildung des Patriotismus ist der äußere Einfluß. Wie überall, so wirkt auch hier das Ambiente, das Milieu, auf die Sinnesart. Setzt ein Eskimokind nach Rom, und es wird, zum Jüngling herangereift, in Sprache, Sitte, Sinnen und Empfinden zum jungen Römer; verpflanzt einen Römerbuben nach Grönland, und er wird zum Eskimo werden. Im ersten Fall ist zwar die »Natur« eskimo, und im zweiten römisch. Aber die Anpassungsfähigkeit des in jungen Jahren stehenden Menschen ist so gewaltig, daß er eine seiner Rasse widersprechende Art anzunehmen vermag, die ihm zur »zweiten Natur« wird. Selbst der erwachsene Mann unterliegt dem Einfluß des Milieus in nationaler Hinsicht, sofern er in es nur isoliert hineintritt, ohne Anlehnung an Volksgenossen, und zu dauerndem Aufenthalt. Man hat Franzosen wie dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Dichter Chamisso nachgerühmt, daß sie sich völlig in deutsch-vaterländisches Wesen einzuleben verstanden hätten. August II., der Menschenkenner, hat in seinem politischen Testament den Fürsten den Rat erteilt, ihre Gesandten an fremden Höfen häufigem Wechsel zu unterziehen, »denn gewöhnlich akkommodieren sie sich den Interessen des Hofes, an dem sie sich befinden, und lassen sich durch scheinheilige Handlungen, Interessen, Ehrungen, Galanterien, Heiraten und vielerlei anderes gewinnen«. Meist bedarf es zur Metamorphose des Zugehörigkeitsgefühles gar nicht der Anwendung so grober Mittel. Zur Akkommodierung genügt in der Regel die konstante, ungestörte Einwirkung der fremden Umgebung. In Zeiten hochgespannter Vaterlandsfrenesie vollzieht sich die Umwandlung geradezu im Fluge. Es ist eine häufige Erscheinung, daß sich die Kriegskorrespondenten fremder Blätter von der Begeisterung der Heere, die sie ihr Beruf zu begleiten

nötigt, so sehr anstecken lassen, daß sie mit Leidenschaft deren Partei ergreifen. Im Kriege der Italiener um Tripolis 1911/12 war die große Mehrzahl der französischen Journalisten im italienischen Hauptquartier in hohem Grade romanisch gesinnt; einer von ihnen provozierte sogar durch seine einseitigen Berichte das Attentat eines racheeifrigen arabischen Patrioten, dem der allzu italienische Franzose beinahe zum Opfer gefallen wäre; gleichzeitig waren die französischen Korrespondenten im türkischen Lager, auch wenn sie die gleichen Zeitungen vertraten wie ihre Kollegen im italienischen Hauptquartier, von rückhaltloser Sympathie mit den Arabern erfüllt und schilderten, sich völlig auf deren Seiten stellend, die Italiener als Räuber und Briganten. Mehr noch: in einem der Gefechte, welche die Garibaldianer bei ihrem Einmarsch in Südtirol 1866 den Oesterreichern lieferten, haben sich englische Kriegskorrespondenten mit ihnen so eins gefühlt, daß sie, ihre Pflichten als Neutrale vergessend und der Gefahr schimpflichen Todes im Falle etwaiger Gefangennahme nicht achtend, zur Flinte griffen und auf die Oesterreicher schossen. Als nach den Siegen der Sardinier und Franzosen 1859 und den Folgen der Schlacht bei Königgrätz 1866 Oesterreich Italien räumen mußte, blieben viele der in Italien angesiedelten Oesterreicher dort und andere kehrten später wieder dorthin zurück. Selbst oesterreichische Offiziere erklärten, ihren Abschied nehmen und ihren Lebensabend in Feindesland zubringen zu wollen. Noch in späteren Jahren konnten die offiziellen Statistiken des Königreichs eine ganze Anzahl oesterreichischer Familien in den ehemals zu Oesterreich gehörigen italienischen Landesteilen, insbesondere in Venetien und der Emilia feststellen, in ihrer Mehrzahl Beamtenfamilien, die das dominierte Land lieb gewonnen hatten und sich auch nach seiner Vereinigung mit dem übrigen Italien nicht mehr hatten von ihm trennen mögen.

Auf daß sich kleine verpflanzte Splitter im Auslande ihren sprünglichen Patriotismus, das heißt den Patriotismus des Ursprungslandes, bewahren und gegen den Patriotismus des neuen Landes, in dem sie sich befinden, gefeit bleiben, dazu bedarf es eines sehr großen Apparates von dem Ursprungslande gehörigen Schulen, Klubs, Konsulaten und eines hohen Maßes vom alten Vaterland gespendeter Ehrungen, zumal aber peinlicher gesellschaftlicher Isolierung. Dessenungeachtet ist der Einfluß des Milieus auch dann noch eindringlich und eindringend. Es wird kaum einen Auslands-

deutschen geben, dessen Kinder nicht mindestens zeitweilig sich als Bestandteil der Nation, inmitten welcher sie leben, gefühlt haben. Häusliche Konflikte nationaler Natur bleiben nur denen erspart, die sich mit einem Stacheldraht von Hauslehrern, nationalen Geistlichen und Gouvernanten umgeben und die Landessprache mit Absicht aus dem Hause ausschließen; und selbst solche kleine Festungen sind längst nicht immer uneinnehmbar. Das Vaterlandsgefühl der Umgebung dringt auch durch die dicksten Mauern. Hier liegt der ambientale Charakter des Patriotismus verankert. Die Deutschen in Nordamerika sind in Art und Gefühlsleben voneinander selbst in den einzelnen Provinzen verschieden. Der Deutsche in St. Louis ist und empfindet anders als der Deutsche in San Franzisko. Beide aber weichen vom in Deutschland gebliebenen Bruder auch dann ab, wenn sie deutsche Patrioten bleiben, und fühlen sich bei ihrer Rückkehr nach Deutschland dort nicht mehr zu Hause. Das Gleiche läßt sich vom italienischen Auswanderer sagen.

Der Prozeß der Adaptation geht unter zwei verschiedenen Voraussetzungen in noch erhöhtem Tempo vor sich. Große soziale Homogenität der Auswanderer mit den Wirtsvölkern beschleunigt, soziale Ueberlegenheit oder Inferiorität verzögert die Assimilation. In der italienischen Auswanderung hat man die Beobachtung machen können, daß die Reichen sich leichter mit Ausländerinnen verheiraten als die Unbemittelten. Savorgnan, der diese Verhältnisse zum Gegenstand einer interessanten Untersuchung gemacht hat, meint, daß Bildung und Reichtum Faktoren sind, die den Fusionsprozeß begünstigen, während Unwissenheit und Armut ihn verlangsamen. Er fügt dem die geistreiche Bemerkung hinzu, der Hauptunterschied zwischen den Auswanderergruppen bestehe darin, daß die Assimilierung bei den Armen die Voraussetzung, bei den Reichen hingegen erst die Folge der Verschmelzung mit dem neuen Milieu sei. Der arme Auswanderer ist erfahrungsgemäß der beste Patriot; er hält am zähesten an den Sitten und Gebräuchen des Heimatlandes fest und steht der neuen Umwelt am kritischsten gegenüber, weil er sie kraft seiner Unbildung und seiner mangelnden geistigen Elastizität am lebendigsten als ihm wesensfremd empfindet und weil er der Eingewöhnungsfähigkeit am stärksten entbehrt.

Eine zweite Ursache schnellen Wechsels des Objekts vaterländischen Gefühls besteht in dem Erwerb von Häusern und

Landbesitz. Es ist eine übereinstimmende Feststellung italienischer Konsuln in Amerika, daß die Entfremdung der Auswanderermassen vom alten Vaterlande in demselben Maße vor sich geht, als diese sich im neuen Lande »häuslich« niederlassen, ein Schritt, dem zunächst Annahme des neuen Staatsbürgertums (äußerer Vaterlandswechsel) folgt und der binnen kurzem auch ein völliges geistiges Verwachsen des Ansiedlers mit den neuen Verhältnissen nach sich zieht.

Die Loslösung vom alten Vaterland besteht indes nicht immer in der Adoption eines anderen, schon bestehenden, sondern häufig auch in der Schaffung eines neuen Vaterlandes. Die Entwicklung aller Kolonien gipfelt in ihrer Trennung vom Mutterlande, hervorgerufen durch ein allmählich in der Kolonie entstandenes Sondergefühl, das einen autochthonen, wennschon kulturell vom Mutterlande zunächst noch abhängigen Kolonialpatriotismus erzeugt, zu welchem Resultat die Verschiedenheit der Fauna und Flora, des Klimas und der Lebensweise, die einen neuen Typus Menschen hervorbringt, sowie endlich die wirtschaftliche Interessendifferenzierung ein Erhebliches beitragen. Die Entstehung des neuen Patriotismus wird beschleunigt, wenn die Bewohner der Kolonien nicht mehr politisch, sondern nur noch durch die Gemeinschaft der Rasse und Sprache vereint sind. Die Buren betrachten sich als Afrikander, während selbst diejenigen Engländer, welche seit vielen Generationen in Südafrika ansässig sind, immer noch England als ihr »home« bezeichnen.

Häufig überdauert die Wirkung die Ursache. Das Bild der alten Heimat ist noch nicht verblaßt und die neue doch schon in allen rechtlichen Konsequenzen übernommen. So fehlt es nicht an Gruppen, die bewußt zwei Spezies von Patriotismus gleichmäßig pflegen. Es sind das meist koloniale Absprengsel großer europäischer Nationen, die ohne Hoffnung auf Vereinigung oder Wiedervereinigung mit dem Volke, dem sie entsprossen, sich dem Staat, dem sie nun angehören, mit loyaler Liebe angeschlossen haben, ohne aber auf ihre heterogene Volkswesenheit zu verzichten. Hier findet also ein Dualismus statt: der staatliche Patriotismus ist vorhanden, aber er koinzidiert nicht mit dem kulturellen. Staatlich sind jene Sprengsel loyaler Bürger bereit, für die Größe und Unabhängigkeit des Staates, dessen politische Untertanen sie, sei es freiwillig, sei es auch zunächst unfreiwillig, geworden sind, einzutreten. Kulturell, sprachlich, literarisch, künstlerisch sind sie

noch Glieder des alten Vaterlandes, von dem allein sie ihre geistige Nahrung erhalten und dessen diesbezügliche Charakteristiken sie eifersüchtig bewahren und bewachen. Beispiele finden sich reichlich: z. B. die Franzosen in Kanada, die Deutschen in Blumenau in Brasilien. Auf dem im Sommer 1912 abgehaltenen Kongreß der französischen Kanadier zu Québec rief einer der Hauptstreiter im kanadischen Sprachenkampf, der Erzbischof Bruchesi: Vive le drapeau anglais et la langue française! Auf dem Deutsch-Brasilischen Tag, der im September 1912 in Berlin stattgefunden hat, erklärte ein deutsch-brasilianischer Wortführer, das Deutschtum in Brasilien verlange »nur Schutz und Anerkennung seiner Treue zur Tradition«, es biete aber dafür »treue Liebe zum neuen Vaterland, Gut und Blut für dessen Integrität«.

Die Nation ist ein veränderliches, komplexes Konglomerat. Da ist es nicht nur ein heikel Ding, Werturteile zu fällen, sondern selbst, Tatsachenbestände festzustellen. Heinrich Heine hat einmal darauf hingewiesen, daß mehr als ein Menschenalter dazu gehöre, das Wesen auch nur eines einzigen Menschen kennen zu lernen; eine Nation aber bestehe aus vielen Millionen von Menschen. Daher ist es unmöglich, eine Nation als Summe mehr oder weniger unbekannter, mit differenzierten Eigenschaften versehener Konkreter »abstrahieren« zu wollen. Keine Motivreihe ist ausreichend, ein historisches Phänomen restlos zu erläutern. Jedes Movens ist mit hundert anderen verflochten. Bagehot hat gesagt, eine wirklich gute wissenschaftliche Arbeit müsse einem Rembrandtschen Bild gleichen, indem sie auf einige sozusagen bevorzugte Vorgänge, nämlich die wertvollsten und merkwürdigsten, ein scharfes Licht fallen lasse, während alles andere dem Dunkel anheimfalle. Wir sind uns voll bewußt, daß auch unsere Analyse des Patriotismus nur einem Rembrandtschen Bilde gleichen kann.

Der Patriotismus in seiner staatlichen Umgrenzung ist wandelbar. Die ethnische Fassung läßt keine Aenderung zu. Ebensowenig ein tiefgewurzeltes nationales Bewußtsein. Wer sich als Franzose fühlt, wird auch nach der Annexion seiner Provinz durch Deutschland niemals Deutscher werden. Wessen Patriotismus aber von dem Staatswesen abhängig ist, dem er zufällig angehört, der wird auch den Ersatz dieses Staatswesens durch ein anderes leichten Herzens hinnehmen und seine staatlichen Gefühle unbedenklich von dem einen auf das andere

übertragen, kurz, das Subjekt seines Patriotismus wechseln. In der Regel kann man beobachten, daß vornehmlich die Beamtenkreise, ohnehin die Träger eines überwiegend staatlich gerichteten Patriotismus, in Fällen, wo ihr Vaterland von dem Besitz eines Staates in den eines andern übergeht, sozusagen als Inventarstücke des alten von dem neuen übernommen werden und sogleich in dem Dienst des neuen Staates aufgehn. Das gilt zumal, wenn der Besitzwechsel ohne großes Blutvergießen geschah. Als 1860 Savoyen Frankreich angegliedert wurde, diente die Mehrzahl der adligen Offiziere, darunter die einflußreiche Familie Costa de Beauregard, ohne weiteres dem neuen Vaterland mit dem gleichen Eifer als dem alten, italienischen. Die Vaterlandsliebe ist dem Wechsel unterworfen wie das Geschick. Insofern kann man auch sagen, daß der Patriotismus, als echtes Kind der Gewalt, in der Anerkennung des jeweilig obwaltenden Rechtszustandes besteht. Sein Pflichtenkreis und sein Pflichteninhalt wird durch den Erfolg bestimmt und ist somit je nach den Bedürfnissen einstellbar und umstellbar.

Die Vaterlandsliebe setzt sich, von einigen häufig vorkommenden, aber entbehrlichen Koeffizienten, wie z. B. dem instinktmäßig empfundenen Zusammengehörigkeitsgefühl der Rasse (Anziehungskraft zwischen Langschädligen, Blauäugigen etc.) abgesehen, aus folgenden zwei, miteinander eng verwandten Grundelementen zusammen:

1. aus Anhänglichkeit an das Land, in dem man geboren und auferzogen ist, an die Fauna und Flora, die Sprache, Sitten und Gebräuche, die Geschichte;

2. aus Liebe zur Gewohnheit.

Der nationale Patriotismus umfaßt stets einen engen Kreis, auch wo der Kreis Rußland heißen sollte. Da, wo dieser Patriotismus mit geringer Mobilität vereint erscheint, wo seine Träger also keine Gelegenheit zur Erweiterung ihres Blickes und ihrer Gefühle erhielten, ist er als der geistige Ausdruck der Bodenständigkeit zu betrachten und weist als solcher nicht selten hohe künstlerische Vorzüge auf. Er ist aber Indizium von geistiger Inferiorität und Eigentum »kleiner Geister«, wenn erhöhte Mobilität und Möglichkeit der Umschau vorhanden sind, aber nicht ausgenutzt werden. Es erhellt, daß je mehr das Individuum an sprachlicher und kultureller Bildung zunimmt und je weiter der Umfang seiner Lebensbeziehungen sich ausdehnt, desto weiter, inter-

nationaler, auch seine Gefühle werden. Der Internationalismus schließt indes den Patriotismus nicht aus, wenigstens nicht in allen seinen Formen. Es ist normal, ja, es ist sittlich, daß der Mensch sein Erinnerungsleben intakt bewahrt und infolgedessen seine Liebe überall da Wurzeln schlagen läßt, wo er im Leben empfangen und gegeben hat. Der normale Mensch kann nicht gleichgültig gegen die Länder und Völker bleiben, die ihm Elemente seiner Kultur gaben, unter denen er gewohnt, mit denen er unvergeßliche Jahre verbracht, und mit denen er Freud und Leid geteilt hat. Man wird also, je nach den Lebensschicksalen der Einzelnen, wohl die Existenz eines sich auf zwei oder auch mehr Länder erstreckenden Doppel- oder Kollektivpatriotismus annehmen dürfen, der vorzugsweise aus der Mobilität entstanden ist, bei dessen Bildung aber auch andere Elemente, Blutmischung, politische Ueberzeugung, Gefühle der Wahlverwandtschaft und dergleichen mehr, mitspielen können.

Werfen wir am Schluß einen kurzen Rückblick auf das in unserer Abhandlung Gesagte [1]:

Die Entstehung des Patriotismus oder dessen, was man heute als solchen betrachtet, fällt, wenn wir von der Antike absehen, in relativ sehr späte Zeiten. Im Mittelalter war das Band der Christenheit so stark, daß außer dem Städtebewußtsein kein starkes Sonderbewußtsein aufkommen konnte. Der große Gegensatz bestand zwischen christlicher und islamitischer Weltensphäre und nicht zwischen Germanen und Romanen, oder gar zwischen Deutschland und Frankreich. Als Vorläufer des Patriotismus mag höchstens die Vasallentreue, ein juridisch-staatliches Verhältnis, aber ohne jeden ethnologischen oder linguistischen Beigeschmack, angesehen werden. Daran änderte auch die Renaissance-Periode nichts, die im Gegenteil die Völker einander näher brachte und den Austausch zwischen ihren Eliteelementen erleichterte und beschleunigte. Die ersten großen Ansätze zu einem zugleich auf staatlicher wie auf linguistischer Homogenität beruhenden Vaterlandsgedanken lassen sich in den sich allmählich immer mehr zentralisierenden, auf relativer ethnischer Homogenität ihrer Einwohner fußenden großen Nationalstaaten, ins-

[1]) Wir haben die hier ausgeführten Gedanken wesentlich erweitert und vertieft unter dem Titel: Zur historischen Analyse des Patriotismus im Archiv für Sozialwissenschaft (1913) veröffentlicht, worauf der interessierte Leser Bezug nehmen möge.

besondere Frankreich und England am Ende des XVII. Jahrhunderts, beobachten. Zugleich aber drängten die immer heftiger einsetzenden inneren Kämpfe in diesen Staaten das noch junge völkisch-staatliche Gemeinsamkeitsgefühl immer wieder in den Hintergrund. Die Religionskriege Frankreichs und Deutschlands ließen den Vaterlandsgedanken hinter dem der Religionsgemeinschaft völlig zurücktreten. Vaterlandsverrat zu Heilszwecken der Religion war damals an der Tagesordnung. Der letzte Teil des dreißigjährigen Krieges, insbesondere das Eintreten des katholischen Frankreich zugunsten der deutschen Protestanten, bedeutet da einen Wendepunkt. Die Nationen beginnen sich allmählich, beeinflußt vor allem von literarischen Gesichtspunkten, auf ihre, insbesondere sprachliche, aber auch kulturelle Eigenart zu besinnen. Es bilden sich, wenn auch nicht nationale Staaten, Nationen, so doch Nationalitäten mit, wenn auch keineswegs durchweg politisch gefärbten, Nationalgefühlen. Es entsteht das Wort und der Begriff Patriotismus. Die Verfassungskämpfe der Revolutionszeit gaben dem Patriotismus aber eine ganz besonders einseitige Bedeutung. Patriot war der Freiheitskämpfer, ja das Wort wurde ein Dezennium lang fast synonym mit Revolutionär.

In den Staaten der Jetztzeit ist der Patriotismus da, wo mehrere Nationen in einem Staate zusammenleben, staatlich, da, wo eine einzelne Nation den Staat ausmacht oder doch beherrscht, national (völkisch) gefärbt. In beiden Fällen setzt er individuelles Solidaritätsgefühl und Anhänglichkeit voraus, ist aber in praxi koerzitiver Natur. Häufig liegen beide Arten, der staatliche und der völkische, in unentrinnbarem Konflikt, jedesmal dann nämlich, wenn Staat und Nation einander nicht decken. Durch die straffere Zusammenfassung des heutigen Staates, die allgemeine Wehrpflicht, die Abschaffung aller inneren Zollgrenzen und den immer mehr überhandnehmenden Zentralismus, ist auch das Vaterlandsgefühl (nicht der Begriff) straffer und ausgeprägter geworden. Die großen Umwälzungen auf dem Gebiet der Produktion der Güter schuf andererseits eine immer stärker hervortretende Homogenität des internationalen Proletariats, welche von seinen theoretischen Vertretern zur Gegenüberstellung von Klasse und Nation und zur Leugnung dieser letzteren, insbesondere in ihrer traditionellen Form des Vaterlandsgedankens, geführt wurde. Indes hat die Demokratie als Massenbewegung und die zunehmende Teilnahme des Volkes am Staatsleben und bisweilen selbst an der

Staatsmacht die Sozialisten allmählich zu einer Revision ihrer »Vaterlandslosigkeit« bis hart an die Grenze des landläufigen Nationalismus gebracht, wenn auch der sozialdemokratische Patriotismus der Natur der sozialistischen Weltanschauung gemäß mehr innerlichen Charakter: Fürsorge für die im Vaterland wohnhafte Menschheit, bewahrt hat.

Im ganzen lehrt der Blick auf die Geschichte des Vaterlandsgedankens, daß wir es hier teils mit einem gefühlsmäßigen Moment, teils mit einem juridischen Begriff zu tun haben, die aber beide jeder logischen oder ethischen Festhaltung spotten. Der Patriotismus wird, je nach den einzelnen Milieus, in denen er sich vorfindet, durch die verschiedenartigsten Elemente gebildet, die ihren Ingredenzien wie ihrer Zielsetzung nach nichts mit einander gemeinsam zu haben brauchen. Er ist bald Staat, bald Rasse, bald Sprache, bald lediglich Instinkt, und diese Einzelelemente kommen überdies in den verschiedensten Mischungen vor. Die Evolutionen und Revolutionen, die der Begriff des Vaterlandsgedankens im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, tun dar, daß er keine sittliche Forderung, aber eine jedesmalige historische Notwendigkeit darstellt.

---

4. Diskussion.

Professor Werner Sombart (Berlin): Ich habe mich gegen die Ausführungen von Dr. Oppenheimer zu wenden und möchte versuchen, deren Schärfe etwas zu mildern durch das, was ich hinzufügen werde. Das Thema ist ja geeignet, die objektive szientifische Ruhe der Verhandlungen zu gefährden. Leidenschaften und Interessen stoßen sich hier, und Oppenheimer selbst erklärte alle Rassentheorien für ein Produkt sozialer Interessen. Indessen nicht nur herrschende Klassen schaffen sich solche rechtfertigenden Theorien, solche Gewissensberuhigungen, wie er meint, sondern auch Unterdrücktentheorien gibt es zahlreich. Und wenn er so erbittert die Rassentheorie bekämpft, sollte er nicht selbst ein Interessierter sein? Aber gerade weil in diese Dinge unsre persönlichen Interessen so stark hineinspielen, sollten wir bedacht sein, objektive Ruhe zu wahren. — Viele grundlegende Probleme, die die Rassentheorie mit sich bringt, sind von Oppenheimer überhaupt nicht erwähnt worden. Erstens steht in Frage, ob eine Veranlagung, oder besser: Qualifikation für ein bestimmtes Tun uns von vornherein mitgegeben sein kann. Oppenheimer scheint einfach alles aus dem Milieu erklären zu wollen; er scheint zu glauben, daß der erste beste Arbeiter genau so gut einem großen Betriebe würde vorstehen können wie der kapitalistische Unternehmer, der sich mit Hilfe des Milieus in seine Stellung heraufgearbeitet hat; daß Begabung und Veranlagung auch ein Teil dazu beigetragen haben könnten, kommt ihm offenbar gar nicht in den Sinn. Ich halte eine so völlige Gleichgültigkeit gegen alle Veranlagung für eine prähistorische Betrachtungsweise. — Als zweites wichtiges Problem wäre zu erörtern, in welchem Umfang gewisse psychische oder physische Qualifikationen Kollektiverscheinungen sind. Oppenheimer hat es gestreift und merkwürdigerweise für Gesellschaftsklassen solche Kollektiverscheinungen zugegeben, für Nation und Rasse aber abgelehnt. Das ist eine augenfällige Inkonsequenz: was für die eine Art von Gruppen gilt, muß doch auch für die andern Arten gelten! Der Proletarier ist in nicht geringerem Grade eine Fiktion als der Engländer! Ich für mein Teil glaube, daß bei allen Arten von Gruppen sich gemeinsame Züge finden. — Drittens wäre zu untersuchen, welcher Art jene Gleichheiten innerhalb einer Gruppe sind. Erst wenn man sich darüber im Klaren ist, wird man entscheiden können, ob die Gleichheiten das Ergebnis des Milieus oder des Blutes sind. — Allerdings, die Rassetheorien von heute haben keine wissenschaftliche Begründung aufzuweisen. Aber wenn die Rassetheoretiker gesündigt haben, die Milieutheoretiker haben dreimal gesündigt! In Finot, Le Préjugé des races, z. B. wird behauptet: wenn ein Provinzler

nach Paris übersiedelt, wird er unter den verbesserten Lebensbedingungen sich körperlich und geistig vervollkommnen; kehrt er darauf in die Provinz zurück, werden diese Vorzüge sich wieder verlieren. In dieser Feststellung liegt natürlich nur ein Argument gegen, nicht für die Milieutheorie. Aber wenn die Milieutheorie irgend etwas für die Rassenfrage bedeuten soll, muß sie zeigen, daß das Milieu vererbliche Eigenschaften zu erzeugen vermag. Was nun den von Oppenheimer zitierten Ochsen betrifft, den ich seit langem kenne, so ist dieser Ochse allerdings durch gute Fütterung größer und stärker geworden (der einzige Beweis übrigens, den Oppenheimer für rassebildendes Milieu vorbringt!). Aber wenn etwas damit gesagt sein sollte, so müßte doch ein Schaf daraus geworden sein und nicht ein noch so starker Ochse; sehen Sie denn das nicht ein, Herr Dr.: die Art hätte sich verändern müssen durch gute Fütterung!

(Zwischenruf von Franz Oppenheimer: Dann wissen Sie nicht, was Rasse ist!)

In Nordamerika soll sich eine weiße Rasse bilden. Aber selbst angenommen, der Yankee werde dem Indianer ähnlicher, angenommen, es seien neue vererbliche Eigenschaften in seinen Organismus eingedrungen — so ist damit noch immer nichts für den entscheidenden Einfluß des Milieus bewiesen. Es kann Rassemischung, es kann Auslese am Werk sein; Milieu hat gewöhnlich ausgelesen — das vergessen die Milieutheoretiker immer wieder. — Wir kommen zur Frage der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Ja, Ratzel darf hier wirklich nicht als Autorität angeführt werden. Kein Geograph, sondern nur Biologen können in diesen Dingen entscheiden. Und alle bedeutenden neueren Biologen sprechen sich, soweit ich unterrichtet bin, gegen die Milieu-Theorie aus. — Das alles sind Probleme, die Oppenheimer gar nicht berührt hat, die aber jedenfalls gründlich hätten erörtert werden müssen, bevor so absprechende Urteile gefällt werden durften, wie wir sie gehört haben. Alle unifizierenden Betrachtungsweisen (von denen die Rassentheorie eine ist) haben natürlich so viel Schlechtes wie Gutes. Aber wir wollen doch nicht das große augenblickliche Verdienst der Rassentheorie unterschätzen: daß sie uns von der Alleinherrschaft der materialistischen Geschichtsauffassung befreit, uns endlich wieder einen neuen Gesichtspunkt gegeben hat. Es ist natürlich die Rede davon, an Stelle des simplifizierenden ökonomischen Materialismus die simplifizierende Rassentheorie zu setzen, aber den Respekt vor dem Problematischen an der Sache hat sie uns Soziologen wieder beigebracht — das wollen wir nicht vergessen!

Dr. Heinrich Driesmanns (Berlin): Dr. Oppenheimer hat meine Lehre mit Henschels Züchtungstheorie zusammengeworfen. Ich protestiere energisch gegen diese Identifikation. Eine derartige Behauptung muß mit tiefem Mißtrauen gegen Oppenheimers Auslegung andrer Autoren erfüllen. Und in der Tat sucht er sich immer das heraus, was ihm in seine soziologische Theorie paßt. Der Vorwurf der Pseudowissenschaftlichkeit, den er gegen die Rassentheorie erhebt, kann ihm voll und ganz zurückgegeben werden. — Mag auf wirtschaftlichem Gebiet immerhin eine Anpassungsfähigkeit der Rassen zu konstatieren sein, für die Kunst und alle höhere Kultur wird das nie zutreffen — ein Faktum, das Oppenheimer einfach umgeht. Wenn etwas

für eine schöpferische Kraft der Rasse spricht, so ist es die monumentale Baukunst, die die europäische weiße Rasse gehabt hat und die sich ganz bestimmt gegen die der übrigen abgrenzt. — Es gibt verborgene Kräfte im Menschen, die in kein soziologisches Rechenexempel aufgehen. Ich warne die Gesellschaft davor, das zu übersehen und aus ihrer jungen Wissenschaft eine starre Doktrin, eine engherzige Kirche werden zu lassen.

Professor Ferdinand Tönnies (Kiel)): Ich komme auf den Begriff Nation zurück, dessen Klärung vielleicht ein kleiner positiver Gewinn dieser Tagung sein wird. In ihm liegt eine tief antagonistische Tendenz gegen den Blutbegriff Volk, so groß die Verwandtschaft beider auch sein mag. Volk ist ein ursprüngliches Element des sozialen Lebens, Nation ein spezifisch moderner Begriff. Volk ist eine rohe, natürliche, biologische Realität, Nation mehr eine Idee, ein soziologisches Ideal. Der Begriff Volk ist verknüpft mit der Vorstellung der großen untern Massen, Nation dagegen ist ein Gedanke der obern, führenden Schichten, von denen er dem »Volk« erst aufoktroyiert wird. — Der moderne Patriotismus bezieht sich nicht auf das Volk, sondern auf die Nation. Der Deutsche in den Vereinigten Staaten behält — wenn er überhaupt Patriotismus behält — Reichspatriotismus; er meint mit seinem Gefühl nicht die Brüder in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, sondern das Deutsche Reich.

Dr. Somary (Berlin): Das Begriffspaar Nation-Nationalität hat, besonders in den habsburgischen Reichen, ein ziemlich hohes Alter. Der Begriff Nation in dem Sinn, wie die Schweizer Gesetzgebung davon spricht, ist zu einer Zeit entstanden, als man die Nationalität negierte. Im 19. Jahrhundert dringt dann immer mehr der Nationalitätsbegriff durch, dem gegenüber der Nationsbegriff als etwas Unorganisches empfunden wird. Das Nationalbewußtsein hat sich auf ausschließlich politischer Grundlage entwickelt. Das Beispiel Oesterreichs zeigt die Unmöglichkeit, selbst durch geniale Staatskunst, die Jahrhunderte lang an der Arbeit sein mag, gemeinsame Eigenschaften in verschiedene politisch zusammengehörende Nationalitäten hineinzubringen. In Zeiten der Not freilich zeigt sich eine Gemeinsamkeit, nämlich eben die politische. Es ist das österreichische Problem, wie man es anstellen soll, daß sie sich auch in Friedenszeiten zeigt. — Die Definitionen stehen gewöhnlich am Ende einer langen wissenschaftlichen Arbeit, hier wird mit ihnen begonnen. Ich will mich nur zu der von Bauer gegebenen Definition des Begriffes Nation als einer Kulturgemeinschaft aussprechen. Gälte sie zu Recht, so wären viele Kreise, die man gewöhnlich mit zur Nation rechnet, von ihr ausgeschlossen. Es sind verhältnismäßig nicht allzuviele in Deutschland, die von Goethe, noch weniger, die von Kant eine wirklich klare Vorstellung haben. Das Kulturniveau in jener Definition wäre also zum wenigsten sehr tief anzusetzen. Ich glaube aber überhaupt nicht, daß in ihr das Wesentliche des Nationsbegriffes gegeben ist.

Privatdozent Dr. Vogelstein (München): Dr. Oppenheimer hat einen scharfen Gegensatz zwischen Milieu- und Rassetheoretikern herausgearbeitet — wie ich glaube zu Unrecht. Man macht allgemein den Fehler, sich an viel zu große, grob gekennzeichnete Unterschiede halten zu wollen, was denn freilich immer wieder mißglückt. Die tat-

sächliche Differenz zwischen den Nationen und Rassen besteht wahrscheinlich grade in viel feineren Unterschieden der Art des Reagierens, als die heute üblichen groben Kategorien der Alltagssprache ausdrücken. Der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Jude sind z. B. alle »sentimental«; aber das bedeutet nicht das Gleiche bei jedem von ihnen; es können vier verschiedene Arten von Sentimentalität, es können vier verschiedene Objekte für sie vorhanden sein — das eben hätte in seiner Bedingtheit durch Erbqualitäten eine verfeinerte Rassenforschung zu untersuchen.

Professor Max Weber (Heidelberg): Die eigentliche Frage im Rassenproblem wäre doch wohl: Sind bestimmte historisch, politisch, kulturell, entwicklungsgeschichtlich relevante Differenzen nachweislich ererbt und vererbbar, und welches sind diese Unterschiede? Diese Frage ist heute auf den meisten Gebieten noch nicht einmal exakt zu stellen, geschweige daß schon an ihre Lösung zu denken wäre. Ich selbst habe mich an ihrer Untersuchung auf einem Felde mitbeteiligt, das der exakten Forschung verhältnismäßig leicht zugänglich erscheint: wir hatten den Versuch machen wollen, Unterschiede der Verwendbarkeit und Rentabilität von Arbeitern verschiedener ethnischer Herkunft an modernen Maschinen unter anderem auch daraufhin zu untersuchen, inwieweit ihnen etwa Unterschiede ererbter und vererblicher Qualitäten zugrunde liegen könnten. Aber obwohl hier die Differenzen der Leistung meßbar sind, direkt durch geeignete Vorrichtungen an den Maschinen (Stuhluhren z. B.), indirekt durch die Lohnverdienste, und obwohl ferner das Akkordlohnsystem ein ungefähr gleiches Maß von Anspannung der Leistungsfähigkeit zu garantieren wenigstens scheinen könnte, mußten wir uns doch überzeugen: es existieren noch nicht einmal die Mittel, die zu einer derartigen Feststellung selbst auf diesem relativ einfachen Beobachtungsfelde dienen könnten. Und da will man schon mit Rassetheorien Geschichtskonstruktion treiben. — Wohin das selbst bei geistvollen Schriftstellern führt, ist leicht zu illustrieren. Der Untergang des römischen Reiches ist Gegenstand vieler rassetheoretischen Deutungsversuche geworden, für welche es charakteristisch ist, daß die gerade entgegengesetzten Konstruktionen alle gleich plausibel sind. Man hat ihn durch die Vernichtung der Herrenrasse in den angeblich besonders blutigen Kriegen des späten Römerreiches erklärt; aber in der Kaiserzeit war gerade Italien nahezu völlig vom persönlichen Kriegsdienst befreit. Man hat daher — eine gerade umgekehrte Erklärung! — argumentiert: durch eben diese Ausschaltung des Römertums sei der Geist der Armee und Verwaltung geändert worden. Septimius Severus hat in der Tat den Römeradel im Offizierkorps der Armee und in der Verwaltung aus politischen Gründen durch barbarische Emporkömmlinge verdrängt. Aber wenn dadurch unassimilierte, kulturlose Barbaren in die höheren Heeresschichten steigen, so tritt offenbar nicht ihrer Rassenangehörigkeit, sondern: ihrer Barbarei wegen eine Aenderung der Nachfrage nach »Kultur«, eine Veränderung des Kunstgeschmacks ein. Einige der spezifischsten Römerkaiser waren ebenfalls Barbaren der ethnischen Herkunft nach, — nur eben durch Aufnahme in die Kulturtradition der Antike assimilierte Barbaren. Man sieht, es läßt sich mit Rassentheorien beweisen und widerlegen, was man mag. Es ist ein wissenschaftliches Verbrechen, heute, mit ganz ungeklärten

Begriffen, auf dem Gebiete der Antike durch kritiklosen Gebrauch von Rassenhypothesen die freilich weit schwierigere soziologische Analyse umgehen zu wollen, die keineswegs aussichtslos ist, während wir doch wohl die Hellenen und Römer heute nicht mehr daraufhin untersuchen können, inwieweit etwa ihre Qualitäten auf ererbten Anlagen beruhen oder nicht. Das gelingt selbst den sorgsamsten und mühseligsten Untersuchungen am heute lebenden Objekt, auch wenn wir es ins Laboratorium nehmen und exakt experimentieren, noch nicht. Wie steht es denn aber eigentlich mit der Rassenreinheit der Herrenschichten der Vergangenheit, von deren Rassenqualitäten die Rassentheoretiker fortgesetzt sprechen? Die legitime Ehe ist eine verhältnismäßig junge Institution zum Schutz der legitimen Frau und d. h. in Wirklichkeit: im Interesse von Monopolen der ökonomischen oder politischen Genossen des Mannes. Die Sippe der Frau will Schutz dagegen, daß durch die ursprünglich überall anerkannte patriarchale Willkür des Mannes das Kind irgend einer Sklavin oder eines Nebenweibes in die Rechte des Erben mit eingesetzt wird. Sie verlangt als Gegenleistung für die Mitgift, welche sie der Frau gibt, daß nun ihrem, dem legitimen Sohne, die Erbfolge garantiert wird. Die Bürgerschaft oder die Markgenossenschaft oder die religiöse Gemeinschaft will nicht, daß »der Sohn der Magd in Israel erbe«. Damit erst beginnt in den Herrenschichten die Inzucht und Blutsreinheit. Solange aber der polygame Mann der Herrenschicht sich Weiber kauft, wo und wieviele er will und der Held sein Weib gern durch Raub in der Fremde gewinnt, kann von Rassereinheit gerade bei der Herrenschicht am allerwenigsten die Rede sein. Denn daß die rein erotisch determinierte Auswahl keineswegs nach dieser Richtung wirkt, steht unzweifelhaft fest. Man hat zwar behauptet, die blonde Frau sei von den arischen Helden ursprünglich ebenso bevorzugt worden wie der blonde Held von den Dichtern. Aber die Skalden rühmen gerade umgekehrt die brünette Frau, wohl weil sie im Norden ebenso die größere Seltenheit war wie der blonde Held im Süden. Der Uebergang vom blonden Frauenideal zur Verklärung des schwarzhaarigen leidenschaftlichen Weibes in der französischen Belletristik im 17. Jahrhundert fällt allerdings mit einer gewissen Verbürgerlichung des Romans zusammen. Aber ob dies deshalb mit Rassenverschiebungen etwas zu tun hat, ist doch recht fraglich, jedenfalls ist dieses Material höchst unsicher für wirklich wissenschaftliche Hypothesen. Ob und welche Beziehungen zwischen Kunst und Rassen bestehen, hat Herr Dr. Oppenheimer, wie schon Herr Professor Driesmanns hervorhob unerörtert gelassen. Die weitgehende Gleichheit primitiver Ornamentik spricht in der Tat noch nicht unbedingt gegen die Bedeutung von Rassenunterschieden. Denn da sprechen die typischen, von der Ethnographie jetzt allmählich aufgedeckten Quellen ornamentaler Motive wohl überwältigend mit. Aber was eigentlich künstlerische Leistungen anlangt, so ist z. B. für Europa die Annahme eines paläolithischen und ziemlich nördlich gelegenen Kunstzentrums immerhin eine Tatsache, die wenigstens denkbarerweise auf spezifische Rassenbegabungen der Nordländer hinweisen könnte. Könnte! — Denn in mir ist trotz mancher ähnlicher wesentlich plausiblerer Beobachtungen schließlich doch immer wieder der Glaube an einen besonders intimen Zusammenhang von Rasse und Kunst durch sehr gewichtige Umstände erschüttert worden. Z. B. auf einem scheinbar so aus dem intimsten Fühlen quellende Kunst-

gebiet wie der Musik ist die hellenische Kunst prinzipiell verwandt mit der arabischen, indischen, javanischen, japanischen, ja selbst der chinesischen. Alle die verschiedenen sehr auffälligen Unterschiede scheinen sich teils rational, teils technisch, teils soziologisch erklären zu lassen. Die Tonbildung der spezifischen Instrumente der Hirtenvölker, namentlich des Dudelsacks, spielt dabei z. B. ihre Rolle und viele ähnliche Umstände. Nur im modernen Europa gibt es seit dem Mittelalter ein harmonisches Musiksystem, zu dem sich Vorstufen eigentlich nur in Afrika und der Südsee, nicht aber bei den antiken Völkern finden. In ihren Prinzipien steht die chinesische Musik der hellenischen näher als die deutsche. — Zweierlei wäre erforderlich, ehe die Rassentheorien überhaupt diskutabel werden: die Feststellung unverkennbarer und nie fehlender exakt psychophysisch zu definierender und zu messender und dabei nachweislich vererblicher Unterschiede in der Art des »Reagierens« auf »Reize» (um es technisch auszudrücken): — denn nicht Kulturinhalte unseres Bewußtseins, sondern der psychophysische Apparat ist Objekt der Vererbung. Und dann das zweite: der einwandfreie Nachweis: daß und inwieweit diese für spezifische Eigentümlichkeiten und Unterschiede der Kulturentwicklung kausale Bedeutung hatten. Nicht eine einzige Tatsache dieser Art liegt bis jetzt vor. — Ich komme nun zu den Vorträgen von Dr. Hartmann und Professor Michels. Hartmann erklärte, daß die Nationalität weder im Altertum noch im Mittelalter staatsbildend aufgetreten sei. Das ist wahr und der Grund liegt in der Eigenart der Staatsstruktur jener Zeiten. Dennoch aber ist im Mittelalter das sprachlich oder ethnisch bedingte Kontrastgefühl nicht gleichgültig gewesen. In den Kreuzzügen trat der Gegensatz zwischen französischer und deutscher Ritterschaft ganz schroff zutage. Und die Schlacht von Bouvines, in der das deutsche Reichsbanner erobert wurde, daneben wohl auch der ungerächte Untergang Konradins, gebaren den Nationalstolz des Franzosen dem Deutschen gegenüber. Der englische Nationalstolz wird im 15. Jahrhundert bereits mit fast all den markanten Eigentümlichkeiten geschildert, die er noch heute hat. Um die gleiche Zeit erwacht er auch in Italien und Deutschland. Aber schon längst vorher hatten die Sprache und die Abstammung ihre gemeinschaftsbildende Rolle gespielt: der Deutsche Orden nahm nur Deutsche, der deutsche König mußte ein Deutscher sein, der böhmische König war Kurfürst nur, wenn er Deutscher war usw. Weil aber die Staatsformen andere waren, mußten diese Gegensätze damals im ganzen andere Wirkungen und Wirkungen auf anderen Gebieten zeigen als heute. — Hartmann hat ferner von der Naturgrenze zwischen den verschiedenen Nationalitäten gesprochen, die im wesentlichen unverrückbar festliege. Das mag für Böhmen zutreffen. Für den Deutschen Osten trifft es ganz und gar nicht zu. Das Wunder des Zusammenfallens von ethnischer und botanischer Grenze in Böhmen erklärt sich übrigens wohl einfach durch die Ueberlegenheit der deutschen Siedlungstechnik über die slavische, welche den schwierigen Aufgaben der Rodung der Bergabhänge nicht gewachsen war. Wenn im deutschen Osten eine natürliche, geographische, überhaupt eine geschlossene Grenzlinie zwischen den Nationalitäten läge, wenn nicht die unzähligen polnischen und deutschen Enklaven da wären, würde sich die Situation der Nationalitäten zueinander dort auf eine weniger komplizierte Formel bringen lassen, als es der Fall ist. — Zu den nebenher noch berührten

nordamerikanischen Verhältnissen will ich nur eine Bemerkung machen. Die ungeheure Assimilationsgewalt der Yankees, die übrigens gegenüber der ungeheuren Einwanderung bei dem Rückgang der eigenen Geburtenziffern jetzt wohl ihre Grenze erreicht hat, beruhte nicht auf Rassenqualitäten, sondern auf ihrem Kindererziehungssystem, das, wie das ganze Leben des genuinen Amerikaners, schon für die jüngsten Schulbuben weitgehend vom Prinzip der Selbstverwaltung und exklusiver, nur durch Ballotage ergänzter Gemeinschaften und Klubs beherrscht wird; das prägt, mit seinem eigentümlichen Zwang zur Selbstbehauptung, den spezifisch amerikanischen Charakter und lehrt die Jungen auch im Leben sich selbst zu behaupten.

Dr. Heinrich Driesmanns (Berlin): Glaubt Professor Max Weber, daß die Barbaren, welche angeblich nur ihrer niedern Kulturstufe, nicht ihrer Rasse wegen den Verfall der antiken Kunst herbeiführten, diese Kunst hervorgebracht hätten, wenn sie wie die Römer von Anfang an an der Tiber gewohnt hätten? Es hat immer Barbaren gegeben, aber nur ein Hellas, nur ein Rom. Also hat es an den Hellenen und den Römern gelegen, wenn eine Kultur entstand. Seit Griechenland von Slaven bewohnt wird, einer minderwertigen Rasse, hat es keine zweite Blüte erlebt.

Professor Max Weber (Heidelberg): Griechenland fiel in der Zeit der Renaissance unter die Türkenherrschaft. Und was die Römer anlangt, — wissen Sie nicht, daß, wie ich wiederholen möchte, gerade die tüchtigsten Kaiserfamilien mit Barbarenblut durchsetzt waren? und daß dasjenige Kaiserhaus, welches in völliger Impotenz verkam, das julisch-claudische, vielleicht das einzig reinrassige römische war?

Schlußwort von Dr. Franz Oppenheimer (Berlin): Bei Professor Driesmanns habe ich mich zunächst für das Unrecht zu entschuldigen, das ihm von meiner Seite widerfahren ist. Ich habe nie die Absicht gehabt, seine Theorie mit der Henschelschen zu identifizieren. Aber da ich gezwungen war, drei Viertel meines Vortrags zu streichen, mag manches in eine mißverständliche Nähe gerückt sein, was nichts miteinander zu tun hat. Aus diesem unglücklichen Zusammenstreichen erkläre ich mir auch, daß meine Grundansicht so völlig hat verkannt werden können. Es ist mir gar nicht eingefallen, jede Bedeutung von Rasse zu leugnen, ich habe nur behauptet, daß Rasse nicht reinweg alles erklärt, wie die Rassetheoretiker glauben. Ich bin auch gar nicht nur Milieutheoretiker, ich erkläre nicht, daß alles aus Zufall kommt; ich bin vielmehr gegen jede Verallgemeinerung. — Sombart hat mir die Vernachlässigung der Unterdrücktentheorien vorgeworfen. Dabei rührt die These von den legitimistischen und den Naturrechtstheorien, das heißt den Gruppentheorien der Ober- und Unterklassen, gerade von mir her. — Wenn ich über die Gesellschaftsklasse bestimmte Aussagen gemacht habe und nicht über die Nation, ist es deshalb geschehen, weil die Klasse eine Gruppe ist, die ich ungefähr übersehen kann, was mir für die Nation ganz unmöglich ist. — Die bisherigen Rassentheorien haben nicht eine Spur wissenschaftlicher Grundlegung. Das hat Sombart selbst zugegeben. — Nun zu dem Ochsen, den Sombart in ein Schaf verwandelt haben will. Rasse ist ein Endprodukt, kein Anfang.. Aus

dem gemeinen Stier einen Musterstier zu machen, ist das Ziel der Züchtung, nicht ein Schaf — eine Unterart, nicht eine neue Art. Einzig in diesem Sinne: um eine Unterart zu bezeichnen — kann das Wort Rasse angewendet werden. — Und da ich keinen Uebergang von einer Art zu einer neuen behauptet habe, habe ich auch die Biologie nicht nötig. Wie es sich mit der Vererblichkeit bei Erhaltung und Veränderung der Art verhält, geht mich gar nichts an. Aber für Rassefragen liegt Vererblichkeit doch zutage: der Züchter rechnet jeden Augenblick damit, und unter unsern Augen haben wir die Neufundländerrasse entstehen sehen. — Professor Driesmanns will ich gerne zugestehen: es ist möglich, daß Rasse bei der Entwicklung der Kunst mitspielt; aber kein Mensch kann heute etwas davon wissen! Deshalb habe ich mich gewehrt — nicht gegen die Feststellung der Wirkung des Rassefaktors überhaupt, sondern gegen die maßlose Uebertreibung seiner Bedeutung und gegen jede Art von Rassedogma. Denn ich stehe allen einseitigen Theorien, auch der Milieutheorie gegenüber auf dem Standpunkt des non liquet.

* * *

Bei der unmittelbar anschließenden Neuwahl des Vorstandes wurden die bisherigen drei Vorsitzenden wiedergewählt.

Herr Dr. A. Vierkandt ist aus dem Vorstand ausgeschieden. Der Vorstand kooptierte Herrn Professor Dr. Karl Rathgen (Hamburg) als Mitglied.

Den Posten des Rechners übernahm provisorisch Professor Werner Sombart.

SCHRIFTEN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

1. Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.—22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M. Reden und Vorträge

1911. XII, 335 S. M. 8.—

Inhalt: Soziologie der Geselligkeit. Vortrag v. Georg Simmel. — Wege und Ziele der Soziologie Eröffnungsrede v. Ferdinand Tönnies — Geschäftsbericht v. Max Weber. — Technik und Kultur. Vortrag v. Werner Sombart. — Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und einige damit zusammenhängende Probleme. Vortrag v. Alfred Plötz. — Das stoisch-christliche Naturrecht und das moderne profane Naturrecht. Vortrag v. Ernst Troeltsch. — Soziologie der Panik. Vortrag v. Eberhard Gothein — Wirtschaft und Recht Vortrag v. Andreas Voigt. — Rechtwissenschaft und Soziologie. Vortrag v. Hermann Kantorowicz. — Debatten.

2. Verhandlungen des Zweiten Deutschen Soziologentages vom 20.—22. Oktober 1912 in Berlin. Reden und Vorträge

1913. VIII, 192 S. M. 4.40

Inhalt: Der soziologische Kulturbegriff. Vortrag v. Alfred Weber. — Die Nationalität in ihrer soziologischen Bedeutung. Referat v. Paul Barth. — Das Recht der Nationalitäten. Vortrag v. Ferdinand Schmid. — Rechenschaftsbericht für die beiden abgelaufenen Jahre v. Max Weber. — Die Nation als politischer Faktor. Referat v. Ludo Moritz Hartmann — Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie. Referat v. Franz Oppenheimer — Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens. Referat v. Robert Michels. — Debatten.

3. Verhandlungen des Dritten Deutschen Soziologentages vom 24.—25 September 1922 in Jena Reden, Vorträge und Debatten über das Wesen der Revolution

1923. VII, 56 S. M. 1.60

Inhalt: Ansprache des Präsidenten Ferdinand Tönnies. — Die Problematik einer Soziologie der Revolution. Vortrag v. Leopold von Wiese. — Zur Soziologie der Revolution. Korreferat v. Ludo Moritz Hartmann. — Diskussion.

4. Verhandlungen des Vierten Deutschen Soziologentages vom 29—30. September 1924 in Heidelberg. Reden und Vorträge

1925. VIII, 241 S. M. 8.40

Inhalt: Soziologie und Sozialpolitik. Vorträge v. Wolf Günther und Ludwig Heyde. — Wissenschaft und soziale Struktur. Vorträge von Max Scheler und Max Adler. — Diskussion.

5. Verhandlungen des Fünften Deutschen Soziologentages vom 26.—29. September 1926 in Wien. Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen.

1927. X, 227 S. M. 8.—

Inhalt: Demokratie. Vorträge v. Tönnies und Kelsen. — Naturrecht v. Rud. Goldscheid. — Aufgaben und Methoden der Beziehungslehre. Von L. v. Wiese. — Zolas Rougon. — Macquarts als literarische Quelle für beziehungswissenschaftliche Analysen. Von Hanna Meuter. — Diskussion.

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN

Umschlagneudruck 1927 von H. Laupp jr in Tübingen